Verschämte Predigten.

Schwarzbrod für's Christenvolk.

Von

Hiob Gradaus,

Priester.

Dritter Theil.

Regensburg, 1861.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

Erste Fastenpredigt.

Die Bienen fliegen aus in den Garten Gethsemane, den Honig christlicher Tugenden darin zu sammeln.

„Als Jesus dieß gesagt hatte, begab er sich mit seinen Jüngern über den Bach Cedron, wo ein Garten war, in welchen er mit seinen Jüngern ging.“ Joh. 18, 1.

Sinnreich vergleicht man das Christenthum in seinem Entstehen und Wachsthum mit einem jungen, neu ausfliegenden Bienenschwarm. Wenn in dem Bienenkorb die Brut lebendig wird und der jungen Bienlein allmählig wollen zu viele werden, stossen die Alten die erwachsenen Jungen sammt ihrem König mit Gewalt aus dem Korb und jagen sie fort. Damit aber diese sich nicht etwa in Gärten und Wäldern verfliegen, paßt ihnen bei ihrem Ausflug der Hausvater mit seinem Bienenkorb sorgfältig auf, steht da, sieht ihnen so lange zu, bis sie sich setzen, kehrt alsdann seinen Bienenkorb um, faßt sie darein, stellt sie vor das Fenster unter das Dach in's Trockene, und vergönnt ihnen zum Ausflug alle umliegenden Gärten, Aecker, Auen, Wiesen und Wälder.

Wie es mit den jungen Immenvögelein die alten machen, so hat es mit der Christenheit die alte Synagoge gemacht, zur Zeit, da jene zu wachsen begann. „Und es nahm,“ erzählt die Apostelgeschichte, „mehr und mehr zu die Menge der Männer und Weiber, die an den Herrn glaubten.“ (5, 14.). Zu Jerusalem ward ihrer nach und nach so viel, daß es den Juden nicht wohl bei der Sache war. „Was thun wir?“ fragten sie sich unter-

einander. „Dieser Mensch wirkt viele Wunder. Wenn wir ihn so lassen, werden Alle an ihn glauben“ (Joh. 11, 47. 48.). „Und damit nicht gar Alle an ihn glauben möchten, beschlossen sie also von diesem Tage an ihn zu tödten“ (53.); ihn, den König, sammt seinen Bienen suchten sie zu vertreiben und auszustossen. Daß ich der Wahrheit gemäß rede, bezeugt die Geschichte der Apostel durch die Worte: „Und es ward das Wort des Herrn ausgebreitet in der ganzen Gegend. . . . Die Juden aber vertrieben die Apostel aus ihren Gränzen“ (13, 49. 50.). Merket mir, Geliebteste! die Worte der göttlichen Schrift wohl: „Sie verstießen sie aus ihren Gränzen.“ Das ist ein rechtes Ebenbild der alten Bienen, die die erwachsenen Jungen sammt ihrem König ausstossen und sie aus Haß fortjagen, andere Orte zu suchen.

Ausgestossen in vollem Haß haben sie diesen neuentstandenen christlichen Bienenschwarm, sich selbst aber zum Schaden; denn wie der heilige Augustinus schreibt: „Christus nahm die Kirche an und stellte sie an Statt der Synagoge; denn durch den Unglauben ist die Synagoge von Gott getrennt worden, und durch den Glauben die Kirche mit Gott verbunden.“ Diesen von der jüdischen Synagoge ausgestossenen jungen Bienenschwarm der neubekehrten Christen hat Gott der himmlische Vater in dem Bienenkorb seiner gläubigen Kirche sorgfältig aufgefaßt und ihm zum Ausflug alle Theile der Welt vergönnt, wie sie denn auch alle Welt durchflogen, um den süßen Honig evangelischer Wahrheit einzutragen. „Ueber die ganze Erde geht aus ihr Schall, und bis an die Enden des Erdkreises ihr Wort.“ Ps. 18, 5.

Daß ich die allgemeine christliche Kirche mit einem Bienenkorb vergleiche, wolle mir Niemand verdenken. Es ist zwar, ich muß es bekennen, eine schlechte Sache um einen Bienenkorb, hat aber nichts desto weniger solche sinnreiche Lehrstücke in sich verborgen, daß Alle, auch die Gelehrten, so ihn von Weitem nur ansehen, darüber stutzen, weil sie die Allmacht Gottes in einer doch nur so geringen Sache nicht begreifen können. Der Bienenkorb ist gleichsam ein königlicher Palast, weil darin so viele tausend Bienen vereinigt sind unter einem König, welcher etwas

größer ist als die andern. So ist auch die christliche Kirche eine Versammlung vieler tausend gläubiger Christen unter einem sichtbaren Haupte. In dem Bienenkorb gibt es zweierlei Bienen, ein Theil fliegt aus, Nahrung einzuholen, der andere bleibt zu Haus und richtet in Ordnung ein, was die andern bei ihrer Rückkunft mitgebracht. Ebenmäßig ist die christliche Kirche in zwei Stände abgetheilt: der weltliche Stand fliegt aus, holt die Nahrung ein, die Geistlichen bleiben zu Haus und geben Unterweisung, wie sie das, was sie eingetragen, mit Nutzen und zum Heil ihrer Seelen genießen mögen. Die Bienen in dem Korbe haben verschiedene Verrichtungen; die eine bringt zum Bau Wasser, die andere süßen Morgenthau, die dritte Harz, die vierte Honig, die fünfte Wachs, schier jede etwas anderes. In allerhand Gewerbschaft besteht auch die Gemeinschaft der christlichen Kirche; der Eine ernährt sich mit der Feder, der Andere mit dem Hobel, der Dritte mit dem Hammer, der Vierte mit der Nadel, der Fünfte mit dem Pflug, schier Jeder auf eine andere Weise. Der Bienenkorb hat nur einen Eingang; bei diesem wird stets gewacht, komme man Nachts oder am Tag, auch bei der kältesten Winterszeit und wann man will, allezeit wird man Bienen darin finden, welche sorgfältig wachen, daß keine Hummel oder Hornisse diebischer Weise einschleichen und Schaden thun. In die christliche Kirche ist ebenmäßig nicht mehr als ein Eingang; „Ich bin die Thüre," sagt Christus. „Wenn Jemand durch mich eingeht, der wird selig werden." (Joh. 10, 9.) Mit aller Sorgfalt wacht die Kirche, daß keine Hummel oder Hornisse falscher Sekten und Ketzereien diebischer Weise eindringen und Schaden thun. Bienen, welche herumschwärmen und nicht in den Korb wollen, sind leicht hinein zu bringen, man zündet nur ein leinenes Tuch an und macht einen Rauch damit, oder nimmt etliche Hände voll Erde, und wirft sie unter sie, gleich geben sie sich zur Ruhe und bleiben sitzen. Mit den Gläubigen macht es ebenso die christliche Kirche; wann sie zur Fastnachtszeit aus dem Häusel kommen und stürmisch herumschwärmen, streut man ihnen, damit sie sich geben, Asche auf das Haupt mit jener Ermahnung:

„Gedenk, o Mensch, daß du Staub bist und wieder zu Staub werden wirst;" oder läßt sie in den Fastenpredigten riechen den Rauch des höllischen Feuers. Wer ein gläubiger Christ ist, und einen Funken wahrer göttlicher Liebe in sich hat, gibt sich zur Ruhe, läßt sich abschrecken.

Sehet, wie schön die Bienen und der Bienenstock mit der christlichen Kirche und den Gläubigen übereinstimmen. Ich will glauben, liebste Zuhörer, daß ihr in dem Bienenkorb der christlichen Kirche nutzbare Bienen seid, wenn ihr diese heilige Fastenzeit neben den vorhin genannten Eigenschaften noch eine andere des besagten Thierleins annehmen werdet. Von den Bienen weiß man nämlich, daß, wo ihr König oder die Königin ist, dahin fliegt auch der ganze übrige Schwarm. Ohne ihren König wollen sie nicht sein, wo ihr König ist, da wollen auch alle übrigen sein. Wünschen möchte ich, liebste Zuhörer, daß ihr die bevorstehende heilige Passionszeit auch solche Immenvögelein wäret, die ihrem König in heiligen Gedanken und Betrachtungen nachflögen, und auch da sein wollten, wo ihr König ist. Wer ist dieser König? Es ist derjenige, welchen Pilatus dem rachgierigen Judenvolke mit den Worten gezeigt: „Seht da euern König!" Es ist Jesus der Gekreuzigte. Diesem euern König möchte ich euch als nutzbare Immenvögelein diese heilige Passionszeit mit den zwei Flügelein der Andacht und des christlichen Eifers beherzt nachfliegen sehen.

Als Jesus mit seinem bittern Leiden und Sterben einen Anfang machen wollte, begab er sich mit seinen Jüngern über den Bach Cedron in einen Garten. Merket euch, Geliebteste! den Ort wohl; in einen Garten ist euer König ausgeflogen. Wem das Heil seiner Seele lieb ist, wer eine Honig eintragende Biene ist, der lasse sich durch Nichts abhalten, sondern fliege in Andacht seinem König nach. Euer König ist im Garten, im Garten fängt er sein heiliges Leiden an, im Garten erzittert die Stärke, im Garten trauert die Freude, im Garten schwitzet Blut Jesus Christus, der Sohn Gottes. Euer König ist im Garten: Bienen sind gerne im Garten, da gibt es viele Blumen, auf den

Blumen Morgenthau, im Morgenthau eine erquickende Süßigkeit. Jener Christ, der für eine nützliche Biene in dem Bienenkorb der christlichen Kirche will angesehen sein, fliegt seinem König dahin nach, setzt sich auf die Blumen, welche in jenem Garten wachsen, worin Jesus sein bitteres Leiden angefangen. Der euch dahin den Weg weist, werde ich sein, in den gewöhnlichen Predigten.

Für heute wollen wir Jesus auf seinem Gange in den Garten begleiten, und sehen, ob die christliche Biene, d. i. die andächtige Seele, nicht schon unterwegs einigen Honig sammeln kann.

Als sich der Herr aus Jerusalem begab, ging er über den Bach Cedron. Dieser Umstand, wie alle andern, ist nicht ohne Geheimniß. Es ist dieß jener Bach, von welchem David geweissagt hatte: „Aus dem Bache am Wege wird er trinken, darum wird er emporheben das Haupt;" Ps. 109, 7., d. h. er wird zuerst das unlautere, übelschmeckende Wasser der Trübsal trinken, und durch diese Demüthigung zur Herrlichkeit eingehen. Cedron bedeutet trübe, dunkel. Indem also Jesus Christus über den Strom der Finsterniß und des Schreckens geht, tritt er von diesem Augenblicke an in die tiefe Nacht der schwarzen Gedanken, des grausamen Hasses, der Hinterlist, des Betrugs, der Verleumdungen, Verräthereien, Heucheleien seiner Feinde, um ihr Opfer zu werden. Der Cedron fließt in einem Thale, das Jerusalem im Osten vom Oelberge trennt. In diesem Thale war ein Hain, den einst die Juden dem Moloch geweiht hatten, und wo sie ihre Knäblein diesem schändlichen Götzen zu Ehren lebendig verbrennen ließen. Die Asche wurde in den nahen Bach geworfen, der eben deßhalb Cedron oder schwarz und dunkel genannt wurde, wegen des schwarzen Rußes der verbrannten Leichen. Warum hat nun der Herr bei eben diesem Thale sein Leiden beginnen wollen, einen so frevelvollen, schändlichen Ort erwählt, um feierlich in den Tod zu gehen? Darum, Geliebte! um den Teufel am Sitze seiner ruchlosen Herrschaft anzugreifen, und durch seinen Uebergang über den Cedron der Welt zu erkennen zu geben, daß er durch seine Peinen den Teufel besiegen und über ihn triumphiren werde.

Daß Jesus auf den Oelberg geht, ist gleichfalls ein Geheimniß. Der Oelberg, an dem Jesus sein Leiden beginnt, ist eben jener Berg, von dem aus er sich bald triumphirend zum Himmel aufschwingen wird. Sehet also, sagt der heilige Ambrosius, wie uns der Herr durch diesen seinen ersten Gang anzeigt, auf welchen Wegen wir wieder zum Himmel geführt werden können, aus dem wir vertrieben worden. Wir müssen nämlich aus Jerusalem, der Stadt des Verderbens hinaus gehen, dem Umgang der verderbten Welt abschwören, wir müssen über den schwarzen Strom der Trübsale, der Opfer, der Demüthigungen, der Peinen gehen, wir müssen uns mit Jesus an den Ort der Sammlung, der Einsamkeit, des Gebetes, begeben, mit ihm am Fuße des Oelberges Gott uns darbringen: dieß ist allein der Weg, um uns mit ihm in den Himmel aufzuschwingen.

Warum begibt sich aber Jesus an einen abgelegenen, einsamen Ort außerhalb Jerusalems? Will er sich etwa auf diese Weise vor der gottlosen, bewaffneten Schaar verbergen, welche bald ausziehen wird, ihn gefangen zu nehmen? Ganz im Gegentheil; er mußte vielmehr erwarten, daß man ihn an diesem Orte suchen werde, denn es war der Ort, wohin sich der Herr des Abends zum Gebete zurück zu ziehen pflegte, und der deßhalb dem verrätherischen Jünger sehr bekannt war. Der Erlöser wollte also, indem er in diesen Garten ging, vielmehr dem Judas die Mühe ersparen, ihn anderswo zu suchen, sagt der heilige Cyrillus, und so seinen Jüngern und uns beweisen, daß er freiwillig in den Tod ging. Der wahre Abel geht von selbst auf das offene Feld, wo der wahre Kain, ohne einen Aufruhr des Volkes befürchten zu müssen, ihn leicht ergreifen kann, um ihn seinem grausamen Hasse zu opfern. Aber auch deßhalb, weil das Leiden Jesu Christi nicht eine Strafe, sondern ein Opfer, und zwar das erhabenste und ehrwürdigste aller Opfer ist, sollte das heilige Lamm nicht an einem gemeinen Orte, nicht am hellen Tage auf einem öffentlichen Platze, in einer Straße, beim Mahle gefangen genommen werden, sondern in der Nacht im Garten: nämlich zur Zeit und am Orte des Gebetes, wo der Sohn Gottes

zu Gott, seinem Vater, zu beten pflegte, und der darum ein wahres Heiligthum, ein wahrer Tempel Gottes war. Also Origenes.

Aber noch ein anderes und noch rührenderes und kostbareres Geheimniß entdeckt der heilige Cyrillus in diesem Gange des Erlösers in den Garten. Erinnert euch, sagt er, daß Adam im irdischen Paradiese das Gesetz übertrat. Jesus Christus begibt sich deßhalb heute in den Garten, damit sein Leiden an einem Lustorte beginnen sollte, wie unser Sündigen an einem Lustorte begonnen hatte. Jesus also, der in Gethsemane eintritt, ist der neue Adam, der in einen Garten geht, um damit seine Demuth und seinen Gehorsam, den Stolz und die Empörung zu sühnen, deren sich der alte Adam in einem andern Garten schuldig gemacht hatte.

Das ist also jener geheimnißvolle Garten, in welchen die Braut des Hohenliedes, als Vorbild der wahren Kirche, ihren Geliebten zu kommen bat. „Mein Geliebter komme in seinen Garten“ (Hohel. 5, 1.). Es ist nicht nöthig, daß wir diesen liebevollen Bräutigam durch unsere Bitten zu diesem Gange ermuntern, die Gewalt seiner Liebe treibt ihn genugsam dazu an: sehet nur, wie er mit schnellem Schritte, mit freudigem Angesichte dahin geht. Liebste Zuhörer! beeilen wir uns, ihm in diesen Garten zu folgen. Wo der König ist, müssen auch die Bienen sein. Flieget, christliche Bienen, mit den Flügeln der Andacht und des Eifers euerm Könige nach in den Garten Gethsemane. Diese heilige Fastenzeit will ich euch in diesem Garten gewisse Blumen zeigen, auf die ihr andächtig sitzen und aus denen ihr den süßen Honig wahrer christlicher Tugend und Andacht schöpfen möget. Bleibet nicht aus eiteln Vorwänden zurück; es ist eine heilige Zeit, mache sie ein Jeder sich verdienstlich und spiegle sich an den Immenvögelein, welche im Frühling und Sommer eintragen, damit sie den kalten Winter hindurch zu essen haben. Also auch, liebste Zuhörer, laßt uns Verdienste sammeln, so lange wir Zeit haben; „es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann“ (Joh. 9, 4.). Ich zweifle an euerm Eifer diese Fastenzeit nicht, darum will ich bei dem Blut schwitzenden Heiland draußen im Garten auf die nächste Fastenpredigt eurer harren. Amen.

Zweite Fastenpredigt.

Die in den Garten Gethsemane ausgeflogenen Bienen setzen sich auf die Oelbäume, und tragen den himmlisch-süßen Morgenthau eines übernatürlichen Trostes ein.

„Nachdem sie den Lobgesang gesprochen hatten, gingen sie hinaus an den Oelberg." Matth. 26, 30.

Meine Hoffnung hat mich nicht betrogen. Zu einem Ausflug in den Garten Gethsemane habe ich neulich meine Zuhörer als nutzbare Bienen aufgemuntert, in besagtem Garten neben Jesus, ihrem König, den süßen Honig christlicher Tugend und Andacht einzusammeln. Gottlob! heute haben sie in diesen Garten den ersten Ausflug gewagt, und ich lasse mich bedünken, so viele zum Eintragen begierige Bienen vor mir zu sehen, als ich Zuhörer vor mir habe. Umsonst, weiß ich wohl, fliegt kein Immenvögelein aus; entweder mit Morgenthau oder mit Wasser oder mit Honig oder mit Harz wohl beladen, kommt es allzeit heim. Ebenso, hoff' ich, werden meine Zuhörer nicht vergebens ausgeflogen sein, sondern als zum Eintragen begierige Bienlein werden sie auf eine gewisse Tugendblume in dem Garten Gethsemane sich setzen und den himmlisch-süßen Morgenthau eines übernatürlichen Trostes einsammeln wollen. Euer Eifer gefällt mir gar wohl, und ich versichere euch, was ihr in dem Garten Gethsemane suchet, werdet ihr nach Wunsch finden; folget nur meinem Rathe, schwingt euch mit den zwei Flügeln der Andacht und Einfalt in heiliger Betrachtung auf die im Garten Gethsemane stehenden Oelbäume, unter deren Schatten der betrübte

Heiland Blut zu schwitzen anfing. Glaubet mir, von diesen Oelbäumen werdet ihr nicht ohne sonderlich großen geistlichen Trost nach Hause zurückkehren; von diesen Oelbäumen trieft ein Morgenthau, von dessen Süßigkeit die begierigen Immenvögelein nach Wunsch sich laben können.

* * *

1) „Jesus begab sich mit seinen Jüngern über den Bach Cedron, wo ein Garten war, in welchen er mit seinen Jüngern ging," erzählt in Beschreibung des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi der heilige Evangelist Johannes. An diesen Garten stieß hart an der Oelberg, also genannt, weil er mit vielen Oelbäumen bepflanzt war. Wer auf den Oelberg wollte, mußte durch den Garten Gethsemane, weil kein anderer Weg dahin führte, darum verschweigt der heilige Evangelist Matthäus (und auch Lukas) den Garten und sagt: „Sie gingen hinaus an den Oelberg." In dem Garten Gethsemane nämlich ließ Jesus seine Jünger zurück, er aber ging einen Steinwurf weiter, nämlich noch etwas besser hinauf auf den Oelberg, und da unter dem Schatten der Oelbäume fiel er auf seine Kniee nieder, erhob die Hände im Gebete zu seinem himmlischen Vater und machte im heiligen Vorsatz den Anfang seines Leidens.

Warum, frage ich, warum hat Jesus von Oelbäumen aus zum Kampfe schreiten wollen? warum nicht von Palmbäumen oder andern Bäumen? Was haben Oelzweige mit einem so schrecklichen Kampfe zu schaffen? Nichts, nichts weiß man von Oelzweigen zur Kriegszeit, nach Palmzweigen verlangen diejenigen, welche ihres Feindes Meister geworden und triumphiren wollen. „Eine große Schaar," sagt der heilige Johannes in der Offenbarung (7, 9.), sah ich, die Niemand zählen konnte, aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen, sie standen vor dem Throne und vor dem Lamme, und hatten Palmen in ihren Händen." Palmzweige trugen sie, zum Zeichen ihres errungenen Sieges. Was will denn Christus zu Anfang seines Streites mit Oelzweigen? — Ja, was noch mehr ist: Als das Volk von Jerusalem von der Ankunft Christi Nachricht

erhalten, sagt der heilige Johannes, nahmen sie Palmzweige und gingen ihm damit entgegen. Hat er kurz zuvor bei seinem feierlichen Einzug in Jerusalem an den Palmzweigen Wohlgefallen gehabt, warum nach etlichen Tagen schon nicht mehr? Aus welchen Ursachen hatten jetzt die Oelzweige vor andern den Vorzug? — Liebste Zuhörer! er that es aus der Ursache, um aller Welt zu verstehen zu geben, daß er in diesem Kriege nicht so sehr für sich den Ruhm des Sieges, als vielmehr uns den lang ersehnten Frieden erringen wolle; nicht um seine Macht zu zeigen, sondern Barmherzigkeit auszugießen hat er diesen Krieg unternommen. Darum hat er unter den Oelbäumen den Anfang seines Leidens machen wollen, weil die Zweige des Oelbaumes der Welt von jeher als trostreiche Friedenszeichen gegolten haben.

Das große Weltschiff, die Arche Noe's, in welcher, was von Menschen übrig war, gerettet worden, ließ bei abnehmender Fluth sich endlich nieder auf einem Berg Armeniens, auf welchem Berge vermuthlich viele Oelbäume gestanden sind, weil jene Taube, die der Patriarch Noe ausfliegen ließ und die bald zurück kam, einen grünen Oelzweig in dem Schnäbelein trug. Auf diesen Berg Armeniens unter die umstehenden Oelbäume ließ sich dieß große Weltschiff nieder, Noe, den Patriarchen, des gestillten Zornes Gottes und des neu angebotenen Friedens zu versichern. Wie dieses große Weltschiff, so kommt mir das liebreiche Herz meines Heilandes vor. Eine wahre Arche Noe's, in welcher das Heil des gesammten Menschengeschlechtes vor dem Zorne des himmlischen Vaters allezeit sicher stund! Bei Anfang seines heiligen Leidens, welches ich billig eine Sündfluth nennen darf, weil in demselben Tod, Teufel und Sünde vertilgt worden, ließ sich dieß liebreiche Herz Jesu als eine andere Arche Noe's mitten unter die Oelbäume draußen auf dem Oelberge nieder, ohne allen Zweifel, um die Welt dadurch zu versichern, daß er Frieden mache durch das Blut seines Kreuzes, und durch ihn Alles mit Gott versöhnt werde, sowohl was auf der Erde, als was im Himmel ist (Col. 1. 20.).

Ehemals, besonders zu der Römer Zeiten, wenn nach langen

und schweren Kriegen endlich ein Theil müde geworden war und von dem feindlichen Theil Frieden begehrte, pflegte er gewisse Gesandten an gebührende Orte abzuordnen, welche grüne Oelzweige in den Händen trugen; wenn einer sie auch nicht kannte, wußte er doch, sobald er die Oelzweige gesehen, daß sie Friedensboten wären, die da den beleidigten Theil zu versöhnen suchten. Damit Jedermann wissen möchte, für wessen Heil Jesus, der Blut schwitzende Heiland, fußfällig seinen himmlischen Vater bitte, und zu welchem Ziel und Ende er hinaus in den Garten gegangen, hat er sich erwählt nicht etwa nur einen Oelzweig, wie vor Zeiten die Friedensboten, sondern der Oelbäume einen ganzen Wald, um sein großes Verlangen damit zu bezeichnen, welches er trage, die sündigen Menschen mit seinem erzürnten himmlischen Vater zu versöhnen.

2) Morgenthau eines übernatürlichen, geistlichen Trostes wird nach Genügen das begierige Immenvögelein auf diesen Oelbäumen finden, wenn es anders mit den zwei Flügelein der Andacht und der Einfalt in heiliger Betrachtung sich recht hinaufschwingt. Ob einem Stück möchte es sich zwar nicht ohne Ursache etwas entsetzen, doch wenn es die Sache in heiliger Betrachtung recht zu Gemüth führen wird, wird es auch aus dem einen großen Trost schöpfen, was uns sündige Menschen sonst billig erschrecken sollte. Es ist nämlich das rosenfarbene Blut, mit welchem der beängstigte Heiland den Oelberg tropfenweise gefärbt, als er aus Furcht Blut zu schwitzen begann. Wenn etwas erschrecken kann, so ist es dieß hochheilige Blut, welches ihm der Angstschweiß austrieb, denn wie eignet sich das Blut zu den Oelbäumen? Das Blut schreit Rache, die Oelbäume wollen Frieden; das Blut ruft die Gerechtigkeit an, der Oelbaum die Barmherzigkeit; das Blut redet von Krieg und Strafen, die Oelbäume von Gnade und Stillstand. Sind die umstehenden Oelbäume ein Sinnbild des lange ersehnten Friedens zwischeu dem erzürnten himmlischen Vater und uns sündigen Menschen, warum werden sie denn befeuchtet von dem im Angstschweiß abfließenden Blut unsers Herrn Jesu Christi? Wie schicken sich

zusammen Blut und Oel? Die Ursache dessen werde ich bald offenbaren, wenn ich euch zuvor aus der heiligen Schrift etwas erzählet.

Merkwürdige Ceremonien wurden im alten Bunde vorgenommen, wenn man einen zum Hohepriester weihte, welcher für das Heil des Volkes bitten sollte. Wie im 2. Buche des Moses 29. Kap. zu lesen, wurde ihm ein Gefäß mit Oel über das Haupt gegossen, darauf ein Widder abgeschlachtet, und mit dem Blute desselben das rechte Ohrläppchen, die Daumen der Hände und die rechte große Fußzehe des Neugesalbten bestrichen. Eine seltsame Priesterweihe! Soll der geweihte Priester dem sündigen Volke Gnade und Barmherzigkeit von Gott erbitten, was soll das Blut dabei, welches nur um Rache wider den Sünder schreit? Liebste Zuhörer! viel thut es dabei. Durch das wenige Blut, mit welchem der Priester bestrichen wurde, wollte ihm Gott zu verstehen geben, daß zwar jede Sünde wider den sündigen Menschen um blutige Rache hinauf in den Himmel schreie, doch lasse es Gott niemals an dem Oel der Barmherzigkeit mangeln, welches er, wenn anders das sündige Volk reumüthig in sich gehe und seine Fehler erkenne, in vollen Geschirren über es ausgieße, das Blut aber in den verhängten Strafen nur tropfenweise.

Jetzt, liebste Zuhörer! laßt uns wieder zu unserm Blut schwitzenden Heiland auf den Oelberg eilen; auch da bei ihm werden wir zu unserm großen Trost Blut und Oel finden. Oel fleußt aus den umstehenden Oelbäumlein, Blut tropft von seinem heiligen Angesicht. Das Blut hat ihm ausgetrieben die schwere Sünde, mit welcher das Menschengeschlecht Gott beleidigt hatte, die schwere Sünde, welche um Rache wider uns gegen Himmel schrie. Aber, o Trost! auch an dem Oel der Barmherzigkeit mangelte es dazumal nicht; mitten unter den Oelbäumlein betete er zu Gott, seinem himmlischen Vater, für das Heil des menschlichen Geschlechtes, zu sinnbilden den Frieden, die Gnade und Barmherzigkeit, welche sein heiliges Gebet bei Gott, seinem Vater, für das menschliche Geschlecht wider die Sünde ausgewirkt habe. O daß ich von diesen Oelbäumen einen Zweig abbrechen dürfte,

und zugleich damit jene Hoffnung, welche aus deinen blutigen Fußtapfen auf dem Oelberge sprießet, die Hoffnung, ein Kind der Seligkeit zu werden! O daß ich dieser Gnade würdig erfunden würde! O daß uns Allen diese mit den blutigen Schweißtropfen Jesu befeuchteten Oelbäume Friedenszeichen, Versicherungszeichen der ewigen Wahrheit wären! Was mich betrifft, hege ich darob gar keinen Zweifel. Was der heilige Kirchenlehrer Augustinus sich selbst zum Trost von den drei heiligen Nägeln und der Lanze hat schreiben dürfen, das darf ich ebenso keck von jenen Oelbäumlein sagen, unter denen der Blut schwitzende Heiland Jesus fußfällig für das Heil des ganzen Menschengeschlechtes seinen himmlischen Vater gebeten. „Die Nägel und die Lanze, sagt er, schreien mir zu, daß ich wahrhaftig mit Christus wieder versöhnt bin, wenn ich ihn lieben werde.“ Was der heilige Augustinus von Nägeln und Lanze, das sage ich von Bäumen und Oelzweigen, diese mit den blutigen Schweißtropfen befeuchtete Friedenszeichen versichern uns, daß wir in göttlicher Gnadenwahl Kinder der ewigen Seligkeit seien, wenn wir Jesum lieben, sein heiliges Leiden verehren, unsere Hoffnung auf die Verdienste seines rosenfarbenen Blutes setzen, der Frömmigkeit und Gottesfurcht uns befleißen, und was Gott verboten, sorgfältig meiden werden.

Merket wohl auf, liebste Zuhörer! Die Nägel, die Lanze, die Geißel, der Hammer und die andern Leidenswerkzeuge, der Garten, der Oelberg, die Oelbäume sind Allen ein Friedenszeichen, ein Versicherungszeichen der ewigen Seligkeit; dennoch werden nicht Alle selig, weil nämlich so Viele Jesum nicht über Alles lieben, sondern das Zeitliche mehr lieben als Gott. Hast du daher bisher Geld und Gut, Haus und Hof, Menschen und Vieh mehr geliebt, denn Gott, so bessere dich hinfüro, und leg ab diese deine irdische Liebe, liebe Gott über Alles, denn wer hier zeitlich Gott über Alles liebt, denselben auf ewig nichts betrübt. Amen.

Dritte Fastenpredigt.

Die Bienen nehmen, damit sie von dem Winde zeitlicher Ehre nicht unversehens fortgerissen werden, von dem Oelberg Steinlein, auf welche der betende Heiland niedergefallen, in ihre Füße.

„Und er ging ein wenig vorwärts und fiel auf sein Angesicht.“ Matth. 26, 39.

Den in den Garten Gethsemane ausgeflogenen Immenvögelein habe ich vor acht Tagen auf den Oelbäumen einen Ort ausersehen, wo sie sich in ihrem Fluge niederlassen und den himmlisch-süßen Morgenthau eines geistlichen Trostes einsammeln möchten. Heute aber finde ich in diesem sonst so blumenreichen Garten weder Bäume noch Blumen, worauf sie zu ihrem Troste sich setzen könnten; wollen sie ruhig sitzen, müssen sie auf der Erde bei Jesus, ihrem König, vorlieb nehmen. Es steht nämlich Jesus nicht mehr aufrecht mit erhobenen Händen zum Vater betend unter den Oelbäumen, sondern er ging ein wenig vorwärts, und fiel nieder auf sein Angesicht. Er fiel nieder: o erniedrigte Gottheit! auf sein Angesicht: o unermeßliche Demüthigung! Was soll ich denken über diese so erniedrigte Stellung Jesu, meines Heilandes?

1) Vor Zeiten, weiß ich wohl, mußten die Sklaven und Leibeigenen, wenn sie wegen eines Vergehens von ihrem Herrn gezüchtigt wurden, den Kopf zwischen die Kniee heben und abwärts gen Boden neigen, damit die Streiche besser verfingen. Ob es eigentlich darum geschehen sei, daß sich der im Garten

Gethsemane betende Heiland auf die Erde niedergeworfen habe, weiß ich nicht. Es könnte letztlich gar wohl sein. Denn nicht umsonst hat er die Gestalt eines Knechtes angenommen, nicht umsonst ward er den Menschen gleich und im Aeußern erfunden wie ein Mensch (Philipp. 2, 7.); er wollte unschuldig die Geißel, die Ruthe tragen, die uns bestimmt war, dem gemäß, was der heilige Geist durch den Mund des Propheten Isaias spricht: „Um der Sünde meines Volkes willen schlug ich ihn" (53, 8); und was derselbe Prophet vom leidenden Messias sagt: „Wahrlich er trägt unsere Krankheiten und ladet auf sich unsere Schmerzen! Er ist verwundet um unserer Missethat willen, zerschlagen um unserer Sünden willen." (53, 4. 5.) Dem armen Sünder nämlich durchzuhelfen, neigte er in tiefer Demuth sein heiliges Angesicht zur Erde, und bot seinem himmlischen Vater zu ferneren Geißelstreichen willig seinen Rücken an, als wollte er sagen: An mir, o himmlischer Vater! laß deinen Zorn aus, „für die Geißeln bin ich bereit" (Ps. 37, 18.); die Streiche, die dem sündigen Menschen gemeint waren, die lasse mir zu Theil werden, ich bin zu leiden bereit bis zur Vergießung des letzten Tropfen Blutes, der in meinen Adern ist; zu größerer Versicherung dessen biete ich dir an meinen Rücken, laß ihn nach Belieben durch die Rotte der römischen Soldaten oder die Henkersknechte mit Peitschen zerschlagen, mit Ruthenstreichen, mit Geißeln blutig hauen, mit Skorpionen zerreißen: ich bin zu leiden bereit, will alle Streiche, allen Schimpf, allen Spott willig annehmen, wenn nur dadurch der im Frieden mit dir versöhnt wird, der durch seine schwere Sünde dich, meinen himmlischen Vater, beleidigt hat. So, sage ich, könnte vielleicht der für das Heil des Sünders besorgte und auf seinem heiligen Angesichte liegende Heiland gesprochen haben; doch bin ich dessen nicht gewiß, und eben darum stehe ich noch im Zweifel, was das eigentlich bedeuten möge, daß er so verächtlich da auf der Erde liegt. „Er ging ein wenig vorwärts, und fiel auf sein Angesicht."

2) Warum so tief niedergebeugt zur Erde? Sonst weiß

ich wohl, wenn einem etwas Liebes, etwa Geld oder ein goldener Ring oder ein viel werther Edelstein vom Finger fällt, bückt man sich tief, und hebt es wieder auf; verliert es sich aber etwa in den Staub oder in einen Winkel oder in eine Spalte, daß man es nicht gleich vor Augen sieht und findet, fällt man nieder auf die Kniee, schaut begierig auf der Erde hin und her, schlüpft alle Winkel aus, und ist doch manchmal Alles umsonst, und verdrießt einen hernach nur die Mühe, daß man es so sorgfältig gesucht und doch nicht gefunden. Ob etwa aus dieser Ursache der Heiland sein heiliges Angesicht so tief abwärts geneigt? Könnte letztlich wohl sein, besonders darum, weil sich Christus der Herr selbst in der Parabel bei dem Evangelisten Lukas einem Weibe vergleicht, welches, wenn es von zehn Groschen einen verliert, ein Licht anzündet, das Haus auskehrt und genau nachsucht, bis sie denselben findet. Etwas Liebes muß der Heiland verloren haben, umsonst sucht er nicht so sorgfältig auf der Erde herum. Verloren nämlich in den Sündenwust hatte sich die edle Seele des Menschen: ihr zu Lieb neigte er sich so tief zur Erde, wendete im Nachsuchen so großen Eifer an; was ihn aber dabei über Alles schmerzte, war, daß er, ungeachtet er sie sorgfältig suchte, er doch nicht alle, ja ihrer nicht einmal den halben Theil hat finden können. „Ich suchte ihn, den meine Seele liebet, aber fand ihn nicht,“ klagt mit der Braut im Hohenliede (3, 1.) der betrübte Heiland. „Ich Blut schwitzender Jesus habe den gesucht, den meine Seele lieb hat, habe ihn aber nicht gefunden; nicht gefunden unter Andern denjenigen, der in den Erdenstaub sich verloren, in das Irdische sich verliebt, dem Irdischen nachgelaufen, diesen habe ich vergebens gesucht; die sich ihrer Schande rühmen, die irdisch gesinnt sind (Philipp. 3, 19.). Nicht gefunden habe ich denjenigen, der Finsterniß setzt zu seinem Verstecke (Ps. 17, 12.), der finstere Schlupfwinkel und heimliche Orte aussucht, um frei und ungestört seine Laster ausüben zu können, auch diesen habe ich umsonst gesucht; denn die sich weit von dir, o himmlischer Vater, entfernen, kommen um (Ps. 72, 27.). Nicht gefunden unter Andern denjenigen,

welcher in die Ritzen und Spalten der Unbußfertigkeit sich verfallen, denn weil er in Verzweiflung darin liegen bleibt, kann ihm mein Leiden zum Himmel nicht behülflich sein. Dieses mühsame Suchen ist also dem Heiland darum so schmerzlich gewesen, weil er voraussah, daß sein Leiden Wenigen von Nutzen sein werde, daß Wenige nur würden gerettet, die Meisten aber wegen ihrer Saumseligkeit würden verdammt werden. Seinerseits hat er dennoch nichts wollen ermangeln lassen, und hat darum an allen Orten und Wegen, Häusern und Winkeln den verlorenen Groschen gesucht, zuletzt draußen auf dem Oelberg gar mit gebogenen Knieen und bis zur Erde geneigtem Angesichte. Daß er zu ihrem Heile so wenige erblickt, ist seine Schuld nicht, es hätte ihn billig mögen verdrießen, daß er sie fleißig gesucht und dennoch das Mehrtheil nicht gefunden. Es könnte mithin vielleicht dieß die Ursache sein, warum der betende Heiland draußen im Garten Gethsemane sein heiliges Angesicht so tief zur Erde neigte. Doch bin ich dessen nicht vergewissert, ob ich damit die eigentliche Bedeutung getroffen und das Geheimniß ganz ergründet habe, darum beunruhigt mich noch der vorige Zweifel, warum der betende Heiland sich mit dem Angesichte gar niedergelegt bis auf die Erde.

3) Liebster Jesu! was ersiehest du denn Liebwerthes auf der Erde, daß du sie mit Mund und Angesicht zu berühren würdigest? Man möchte schier meinen, er habe im hohen Geheimnisse das mit der Erde vornehmen wollen, was vor Jahren der Prophet Elisäus mit einem todten Knaben.

Einem angesehenen Weibe zu Sunam, die unfruchtbar war, erflehte Elisäus von Gott einen Leibeserben. Der Knabe starb aber in wenigen Jahren, unter großem Weheklagen seiner Eltern. Doch die Mutter ließ das Vertrauen nicht sinken, sattelte eine Eselin und ritt in Begleitung eines Dieners zu Elisäus und klagte unter vielen Thränen ihre Noth. Und Elisäus gab seinen Stab seinem Diener Giezi, und befahl ihm, hinzugehen, und den Stab auf das Angesicht des Knaben zu legen. Giezi that so, aber da war weder Stimme noch Fühlen, und er kehrte

zurück und berichtete ihm und sprach: der Knabe ist nicht auferstanden. Da kam Elisäus in das Haus und siehe, der Knabe lag todt in seinem Bette; und er ging hinein und verschloß die Thüre hinter sich und hinter dem Knaben, und betete zu dem Herrn. Und er stieg hinauf und legte sich auf den Knaben, und that seinen Mund auf desselben Mund, und seine Augen auf desselben Augen, und seine Hände auf desselben Hände, und er beugte sich hin über ihn, und das Fleisch des Knaben ward warm und er erwachte zum neuen Leben. 4 Kön. 4.

Möchte man nicht vermeinen, der im Garten Gethsemane der Länge nach ausgestreckt auf der Erde liegende Heiland Jesus wolle eben das mit der Erde vornehmen, was zuvor Elisäus mit dem todten Knaben? Seitdem im Paradiese über die Erde der göttliche Fluch ergangen: „verflucht sei die Erde in deinem Werke, Dornen und Disteln soll sie dir tragen,“ ist sie krank und schier leblos geworden. „Wegen des Fluches trauert das Land und dürre sind die Gefilde der Trift,“ ruft Jeremias aus (23, 10). „Das Land wird traurig sein, welk und matt, welk der Erdkreis,“ sagt Isaias (Kap. 24.); das Land ist vergiftet von seinen Einwohnern. Darum wird der Fluch das Land fressen. Dann trauert die Weinlese, Alle seufzen, die fröhlichen Herzens waren. Es feiert die Freude der Pauken, das Getümmel der Fröhlichkeit hat ein Ende, es schweigt der Harfe süßer Klang. Alle Freude ist entflohen, weggeführt die Fröhlichkeit des Landes.“ In diesem ihrem Unmuthe ist die Erde soweit gekommen, daß sie ganz verdrießlich auch sogar die Stimme Gottes ihres Herrn nimmer anhörte. Es sandte zwar der allmächtige Gott seine Propheten, die ihr sollten zurufen: „O Erde, Erde, Erde, höre das Wort des Herrn“ (Jer. 22, 29.), bequeme dich seinen Geboten, gehorche seinem Befehle! Daß sie aber gebührende Antwort darauf gegeben, oder schuldigen Gehorsam geleistet, lese ich nicht, das aber wohl, daß nach und nach alle Ehrfurcht, alle Liebe gegen Gott ihren Schöpfer ganz erloschen.

Die Erde des über sie ergangenen Fluches zu entbinden, sie mit neuem Lebensgeist zu beschenken, und ihre in Kälte erstarrten

Bewohner mit der Liebe Gottes zu erwärmen, legte sich der betende Heiland Jesus während seines blutigen Angstschweißes ausgestreckt auf sie hin, wollte ein anderer Elisäus von der leblosen in der Liebe Gottes erstorbenen Erde so lange nicht aufstehen, bis sie wieder erwärmt einen neuen Geist athme, „nach dem Ebenbild dessen, der sie erschaffen."

Lauter schöne Gedanken und heilsame Betrachtungen, warum sich Jesus im Garten Gethsemane auf die Erde niedergeworfen. Doch ist damit das Geheimniß noch nicht völlig ergründet und die Bedeutung dieser tiefen Erniedrigung Jesu nicht erschöpft. Wer das Geheimniß ergründen und die eigentliche Bedeutung finden will, muß auf das bedacht sein, zu welchem Ziel und Ende er gekommen und sein heiliges Leiden angefangen. Wegen keiner andern Ursache geschah dieß, als um dem sündigen Menschen wieder in den Himmel zu verhelfen, welchen ihm seine eitle Ehrsucht verschlossen hatte.

4) Engel und Menschen hat die Ehrsucht und Hoffart um den Himmel gebracht. Zu hoch haben beide steigen wollen, darum sind beide des Himmels verwiesen worden: der hoffärtige Engel unwiderruflich in alle Ewigkeit, der sündige Mensch aber nur bis auf die vorbestimmte Zeit der Erlösung. Als nun Jesus, der Sohn Gottes, die Erlösung wirklich vollbrachte, hat er in seinem eigenen Beispiel dem hoffärtigen Menschen zeigen wollen, was für einer Demuth er ins Künftige sich zu befleißen habe. Mit gebogenen Knieen legte er sich auf den Boden, drückte sein heiliges Angesicht in tiefer Demuth zur Erde, und betete in voller Inbrunst zu seinem himmlischen Vater: „Herzliebster Vater, verschmähe nicht mich, deinen Sohn, der ich bis zur Erde gedemüthigt dich für das Heil des Menschen bitte. Weil er vom Geist der Hoffart verblendet dir in göttlicher Wissenschaft hat gleich sein wollen, ist er von dir billig aller Ehren entblößt und des Himmels verwiesen worden; ihn denn, welchen seine Hoffart um den Himmel gebracht, wollest du, bitte ich, durch die Verdienste der Demuth deines Sohnes wieder in Gnaden aufnehmen und mit der Zeit deiner Anschauung würdigen, damit durch

die Demuth wieder beglücket werde, der von der Hoffart zu Schaden gekommen."

Das merke sich wohl, wen ehrsüchtige Gedanken kitzeln, wem nicht wohl ist, wenn er nicht wie Andere seines Gleichen, wie Oel im Wasser, allzeit oben schwimmt. Spiegle er sich und lerne er von Jesus, seinem Heiland, den Weg, der in den Himmel führet. Hat es Jesum den Eingeborenen Sohn Gottes so tiefe Erniedrigung gekostet, dem hoffärtigen Menschen wieder den Himmel zu öffnen: wie mag denn der stolze Uebermuth der jetzt lebenden Weltkinder den Weg aufwärts in den Himmel finden? Jesus, voll Blut, ganz beängstiget und betrübt, liegt da auf der Erde und bittet für das Heil des wegen seiner im Paradies erwiesenen Hoffart zu Grund gehenden Menschen: und das stolze, vor Uebermuth stinkende Weltkind macht sich den Himmel so gewiß? Kann es also in den Himmel kommen, wünsch ich ihm viel Glück dazu; es wird aber vergebliche Mühe sein, Hoffärtige im Himmel zu suchen. Wenn durch die Demuth Jesu, des Sohnes Gottes, hat müssen erworben werden, was durch die Hoffart war verloren gegangen: wie kann es denn in seinem Uebermuthe sich Hoffnung zum Himmel machen? Lasse für meine Person es dafür sorgen, mich geht es weiter nichts an. Ich sorge nur für meine Immenvögelein; damit sie heute nicht vergebens ausgeflogen seien, soll ihnen folgende Eigenschaft der Bienen zur Lehre dienen.

Von den Bienen sagt man: Wann sie in's Feld fliegen und unversehens ein starker Wind entsteht, nehmen sie in ihre vorderen Füßlein kleine Sandsteinlein, damit sie, etwas beschwert, nicht so bald von dem Wehen des Windes mögen fortgerissen werden. Ein Steinlein von dem Oelberg, auf welchem der für das Heil des hoffärtigen Menschen betende Heiland in tiefster Demuth auf sein heiliges Angesicht sich niedergeworfen, will ich meinen heute ausgeflogenen Immenvögelein verehren, damit, wenn der Wind zeitlicher Ehrsucht in dem einen oder andern hochmüthigen Herzen unversehens entsteht, sie als fromme Christen ein Mittel haben mögen, sich vor demselben zu wehren.

Ein Jeder mit diesem Steinlein sich belade, damit ihm der Wind nichts schade. Dieses Steinlein ist die Demuth; damit ihn sein Hochmuth nicht auch zum Zweitenmale um den Himmel bringe, ist die Nachahmung der Demuth Jesu Christi das sicherste Mittel. Wer sich nach seinem Exempel hier zeitlich demüthiget, wird dort auch mit ihm zur ewigen Ehre und Herrlichkeit erhöhet werden. Amen.

Vierte Fastenpredigt.

Die in den Garten Gethsemane ausgeflogenen Bienen setzen sich auf die von den abfließenden Blutstropfen Jesu roth gefärbten Kornrosen.

„Und sein Schweiß ward wie Tropfen Blutes, das auf die Erde rann.“ Luk. 22, 44.

Die Heiden dichteten von einem Fürstensohn Adonis, daß er wegen seiner Liebe zur Göttin Venus das Leben lassen mußte. Denn da er aus Liebe zu ihr oft unsichere Straßen wandelte, und einst auch bei finsterer Nacht in's Waldgebirge gegangen, habe ihn ein wildes Schwein angefallen, ihn zu Boden gerissen und mit seinen Hauern also verwundet, daß er alsbald des Todes verblich; doch seien durch den Willen der Göttin Venus auf jenem Felde da, wo ein Tropfen seines Blutes die Erde benetzte, augenblicklich die schönsten Kornrosen gewachsen.

Denjenigen, der sich in das menschliche Geschlecht auch bis zum Verlust seines Lebens verliebt hatte, kennet ihr, Andächtige! es ist Jesus, der Sohn des Allerhöchsten. Was ihn den Himmel zu verlassen und auf die Erde zu kommen vermochte, war einzig und allein die Liebe; von dieser entzündet, sah er nicht an unsichere Straßen, verachtete augenscheinliche Gefahren, wagte sich mitten unter seine gehässigen Feinde; darum hat es ihn auch das Leben gekostet. Denn als er voll Liebe für den sündigen Menschen und sein Heil einst bei finsterer Nacht hinaus in's Gebirge in den Garten Gethsemane ging, hat diesen Adonis das vor Haß und Neid halb rasende Unthier, die jüdische Synagoge, durch ausgesandte Soldaten zu Boden gerissen, schimpf-

lich gebunden, schmählich gestossen, übel verwundet. Wie übel dieses rasende Unthier mit dem liebreichen Heiland draußen im Garten Gethsemane müsse umgegangen sein, ist daraus abzunehmen, weil schon die bloße Vorstellung der bevorstehenden Marter ihm den blutigen Angstschweiß ausgetrieben hat. „Und sein Schweiß ward wie Tropfen Blutes, das auf die Erde rann." O heiliges Blut, o theurer Schatz! So viele blutfarbige Kornrosen bedünkt mich, sehe ich aus der Erde herauswachsen, als ich abfallende Blutstropfen meines Heilandes zähle. Das Korn draußen auf dem Felde mit seinen rothen Rosen kann nicht also prangen, wie mit diesen seinen Blutstropfen der Garten Gethsemane. Jene fallen zwar schön in die Augen und geben in den Apotheken ein bewährtes Heilmittel ab; diese aber übertreffen an Werth Alles, was in der ganzen Welt schön, gut, zum Heile des Leibes und der Seele ersprießlich sein kann. Es haben also die heute ausgeflogenen Bienen so viele Blümlein, worauf sie sich zu ihrem Troste setzen können, als abfallende Blutstropfen die Erde benetzen; aus jedem Blutstropfen desjenigen, der genannt wird Jesus von Nazareth, d. i. Jesus von der Blume, sproßt eine Blume auf. Es thut einem nur die Wahl wehe, auf welches das zum Eintragen begierige Immenvögelein zuerst sich setzen soll. Doch kann es in diesem Zweifel nicht fehl gehen: setze es sich auf welches es Lust hat; den Geruch, die Wirkung, die Tugend, so eines hat, hat auch das andere; göttliche Stärke ist in allen, wie in einem, und in einem, wie in allen. Darum wäre, nach der Lehre der heiligen Väter, auch nur ein einziger vergossener Blutstropfen Jesu zur Erlösung des ganzen menschlichen Geschlechtes verdienstlich genug gewesen; daß er es hat fließen lassen bis kein Tropfen mehr in seinen Adern übrig gewesen, dazu hat ihn seine große Güte bewogen, jenem gemäß, was der königliche Prophet David singt (129, 7.): „Bei dem Herrn ist Barmherzigkeit, und bei ihm ist überreiche Erlösung."

1) Erhebe dich nun, meine Seele, und betrachte die Gewalt der Liebe! Wie groß muß sie gewesen sein, die durch sich selbst, ohne fremde Handanlegung, so viel Blutes erzwungen. Oft zwar hat der liebreiche Heiland für das Heil des sündigen Menschen sein heiliges Blut vergossen, doch ist es niemals ohne fremde Handanlegung geschehen, denn allein im Garten. Vergossen hat er es schon als ein acht Tage altes Kind in der Beschneidung, war aber das steinerne Messer daran Schuld; vergossen hat er es während seiner Geißelung, daß es wie ein Bächlein herabrann; vergossen hat er es bei seiner schimpflichen Krönung, bei seiner Annagelung an das Kreuz, bei Eröffnung seiner heiligen Seite; da geschah es aber jedesmal durch fremde Gewalt. Im Garten aber ist es geflossen ohne fremde Handanlegung, ohne Berührung eines Messers oder einer Geißel oder einer Ruthe oder eines Dornes oder eines Speers, bloß durch Gewalt der innerlich wirkenden Liebe. Ich trage, hat er damit sagen wollen, solche Liebe gegen den sündigen Menschen, daß wenn auch kein Henker da wäre, ich mein Blut von selbst zu vergießen bereit wäre, um jenen zu heilen.

Ihr kennet, Geliebteste! das Evangelium von der Auferweckung des Lazarus. Wie mitleidig das liebevolle Herz Jesu müsse gewesen sein, läßt sich aus folgenden Worten des Evangelisten abnehmen. „Als Jesus die Maria weinen, und die Juden, welche mit ihr gekommen waren, weinen sah, erschauerte er im Geiste, und betrübte sich selbst, und weinte. (Joh. 11, 33. 35.) Dieses Weinen beobachteten fleißig die umstehenden Juden, stießen die Köpfe zusammen, und sagte einer zum andern: „Siehe, wie er ihn lieb hatte!“ Die bei dem Grabe des Lazarus fließenden Zähren Christi waren den Juden ein Kennzeichen seiner Liebe; daran haben sie abgenommen, daß Jesus den Lazarus herzlich geliebt haben müsse, weil er mit den Andern klagend ihn beweint. Wenn er erst blutige Thränen vergossen hätte, was würden sie alsdann gesagt haben? Armer Sünder! dich will ich die Größe der Liebe daraus abnehmen lassen; mir, dir und uns Allen zu Lieb ist es geschehen, daß er,

ehe er uns zum Leben auferweckte, unsere Sünden mit blutigen Thränen beweinte, auf daß sie dem verwegenen Menschen, wie ein Kennzeichen der göttlichen Liebe, so auch eine Ursache des Abscheues über seine Sünden sein möchten.

2) Man erzählt von einem Weibe, deren Ehemann von einem ihrer Nachbarn grausam ermordet worden war, daß, weil sie als schwaches Weib sich nicht rächen konnte, auch ihre kleinen Kinder solches zu thun unvermögend waren, sie unterdessen ein Tuch nahm, in das Blut ihres ermordeten Ehemannes tauchte, und viele Jahre in der Truhe sorgfältig aufbewahrte, bis ihre Kinder zu mannbaren Jahren kamen, wo sie dann mit dem Tuch herausrückte, es ihnen vor die Augen legte, und sie durch das Blut ihres Vaters zur Rache wider ihre Feinde erbitterte. Es wäre zu wünschen, solche wider die Sünde erbitterten Gemüther lebten in unsern Leibern. Ach, daß doch das rosenfarbene Blut Jesu so oft einen innerlichen Haß wider die Sünde in uns erweckte, als wir die blutenden heiligen fünf Wunden unseres Heilandes am Kreuz im Vorübergehen erblickten! Gewißlich das theure Blut Jesu beherzt Niemand wahrhafter, und Niemand liebt es aufrichtiger, als wer seine Sünden beim Erschauen desselben zu hassen anfängt. Ich wollte wünschen, daß die rothen Kornrosen, die blutigen Schweißtropfen Jesu in dem Garten Gethsemane, allen an der Seele kranken Christen eine so kräftige Medicin würden, daß sie alles Gift der Sünde auswürfen und den süßen Honig der Gnade Gottes aus solchen Blumen sich sammelten.

Aber, aber Viele sind hierin den Spinnen gleich, welche aus den Blumen nichts als Gift saugen. Das sind die Maulchristen, welche sich als christliche Bienlein bekennen, aber im Werke zeigen sie sich als giftige Spinnen. Sie loben an Christus die Rosen seiner heiligen Blutstropfen, aber in der That machen sie sich selbe Gutthat nicht zu Nutzen, machen es schier wie die Knaben, welche nach den rothen Kornrosen laufen, Freude und Kurzweil daran haben, aber keinen andern Gebrauch davon zu machen wissen, als daß sie bisweilen das Blättlein in den Mund nehmen, damit blasen, hernach Stiel und Blumen weg-

werfen und mit Füßen darauf herumspringen. Also thun auch die Maulchristen; sie haben das Ansehen, als ob sie die Rosen der Blutstropfen Jesu hoch schätzten, und eine Andacht dazu trügen, nehmen die Blätter des Lobes oft in den Mund, lassen sich ganz erbaulich darüber hören: aber in der That ist keine rechte Bekehrung vorhanden, sondern durch ihre Sünden werfen sie gleichsam diese zum Heil der Seele nützlichen Blumen auf den Boden, treten sie mit Füßen, sammeln sich also statt des Honigs der Gnaden das Gift der höllischen Schlange und ihr eigenes Verderben, wie Judas, der Verräther.

Nach der Muthmaßung Vieler hat unser gebenedeiter Heiland den blutigen Schweiß noch auf seinem Angesichte liegen gehabt, als er Judas, dem Verräther, im Garten entgegen ging, daher, als er von Judas den Kuß annahm, die Lippen des Bösewichts von seinem blutigen Schweiß roth wurden. O entsetzliches Schauspiel, die gottesräuberischen Lippen sind roth von dem Blut, welches da ist der Preis der Erlösung, aber dem Judas zur tieferen Verdammniß gereicht. Sehet an das Thier mit dem blutigen Maul, von welchem der himmlische Vater billig sagen kann, was Vater Jakob gesagt hat: „Ein böses Thier hat meinen Sohn Joseph zerrissen“ (1. Mos. 37, 33.). Ja, Gott, himmlischer Vater, solche böse Thiere sind Judas und alle Judasbrüder oder Maulchristen, die das heiligste Blut Christi nur im Maul tragen, im Herzen aber durch ihre Sünden den liebsten Sohn auf ein Neues kreuzigen.

Anders wollen wir christliche Bienlein das rosenfarbene Blut uns zu Nutzen machen, daß sich der Brunnen der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit über uns ausgieße. Die Alten erzählen von einem Land, in welchem es niemals regne, sondern ein Brunnen steige aus den Tiefen der Erde und befeuchte dieselbe zu Zeiten; wenn der Brunnen nicht ausfließe und Alles verdorre, dürfe Einer nur in rothes Tuch sich kleiden und zum Brunnen gehen, dann fange er wieder an zu fließen und die Erde zu befeuchten. Geistlicher Weise ist die Erde die menschliche Seele. „Gleich Land ohne Wasser dürstet meine Seele nach

dir." (Ps. 142, 6.) In Mitten dieser Erde ist ein Brunnen, nämlich Gott selbst, welcher ist der Brunnen der Barmherzigkeit, er ist in dem Herzen des guten Christen. Dieser Brunnen lauft aus und befeuchtet die Erde der menschlichen Seele mit dem Wasser der Andacht, daß alle Gedanken, Worte und Werke in dem Tugendflor grünen. Geschieht es aber, daß wegen einer begangenen Sünde der Brunnen nicht fließt, so soll der Mensch mit rothem Tuch sich bekleiden; das rothe Tuch ist nichts anderes, als das Gedächtniß des heiligen Leidens und des vergossenen Blutes Jesu Christi; wo dieses rothe Kleid gegenwärtig, dort wird der Brunnen das Wasser der Andacht fließen lassen.

Wollte Gott, ihr würdet euch, liebste Zuhörer, dem mit blutigem Schweiße überronnenen Heiland zu Ehren, in Roth kleiden, damit ihr allezeit mit dem göttlichen Gnadenwasser befeuchtet und im Guten wachsen würdet. Wollte Gott, sage ich, eure Gemüther wären allezeit roth angethan mit dem Gedächtniß des theuern Blutes Christi, und eure Angesichter allezeit schamroth über eure Sünden, so würdet ihr euerm geliebten Heiland gleich, und erzeigtet ihm eine dankbare Gegenliebe. Die geistliche Braut hat den Geliebten wohl betrachtet. „Mein Geliebter ist weiß und roth," sagt sie (Cant. 5, 10.); weiß wegen seiner Unschuld und Heiligkeit, roth wegen seines für unsere Sünden vergossenen Blutes. Jesus ist aller Seelen Bräutigam; liebet ihr ihn, so seid auch ihr weiß und roth, denn die Liebe macht dem Geliebten gleich. Betrachtet mit Andacht und Reue sein vergossenes Blut, und bewirket dadurch eures Gewissens Reinigkeit und Unschuld. „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reiniget uns von aller Sünde" (1. Joh. 1, 7.). Amen.

Fünfte Fastenpredigt.

Die in den Garten Gethsemane ausgeflogenen Bienlein sind beschäftigt, mit Jesus, ihrem König, den bittern Wermuth in Honig zu versüßen.

„Mein Vater, ist es nicht möglich, daß dieser Kelch vorübergehe, ohne daß ich ihn trinke, so geschehe dein Wille!" Matth. 26, 42.

Wenn die Bienlein des Einsammelns wegen hinaus in den Garten fliegen, verachten sie in ihrem Ausflug kein Blümlein, verschmähen kein Kräutlein, überhüpfen kein Bäumlein, sei es auch so nieder, so unansehnlich, so übelschmeckend, so bitter als es nur immer wolle. Heikel ist das Immenvögelein nicht: es ist ihm ein niedriges blaues Veilchen so lieb, als ein hochgipfeliches Königskraut; eine taube Brennessel so gut, als eine starkriechende Lilie; bitterer Wermuth so angenehm, als eine wohlriechende Rose. Daneben versteht es die Kunst, nicht blos aus den Rosen süßen Honig zu sammeln, sondern auch das Bittere im Wermuth zu versüssen.

Bisher habe ich meine liebwertheste Zuhörer allezeit mit dem Namen nutzbarer Bienlein bezeichnet, welche gegenwärtige heilige Fastenzeit mit Einsammlung geistlichen Trostes zu Tugenden und guten Werken beschäftigt sind. Für nützliche, zum Eintragen begierige Immenvögelein habe ich sie, liebste Zuhörer, bisher allezeit angesehen; jetzt erst, da die heilige Fastenzeit allgemach zu Ende geht, beunruhigt mich ein starker Zweifel, ob ich dessen recht gethan oder nicht. Ich muß nämlich sehen, daß ihrer gar viele aus der Art der nutzbaren Vögelein schlagen, sich nur gerne auf wohlriechende süsse Rosen setzen, an dem Blüm-

lein aber, dem Bäumlein und Kräutlein, welches in seinem Geschmack bitter und der Natur zuwider ist, verdrossen vorüberfliegen; daß ihrer viele nur suchen, was lieblich, angenehm und süß, aber das, was bitter, übelschmeckend und widerwärtig ist, scheuen. Wie, sind das auch nutzbare Immenvögelein? Oder schlagen sie nicht vielmehr aus der Art? Und sind dergleichen süsse Honigmäuler nicht eher für Hummeln und Bremsen, als für nützliche Bienen zu halten? Ihr aus der Art geschlagenen Bienen, flieget heute in heiliger Betrachtung euerm mit Blut überronnenen Heiland draußen im Garten Gethsemane zu; von diesem euerm König lernet heute den Vortheil, das Bittere in Honig zu versüssen.

---

1) Was für gallenbittere Kräutlein er in dem Garten Gethsemane müsse angetroffen haben, kann man daraus abnehmen, weil auf den ersten Geschmack seine ganze Natur darob sich entsetzte. „Er fing an, zu zittern und sich zu entsetzen." Mark. 14, 33. Was er vor sich, und wohin er sah, war Alles voll Bitterkeit.

Bitterkeit und Schmerzen verursachten ihm seine Jünger, welche voller Schläfrigkeit seiner nicht achteten, ohne Trost ihn beten, schwitzen, zittern und zagen ließen.

Bitterkeit und Schmerzen verursachte ihm Judas, der Verräther, welcher aller empfangenen Wohlthaten vergessend an ihm meineidig wurde, ihn um ein Spottgeld den Juden verkaufte, und draußen im Garten seinen Feinden in die Hände spielte.

Bitterkeit und Schmerzen verursachte ihm das verstockte Judenvolk, welches mit Strick und Banden, mit Spieß und Stangen, mit Prügeln und Schwertern ihn als den größten Uebelthäter im Garten überfiel und gefänglich fortführte.

Bitterkeit und Schmerzen verursachte ihm der Kelch, welcher mit allerhand übelschmeckenden, galligten, giftigen Materien angefüllt, ihm von seinem himmlischen Vater zum Trinken dargereicht ward. Der überaus bittere Trank aber war, daß er leiden sollte auf dem Calvarienberg, auf welchem sonst nur die größten Uebelthäter hingerichtet wurden; daß er leiden sollte an

dem Stamme des Kreuzes, welches der schimpflichste und schmerzhafteste Tod war; daß er leiden sollte falsche Anklagen von den Zeugen, rasenden Zorn, gehässige boshafte Blicke von den Augen, Schmach und Unbilden von den Heiden; daß er von den Hohepriestern und Schriftgelehrten ungerecht zum Tode sollte verurtheilt werden; daß er kurz vor seinem Tode mit Essig und Galle getränkt werden sollte, und sogar nach seinem Tode seine heiligste Seite mit dem Speere sollte durchstochen werden, wodurch sein heiliges Herz also sollte zertrennt werden, daß nicht allein das übrige Blut, sondern auch Wasser herausfloß.

Dieser mit so giftigem, galligtem Tranke angefüllte bittere Kelch wurde ihm von seinem himmlischen Vater dargereicht, um ihn für das Heil des menschlichen Geschlechtes auszutrinken. Auf den ersten Geschmack hin hat sich zwar der Heiland darob entsetzet, sogleich aber als ein wahres Immenvögelein von diesem bittern Wermuth den so widerwärtigen Gallensaft an sich gesogen und in süßen Honig verwandelt. „Mein Vater, ist es nicht möglich, daß dieser Kelch vorübergehe, ohne daß ich ihn trinke, so geschehe dein Wille.“ „Mein Vater, ich sehe wohl, daß es dein göttlicher Wille ist, daß ich diesen bittern Kelch dir zur Ehre und dem Menschen zum Heile austrinke; weil es dir gefällig ist, also mit mir zu verfahren, will ich es geduldig von deiner väterlichen Hand annehmen, will geduldig leiden nach deinem Gefallen; mach' es mit mir nach deinem Belieben; willst du, daß ich sterbe, so geschehe dein Wille.“

2) Das, das, liebste Zuhörer! heißt den bittern Gallensaft versüssen in Honig. Die für wahre, nutzbare Bienen wollen angesehen sein, müssen Jesu, ihrem König, nacharten, sich nicht vor jenen bittern Kräutlein scheuen, welche ihnen im Garten wachsen. Wahre Immenvögelein verwandeln das, was im Geschmack bitter und der Natur zuwider, es sei viel oder wenig, mit Jesus in Honig. Zu süssem Honig nämlich wird aller Wermuth, wenn man nur den Vortheil recht weiß. Es gibt rothe Blumen, der gemeine Mann heißt sie Kreuzblumen, von Kreuzblumen steht unser ganzer Garten voll, ihre Kostbarkeit aber

wollen Wenige loben, weil sie nicht gar wohl riechen. Es fliege das Immenvögelein aus oder ein, so stehen ihm die Kreuzblumen im Weg. Keiner ist, der nicht in seinem Stande etwas zu leiden hat. Doch wachsen dem einen diese Blumen im Garten stärker als dem andern; im täglichen Hauskreuz ist ein großer Unterschied, weil der Eine mehr, der Andere weniger zu leiden hat, Alle aber drückt das ihrige. Es sei das Kreuzblümlein so klein als es wolle, so hat es doch etwas von Bitterkeit an sich, worüber heikle Zuckermäuler das Maul krümmen und den Kopf schütteln. Es legt etwa Einen Gott der Allmächtige an einer Krankheit in's Bett; oder läßt ihm durch verhängtes Unglück Haus und Hof in Rauch aufgehen; oder ihm durch Güsse oder Austreten des Flusses Wiesen und Felder überschwemmen; oder läßt im Sturmwind Hagelschauer auf sein Korn fallen; oder läßt ihn durch böse Zungen an seinem guten Namen angreifen; oder läßt ihm zu Kriegszeiten sein Vermögen nehmen: gleich wird er, wenn er sonst heikel ist, voll Verzweiflung seinen Kopf schütteln und sich über die Bitterkeit solcher Kreuzblumen beklagen. Wer aber in christlichem Heldenmuth weiter nicht heikel ist, der macht es wie die Bienen: was schon im Geschmack bitter und der Natur zuwider ist, verwandelt es in Honig; der folgt Jesu, seinem Könige, nach, versüßt das was bitter ist, nimmt es willig von Gott, seinem himmlischen Vater, an, mit den obenangezogenen Worten Jesu Christi: „Mein Vater, ist es nicht möglich, daß dieser Kelch vorübergehe, ohne daß ich ihn trinke, so geschehe dein Wille.“ Ich kann nicht glauben, daß eine liebende Christenseele auf dergleichen heldenmüthige Ergebungen in den Willen Gottes etwas Bitteres mehr merken könne; denn was dem Kreuzblümlein von Natur Widerwärtiges und Bitteres anhängt, das versüßt die tugendreiche Resignation in den Willen Gottes. Ich will sagen, von Natur ist zwar das uns Menschen zuwider, was uns wehe thut; allein mit Jesus muß der Geist willig von der Hand Gottes annehmen, was das Fleisch als bitter und widerwärtig verwirft.

In dergleichen Umständen muß es der Geist mit dem heikeln

Fleisch machen, wie ein sorgfältiger Rebmann mit seinem Weinstock, welchen derselbe, wenn er sich krümmen will, sorgfältig aufrichtet, an den Rebstecken bindet und mittelst des Bandes ihn nicht in die Tiefe fallen läßt.

Der Geist muß es in dergleichen Umständen machen mit dem heikeln Fleisch, wie der Adler mit seinen Jungen; wenn er ihnen die Sonne zeigt und merkt, daß sie nicht schnurgerade in den Glanz hineinsehen, sondern den Kopf etwas auf die Seite neigen, wendet er sie mit seinem Schnabel und hält sie starr gegen die Sonne.

Der Geist in dergleichen Umständen muß es machen mit dem Fleisch, wie der Schulmeister mit seinem Schulkinde; wenn dieses ein oder das andere Wort nicht recht ausspricht, fällt er ihm darein und sagt ihm mit deutlichen Worten vor, wie es reden soll: also, sprech' ich, muß es auch der Geist mit dem Fleisch machen, welches sich nur in die Tiefe, nach dem was süß ist, neigen will, ob dem aber einen Widerwillen zeigt, was bitter ist. Der Geist muß da das Fleisch lehren, wie es sich in den Willen Gottes schicken, Krankheiten, Trübsal, Angst, Elend und Noth von der Hand Gottes annehmen und in süßen Honig verwandeln soll. Diesen Weinstock, der sich zur Erde neigt, muß er sorgfältig aufbinden und im Guten befestigen; diesem lichtscheuen Adler muß er den Glanz dieser hohen Tugend vorweisen und an das gewöhnen, was ihm zuwider ist; dieses Schulkind muß er fein deutlich das Wort „Ich will“ aussprechen lehren: will mich Gott krank haben, will ich's auch; will mich Gott hier heimsuchen, will ich's auch; will Gott mich sterben lassen: will ich's auch. Wenn dann der Mensch dieses deutlich, verständlich, herzlich aussprechen kann, steht es wohl um ihn. Gott gebe, daß wir, so oft wir es aussprechen, es von Herzen sagen, damit wir je näher und näher zur Seligkeit kommen, welche in der Vereinigung mit Gott besteht. Amen.

Sechste Fastenpredigt.

Von der Vorbereitung zum Tode.

„Da Jesus wußte, daß seine Stunde gekommen sei, um aus dieser Welt zum Vater zu gehen, und er die Seinigen, die in dieser Welt waren, lieb hatte, so liebte er sie bis an's Ende." Joh. 13, 1.

„Es ist dem Menschen bestimmt, einmal zu sterben, worauf das Gericht kommt" Hebr. 9, 27. Einem wie dem Andern hat Gott die Stunde bestimmt, in welcher ihn der Tod gleich einem Sturmwind zu Boden reißen wird. Wir wissen aber die Stunde nicht. Dem Einen ist bestimmt eine Stunde in der Frühe, dem Andern eine Stunde um Mittag, dem Dritten eine Stunde in der Nacht; wann wir am wenigsten daran denken, reißt uns der Sturmwind zur Erde. „Als deine Söhne und Töchter aßen und Wein tranken im Hause ihres Bruders, des Erstgeborenen, kam plötzlich ein heftiger Wind von der Wüste her, und erschütterte die vier Ecken des Hauses: es fiel, erschlug deine Kinder, und sie starben:" also meldete der Bote dem Job (1, 18. 19.). Diese ereilte der Tod während der Mahlzeit, wahrlich eine unverhoffte Stunde! Balthasar, der König, war munter und wohlauf unter seinem Hofstaat, lobte seine Götter, und sprach auch den Andern zu, mit ihm lustig zu sein; in derselben Stunde ließen sich Finger sehen, gleich einer Menschenhand, die schrieben dem Leuchter gegenüber oben auf die Wand des königlichen Saales etliche Worte, welche ihm den Tod ankündigten. Eine unverhoffte Stunde! Es wäre so entsetzlich nicht, wenn man nur vorher die Stunde wüßte, wann dieser Sturmwind sich erheben, das Haus unserer Seele erschüttern

und über den Haufen werfen wird; dann wüßte man sich doch danach zu richten. Denn wer stirbt gern ohne Vorbereitung? Wer geht gerne zur Hochzeit des Königs der Glorie ohne das hochzeitliche Kleid? Wer führt gerne vor dem Richterstuhl Gottes einen Prozeß, ohne sich vorher gute Fürsprecher gemacht zu haben? Wer tritt gerne den finstern Weg der Ewigkeit an, ohne das Licht hellleuchtender Tugenden? Wer reist gerne aus dieser in die andere Welt, ohne vorher einen Wechsel reichlicher Verdienste sich verschafft zu haben? Niemand, Niemand, sogar der Sohn Gottes nicht.

---

1) „Da Jesus wußte, daß die Stunde gekommen sei, um aus dieser Welt zum Vater zu gehen, und er die Seinigen, die in dieser Welt waren, lieb hatte, so liebte er sie bis an's Ende.“ Das ist: Jesus Christus, die Stunde seines Todes nahe wissend, ließ stärker als zuvor die Tugendstrahlen seiner Liebe leuchten.

Stärker ließ er die Strahlen seiner göttlichen Liebe ausströmen und leuchten in der Einsetzung des wunderbaren Geheimnisses des hochwürdigsten Sakraments, in welchem er unter den Gestalten des Brodes und Weines den Seinigen leibhaft sich darreichte, um sich auch innerlich mit denen zu vereinigen, mit welchen er äußerlich so große Gemeinschaft gepflogen.

Stärker ließ er die Strahlen seiner göttlichen Liebe leuchten in der Abwaschung der Füsse seiner Apostel, welche er mit gebogenen Knieen in seine heilige Hände nahm, mit seinen heiligen Fingern vom Schmutze reinigte, demüthig mit seinem heiligen Munde küßte, anmuthig mit seinen Thränen benetzte, sorgfältig mit einem Tuche trocknete, und liebreich an sein Herz drückte.

Stärker die Strahlen seiner göttlichen Liebe in Unterwerfung seiner göttlichen Person, die er zur Erhöhung des gefallenen Menschengeschlechtes also tief demüthigte, daß er sogar die Gestalt eines leibeigenen unter die Peitsche gehörigen Sklaven annahm; willig den Rücken zu Geißelstreichen entblößte; Spott, Schande und Vermaledeiung von seinen Widersachern anhörte; sich verachten, verlachen, verspotten ließ auf dem verächtlichen

Kreuzholz, die Füsse sich ausstrecken, die Arme ausspannen, und zum Schauspiel der ganzen Welt sich erhöhen ließ.

Stärker die Tugendstrahlen seiner göttlichen Liebe in geduldiger Ertragung der Schmerzen, welche seinen Leib also einnahmen, daß kein Glied an seinem Leib gewesen, das nicht verletzt, keine Muskel und Flechse, die nicht auseinander gezerrt, keine Ader, aus der nicht das letzte Tröpflein Blutes erpreßt, keine Spanne Fleisch, die nicht mit Streichen schmerzlich verwundet wurde.

Häufiger die Strahlen seiner göttlichen Liebe in standhafter Ertragung der grausamsten Marter, die in ihren Umständen so groß war, daß seine heiligen Augen nichts sahen als Aergerniß, seine heiligen Ohren nichts hörten als Spott und Lästerworte, seine heiligen Lippen nichts verkosteten als Galle und Essig, seine heiligen Hände nichts berührten als Wunden. Ja sogar keine Kräfte der Seele sind gewesen, die nicht verwirrt wurden; kein Grad der Ehre, der nicht beschimpft; kein Lob in seinem Ruf, das nicht beschmutzt; keine Hochschätzung seiner Würden, die nicht geschmälert wurde.

Stärker die Strahlen seiner göttlichen Liebe in der willigen Nachlassung der ihm zugefügten Schmach und Unbilden, die so weit ging, daß er den, der ihn verrathen, freundlich küßte; dem, der ihn mit gefangen nahm, das abgehauene Ohr wiederum anheilte; den, der ihn dreimal verläugnete, durch einen wehmüthigen Blick zur Reue ermahnte; denen, so ihn schmählich an's Kreuz nagelten, von Herzen verzieh, und auch seinen himmlischen Vater demüthig bat, er wolle ihnen solche Unbild verzeihen.

Alles darum, damit er uns lehre, das Nämliche zu thun, nämlich gegen das Ende unseres Lebens die Tugendakte zu vermehren und zu erhöhen.

2) „Da Jesus wußte, daß seine Stunde gekommen sei, um aus dieser Welt zum Vater zu gehen, und er die Seinigen, die in dieser Welt waren, lieb hatte, so liebte er sie bis an's Ende." Am Ende, bei herannahendem Tode ließ er häufiger und stärker leuchten die Strahlen seiner göttlichen Liebe. Thut dieß, ehe er aus dieser Welt zum Vater geht, des Menschen Sohn, der das

Ebenbild des himmlischen Vaters, das Vorbild aller Tugenden, der Inbegriff aller Vollkommenheit ist: was muß dann des Menschen Sohn thun, der ein Vasall der Sünde, ein Sklave seiner Begierden, ein Geschirr voll Unrath, ein Inbegriff aller Fehler und Unvollkommenheit ist? Auf einen Jeden von uns wartet auch seine Stunde; Gott gebe, daß es glücklich ablaufe! Zu dieser Stunde, da ich rede, scheiden vielleicht tausend Seelen von ihren Leibern, und werden alsbald vor den Richterstuhl Gottes gestellt. Was wollte ein Jeder aus uns jetzt thun, wenn er ihnen in dieser Stunde Gesellschaft leisten müßte? Wäre er genugsam vorbereitet, diesen Weg anzutreten? Wehe dem, der ohne christliche Vorbereitung in die Ewigkeit gehet!

Die Juden bei Isaias (Kap. 22.), als sie von ihren Feinden eingeschlossen keine Rettung mehr sahen, bereiteten sich also zum Tode vor, daß sie sprachen: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen müssen wir doch sterben." Wohl eine saubere Vorbereitung zum Tode; wer mag mit einer solchen den Sprung in die Ewigkeit wagen!

Etwas Besseres lehret uns jenes den Juden gegebene Gesetz: „Am zehnten Tage des Monats Nisan nehme ein Jeglicher ein Lamm, je nach ihren Familien und Häusern. . . Und ihr sollt es aufbewahren bis zum vierzehnten Tage dieses Monats; dann soll es die ganze Gemeine der Söhne Israels schlachten gegen Abend." (2. Mos. 12, 3. 6.) Wenn man erst am vierzehnten Tage das Lamm schlachten sollte, warum mußte es schon am zehnten Tage gekauft und vier ganze Tage im Hause aufbewahrt werden? Es wäre ja Zeit genug gewesen, wenn man es am Schlachttag gekauft hätte? Antwort: Das war der Tag des Auszuges aus der ägyptischen Gefangenschaft, darum mußte man es etliche Tage zuvor bereiten, und sollte diese vorherige Anschaffung dazu dienen, daß sie nicht unvorbereitet waren, denn so oft das Lamm einen Schrei that, war ihnen das gleichsam ein Trompetenschall, der sie ermahnte, sich fertig zu machen zum Aufbruch.

Der Tag des Todes ist der Tag des Auszuges aus der ägyptischen Gefangenschaft: man muß sich darauf richten, und

das nicht bis auf den letzten Tag aufschieben. Das unschuldige Lamm Gottes, das für uns am Stamme des heiligen Kreuzes hat müssen geschlachtet werden, muntert uns dazu auf, daß wir uns auf diesen Tag fertig machen, damit, wann die Losung zum Abzug uns vom Tode gegeben wird, wir ohne Verweilen den Weg in die Ewigkeit antreten mögen. Denn wir wissen nicht, wann unser Stündlein kommen wird; ausbleiben wird es nicht. Wen es überrascht und ohne die nöthige Vorbereitung zum Tode überfällt, dessen Antheil ist der Höllenpfuhl, der in Feuer und Schwefel brennt.

Die Vorbereitung auf die Ewigkeit ist oft sehr schlecht. Denn weil die Meisten es für unnöthig erachten, an den Tod zu denken, weil er ja ohnedieß zu früh komme, darum wird die Vorbereitung auf denselben, wo nicht gar unterlassen, doch von einem Jahr in's andere, oft sogar bis auf das Todbett verschoben, wo die Nacht uns überfällt, in der Niemand mehr wirken kann, in der das Heil der Seele nicht mehr kann bewirkt werden. Daher geschieht es, daß die Einen aus dieser Welt scheiden, wie die Schwalben, die Andern wie die Seidenwürmer. Die Schwalben fliegen von hinnen in andere Länder und hinterlassen uns nichts als ein Nest, welches von Koth und Strohhalmen gemacht ist: hingegen die Seidenwürmer spinnen, ehe sie zu einem Vogel werden und abfliegen, die edelste Seide, womit sie die fürstlichen Höfe, die Kirchen, Altäre und Gotteshäuser auf das Köstlichste zieren.

„Kommet, wir wollen uns eine Stadt bauen und einen Thurm, dessen Spitze bis an den Himmel reichet, und lasset unsere Namen berühmt machen, ehe wir in alle Länder zerstreut werden.“ 1. Mos. 11, 4. So sprachen die Geschlechter Noe's nach der Sündfluth, ehe sie von einander schieden. Eine rechte Schwalbenart, welche sich einbildet, sie habe genugsame Vorbereitungen zum Hinscheiden gemacht, wenn sie zur Verewigung ihres Stammes und Namens babylonische Thürme, majestätische Gebäude, herrliche Paläste angelegt und aufgeführt habe, da dieses oft zur ewigen Seligkeit mehr hinderlich als förderlich ist,

absonderlich wenn die Absicht ihres Vorhabens, wie derer zu Babylon, das eitle Menschenlob ist!

Tröstlicher hierin handeln die Seidenwürmer, welche vorher Tag und Nacht spinnen, ehe sie abfliegen. Trösten, will ich sagen, kann sich bei herannahendem Sterbstündlein der Gerechte, wann er sich bewußt ist, daß er zur größeren Ehre Gottes die Kirchen und Gotteshäuser begabt, die Altäre gezieret, die Armen bekleidet, die Hungrigen gespeiset, die Kranken gelabet, viel Böses verhindert, viel Gutes gewirkt habe; denn auf solche Vorbereitung zum Tod geben sie in Umarmung ihres gekreuzigten Heilandes Jesu Christi ebenso ruhig den Geist auf, als ein Kind, welches an seiner Mutter Brust einschläft.

Eifert daher, liebste Zuhörer! demjenigen nach, der Ps. 21, 7 von sich sagt: „Ich bin ein Wurm, und kein Mensch;" spinnet, ehe ihr in die Ewigkeit abfliegt, zuvor eine zarte Seide verdienstlicher Tugenden; mehret, ehe ihr aus dieser Welt heimgehet zum Vater, eure guten Werke, und erhöhet deren Verdienste täglich durch die Liebe, damit euch auf solche würdige Vorbereitung der Ausgang aus diesem mühseligen Leben Eingang zum ewig glückseligen werde. Amen.

Auf den sechsten Sonntag nach Ostern.

Von der zuvorkommenden Gnade.

„Wenn der Tröster kommen wird, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, derselbe wird von mir Zeugniß geben. Und auch ihr werdet Zeugniß geben." Joh. 15, 26, 27.

Im sittlichen Sinne sind wir Alle berufen, Jesu Christo Zeugniß zu geben. So bezeugten ihn schon die Apostel nicht blos durch Lehre und Wunder, sondern auch durch ihren Wandel; so auch die glorreiche Schaar aller heiligen Blutzeugen, Bekenner, Jungfrauen ꝛc. O möchten doch auch wir eintreten in diese heiligen Reigen, durch unsern Lebenswandel, durch Geduld in Kreuz und Leiden, an den Tag legen, daß Jesus unser Lehrmeister, unser Herr und Gott sei. Möchten wir durch Wort und Beispiel Jesu Zeugniß geben nicht blos vor den Unsrigen, sondern auch vor den Feinden Gottes, „damit der Widersacher sich scheue, wenn er nichts Böses von uns zu sagen hat;" (Tit. 2, 8.) da die Gottesfeinde großentheils nur zu oft durch die Aergernisse derer, die sich blos äußerlich zu Jesus bekennen, in ihrer Verstocktheit noch bestärkt werden.— An dem heiligen Geiste liegt die Schuld nicht, wenn wir Jesu nicht Zeugniß geben. Denn der allmächtige Gott pflegt das Jahr hindurch gar oft durch seine unermeßliche Gütigkeit und Gnade uns zuvor zu kommen, an der Thüre unseres Herzens und Geistes zu klopfen, um uns von dem Schlafe unserer Trägheit und Sünde aufzuwecken. Es wirkt aber leider diese zuvorkommende Gnade, welche

den Willen des Menschen zum Guten aufweckt, bewegt, anreizt und zur Einwilligung einladet, bei uns Menschen sehr ungleich Ungleich bei Maria Magdalena und Judas dem Verräther; ungleich bei dem zur Rechten und bei dem zur Linken des Herrn hängenden Schächer; ungleich bei den Heiden und bei den Juden; ungleich noch täglich bei den Frommen und bei den Gottlosen! Unerachtet diese Gnade alle göttliche Hülfe zur Erweckung und Bekehrung des Sünders in sich einschließt, sieht man doch jeder Zeit eine ungleiche Wirkung auf Seite der Menschen.

---

1) Es hat nämlich mit der Wirkung der Gnade die nämliche Bewandtniß, wie mit den Statuen und Bildnissen in einem fürstlichen Lustgarten. Man findet darin Engel mit ihren Posaunen, Mähder mit ihren Sensen, Jäger mit ihren Büchsen, Hecken voll Vögel, Drachen in den Höhlen, Meerfräulein unter dem Wasser, Waldgötter hinter den Bäumen, Löwen, Widder und Einhörner, großmaulige Fratzengesichter überall herum an den Mauern und Wänden. Wer das Ziel und End, warum sie da stehen, nicht weiß, staunt und staunt, und lacht ihrer seltsamen Gesichter und Posturen. Es rührt sich nichts, sitzt Alles still, schweigt Alles still; möchte Einer schwören, keines könne sich bewegen.

Erwarte aber nur die Ankunft des Meisters, so das Ganze unter seiner Verwaltung hat, so wirst du Wunderdinge sehen. Wenn Alles wohl eingerichtet ist, nichts verrostet, nichts verstopft, nicht eingefroren, so braucht es nicht mehr, als nur einen Hahnen umzudrehen, daß die Figuren die Einwirkung des Wassers empfangen, so wird von Stund an Alles lebendig. Der Engel bläst seine Posaune, der Mähder schwingt seine Sense, die Büchse spritzt Wasser aus, der Drache geht aus seiner Höhle, die Waldgötter fangen an zu tanzen, die Meerfräulein sich zu baden, in den Fratzengesichtern bewegen sich die Mäuler, Zungen und Augen, kurz, Alles wird lebendig, sobald es den Einfluß des Wassers inne wird.

Eine gleiche Beschaffenheit hat es mit der zuvorkommenden

Gnade im Geiste und Herzen derjenigen Menschen, die in der Ungnade Gottes sind und sich der Gnade Gottes bequemen. Bei Empfang der göttlichen Gnade wird an ihnen Alles gleich lebendig, was zuvor wie todt da gestanden, und unbeweglich zum Guten gewesen. Sie rühren von Stund an die Hände, und schlagen mit dem offenen Sünder reumüthig an die Brust. Sie rühren von Stund an die Füße, und laufen mit Magdalena der Büßerin zu Jesu, den sie beleidigt. Sie rühren von Stund an die Augen, und beweinen mit Petrus in innigster Reue ihre Sünden. Sie rühren von Stund an die Zunge, und schreien mit dem Schächer am Kreuze um Gnade und Barmherzigkeit. Wird mit Einem Wort bei Empfang dieses göttlichen Gnadenwassers von Stund an Alles lebendig und zum Guten beweglich. Gleich spürt man an ihnen die Einwirkung der göttlichen Gnade; gleich sieht man, wer den Einfluß des göttlichen Gnadenwassers empfangen. Von diesem Wasserwerk aufgeweckt singen die Vögel, baden sich die Meerfräulein, verlassen ihre Höhlen die Drachen, rühren sich die Fratzengesichter, tanzen die Waldgötter.

Einem solchen tanzenden Waldgott und Waldmann, oder besser gesagt, Weltmann, glich der selige und hochgelehrte Jurist Johann Castellanus, aus dem Orden des heiligen Franziskus. Als dieser um die Abendzeit einen Schweinhirten seine auseinander laufende Schweinheerde mit folgenden Worten wieder zusammenbringen und durch das Stadtthor hineintreiben hörte: „Hui Schwein in die Stadt, wie die Juristen in die Höll," auch gleich darauf, nicht ohne Entsetzen, die Schweine sich hurtig vereinigen und durch das Stadtthor eilfertig hineinlaufen sah: wirkte in ihm die Gnade Gottes augenblicklich eine so heilsame Furcht, daß er, von der Welt Urlaub nehmend, sich in den Orden des heiligen Franziskus begab und darin so heilig lebte, daß er mit großen Wunderzeichen leuchtete.

Einem solchen durch die Sünde der Unlauterkeit häßlich entstellten Drachen glich die heilige Margarita von Cortona. Diese hatte neun Jahre im Dienste des häßlichsten Lasters zugebracht. Da erweckte sie die Gnade Gottes. Als sie eines

Tages ihrem Verführer, der über Land gegangen, entgegen ging, fand sie seine blutige Leiche. Sie schaute in dieses Angesicht hinein, aus dem ihr die Lust der Welt entgegen geblitzt, und es schaute ihr der Tod entgegen; sie sah diesen Leib von Würmern zerfressen, das Fleisch herabgefault, alle Züge gräßlich entstellt; sie wollte sich hinabbeugen zu ihm, aber der Todtengeruch jagte sie zurück. Sie starrte ihn an, dann seufzte sie: „Seine Seele, wo wird seine Seele sein?“ Und dieser Gedanke kam ihr nicht mehr aus dem Sinne. Nun war ihr Alles zuwider, das Schloß und die Güter, die köstlichen Kleider und die süßen Speisen, der Abgrund der Ewigkeit starrte sie an. Die erweckende Gnade Gottes wirkte in ihr eine solche Reue über ihr bisheriges Sündenleben, daß sie von nun an unerhörte Bußwerke verrichtete und aller Welt zur größten Erbauung lebte, bis sie im Jahre 1297 im Geruche der Heiligkeit von hinnen schied.

2) Wo aber das Herz inwendig verrostet, von Unrath der Gewohnheitssünden und Laster verstopft, oder in der Liebe Gottes also erkaltet und eingefroren ist, daß besagter Einfluß des göttlichen Gnadenwassers nicht durchdringen kann, da bleibt Alles unbeweglich stehen, rührt keiner eine Hand, keiner einen Fuß, keiner eine Zunge, gehen alle guten Gedanken, innerliche Einsprechungen und heilsame Ermahnungen nebenaus und verloren. Es wirket dann leider nichts die zuvorkommende göttliche Gnade.

Bei den gottlosen, lasterhaften Weltkindern wäre es zuweilen schier nöthig, Gott zwänge ihre halsstarrigen Herzen zum Guten, und machte es, wie jene zum Loth nach Sodom abgeordneten Engel. Als Sodom und Gomorrha zur Straf ihrer Sünden in Rauch aufgehen sollten, sprachen die Engel zu Loth und seinen Angehörigen: „Machet euch auf, gehet hinaus aus diesem Ort, denn der Herr will die Stadt vertilgen.“ Was meinet ihr, daß dieses Zusprechen der Engel bei ihnen vermochte? „Es däuchte sie, als redete er im Scherze.“ Weil aber damalen keine Zeit zum Scherzen gewesen, drängten ihn die Engel und sprachen: Mache dich auf, nimm dein Weib und die zwei Töchter, die du hast, damit nicht auch du umkommest im Laster der Stadt. Loth

aber stellte sich noch, als ginge es ihn nichts an; deßhalb nahmen sie seine Hand und die Hand seines Weibes und seiner zwei Töchter, und führten ihn hinaus und ließen ihn außer der Stadt, und redeten daselbst mit ihm und sprachen: Errette deine Seele, schaue nicht hinter dich, und bleib nicht in der ganzen Umgegend. — Mein Gott! was braucht's nicht eine Gewalt, bis man uns Menschen dahin beredet, uns und das Uns'rige zu salviren. Wie es Loth den Engeln, so macht es das Mehrtheil Menschen dem Herrn und seiner Gnade. Genugsame Mittel gibt er ihnen an die Hand, der Gefahr des höllischen Feuers zu entgehen, muntert sie durch innerliche Einsprechungen stündlich auf, fortzugehen und den Weg des Heils einmal anzutreten: sie aber machen es ihm wie Loth den Engeln. Schlagen nicht nur seine innerliche Einsprechungen in den Wind, sondern treiben auch noch Gespött damit und lachen dazu. Ist also kein Wunder, wenn er unverrichteter Dinge wieder von ihnen weicht. So viel Gepränge mit ihnen wie die Engel mit Loth und seinem Weib zu machen, ist Gott nicht schuldig. Wäre freilich oft nöthig, er zöge sie bei den Haaren zum Guten, thut es aber darum nicht, sondern gibt durch seine zuvorkommende Gnade einem Jeden genugsame Mittel zur Seligkeit an die Hand; will er selbe nicht brauchen oder mißbraucht er sie, so ist die Schuld sein und er hat in alle Ewigkeit nur sich selbst anzuklagen. „Siehe, ich stehe vor der Thüre und klopfe an. So Jemand meine Stimme hört und die Thüre mir aufthut, zu dem will ich eingehen," sagt Gott von seiner zuvorkommenden und erweckenden Gnade (Offb. 3, 20). Wehe dem, der ihn draußen lange stehen und vergeblich rufen läßt, und ihm nicht aufthut! Aus folgender traurigen Geschichte wollet erkennen, was das Schicksal eines solchen sein wird!

Morovänus, ein Sohn Chilperichs, Königs in Frankreich, war von Jugend auf so böser ausgelassener Sitten, daß er nicht nur allen Muthwillen nach Gefallen verübte, sondern sogar auch wie ein anderer Absalon heimlich nach der Krone seines Vaters strebte, den er in der Stille bei Jedermann verhaßt zu machen

und zu verfolgen suchte. Damit aber sein gottloses Vorhaben nicht an den Tag kommen möchte, pflegte er ungewöhnlich große Vertraulichkeit und Gemeinschaft mit dem heiligen Bischof von Tours, Gregorius, den er öfters zur Tafel lud und nach beendeter Mahlzeit unter dem Schein der Gottesfurcht um ein heilsames Lehrstück bat. Weit besser als ich, sagte Gregorius, wird euch hierin die heilige Schrift willfahren können; diese eröffnet, und was euch am ersten zu Gesicht kommt, das nehmet als ein gleichsam von Gott gegebenes Lehrstück zu Herzen. Meroväus folgt dem Rathe des heiligen Bischofs, nimmt in dessen Gegenwart die heilige Schrift zur Hand, öffnet sie und trifft das Buch der Sprüchwörter, und in selbigem das 30. Kapitel, und darin den 17. Vers, welcher also lautet: „Ein Aug, das seinen Vater verspottet und seine Mutter verachtet, das sollen die Bachraben aushacken, und die jungen Adler fressen.“ Wie kommt der Plunder daher? rief Meroväus, wie muß ich das verstehen? Herr Bischof, Herr Bischof! Ihr habt gewiß mit Fleiß die Sache also eingerichtet, um mich dadurch zu einem kindlichen Respekt gegen meine Eltern zu ermahnen. — So ist es zu verstehen, antwortete Gregorius; aber meine Veranstaltung ist es nicht, sondern die Stimme Gottes, welche dem Prinzen das untersagt. — Bedanke mich für das gegebene Lehrstück, sagte Meroväus; wann's sich so verhält, wollen wir schon sehen, was zu machen. Lachte dazu, wie es bei Hof Alle seines Gleichen in Brauch haben, wenn man sie und ihre Laster im Wort Gottes zuweilen trifft. Ungeachtet Meroväus darüber lachte, war es ihm doch nicht lächerlich, denn bei Ablesung des Textes entfärbte er sich dermaßen, daß man gar leicht äußerlich schließen konnte, wie viel es innerlich müsse geschlagen haben; Jedermann muthmaßte, es müsse ihm derjenige innerlich im Herzen zureden, der in Worten ihn äußerlich strafte. Dennoch bewirkte es in ihm keine Besserung. Noch selbigen Tag berief er eine bekannte Wahrsagerin zu sich, die er ersuchte, ihm unverhohlen zu sagen, welcher von seinen Brüdern König in Frankreich sein werde. Das Weib prophezeite ihm, innerhalb Jahresfrist werde sein Vater das Zeitliche

segnen und er König von Frankreich sein. „Geschwind, sagte er voller Freuden zu einem Diener, geschwind setze dich zu Pferd, und hole mir Gregorius, Bischof von Tours, wir wollen sehen, was er mit seinen Pfaffen davon hält. Wenn wahr ist, was mir diese gesagt hat, bin ich schon zufrieden, und wünsche mir nicht mehr.“ — „Was sagt der Herr Bischof dazu? Darf ich darauf gehen?“ — „Pfui, schämet euch eurer Vermessenheit, antwortete bei seiner Ankunft der heilige Gregorius; wie dürft ihr so keck sein, und hierüber eine alte Unholdin, den Teufel, um Rath fragen lassen, der ein Vater der Lüge ist? Bei Gott hättet ihr euch sollen Raths erholen.“ „Wäre mir leid, wenn es Unrecht sein sollte, antwortete der Prinz, ich habe es unwissend gethan. Damit ihr sehet, daß ich mich weisen lasse, will ich fürder nimmer das Weib, sondern Gott um Rath fragen.“

Nimmt deßwegen drei Theile der heiligen Schrift, den Psalter Davids, die Geschichte der Könige und die heiligen Evangelien, geht damit nach Tours zum Grabe des heiligen Bischofs Martinus, legt sie alle drei darauf, verharret drei Tage und Nächte ohne Speis und Trank im Gebet, und erwartete eine Antwort vom Himmel, ob er ins künftige werde König in Frankreich sein. Den dritten Tag um den Abend läßt er den heiligen Gregorius zu sich in die Kirche rufen, öffnet in seiner Gegenwart die Geschichte der Könige, und trifft im zweiten Buch Paralipomenon das 7. Kapitel und darin folgende Worte: „Wenn ihr euch abwendet und meine Satzungen verlasset und meine Gebote, die ich euch vorgelegt, und hingehet und fremden Göttern dienet und sie anbetet, so will ich euch ausrotten aus meinem Lande.“ „Dieses Buch weissaget nichts Gutes, sagte Gregorius zu dem Prinzen; erwecket Reue und Leid über eure Sünden, allem Ansehen nach ist Gott übel mit euch zufrieden. Laßt sehen, was sagt der Psalter Davids davon?“ Im Aufschlagen kam dem Prinzen vor der 72. Psalm und in diesem folgende Worte: „Wie sind sie verwüstet worden, plötzlich dahingeschwunden, untergegangen um ihrer Bosheit willen.“ v. 19. „Wieder kein Trost, rief Gregorius, alle Worte drohen euch; es ist zu fürchten, daß

die Sache einen übeln Ausgang nehme. Wollen doch auch noch sehen, was das Evangelium Christi des Herrn dazu sagt." Bei Eröffnung desselben zeigte sich das Evangelium Johannes und darin folgende Worte: „Des Menschen Sohn wird überliefert werden, daß man ihn kreuzige." „Jetzt ist's genug, sprach Gregorius, wenn ihr euch an solche Drohworte nicht kehret, ist euch nimmer zu helfen. Folget der Stimme Gottes, die euch zur Besserung anmahnt, sonst möchten in Bälde diese Prophezeiungen wahr werden." — Was meint ihr aber, daß solche göttliche Ermahnungen bei Morovärs gefruchtet haben? Weniger als bei Loth, er lachte nur darüber und hielt es für einen Scherz. Darum ging er zu Grunde; denn kurz darnach wurde er von seinen Feinden umringt, und stieß sich, damit er nicht lebendig in ihre Hände fiele, voll Verzweiflung das Schwert durch die Brust, und fuhr dem Teufel zu.

Damit nun euch Weltkindern nicht gleiches Unglück treffe, so folget dem Rufe Gottes und seiner erweckenden Gnade, die euch zum Heile führen will. Wendet bei der Ankunft des Herrn im Geiste von Stund an eure Herzen zu Gott und sprechet: „Herr, was willst du, daß ich thun soll? Ich will hören, was der Herr zu mir redet. Denn besser ist es, der Gnade des Rufenden folgen, als an jenem furchtbaren Tag die Stimme des Verdammenden hören. Schaffe deßwegen, o Herr! und befiehl, wie und was dir gefällig ist, und wovon du erkennest, daß es zur Erlangung der ewigen Seligkeit ersprießlich und nothwendig ist." Amen.

Auf den heiligen Pfingstsonntag.

Von drei bösen und drei guten Geistern.

„Wenn mich Jemand liebt, so wird er mein Wort halten.“ Joh. 14, 23.

Das heutige Fest Gottes, des heiligen Geistes, ist das Fest der Liebe, weil der heilige Geist nichts Anderes ist als die persönliche Liebe des Vaters und des Sohnes. Der heilige Geist, sagt der heilige Hieronymus, ist die Liebe, welche der Vater hat in den Sohn, und der Sohn in den Vater. Darum meldet das heutige Evangelium von der Liebe, um zu zeigen, daß die Liebe durch Gegenliebe vergolten sein wolle. Der heilige Geist geht von dem Willen des Vaters aus, mit dem er den Sohn liebt, und von dem Willen des Sohnes, mit dem er den Vater liebt: zur Vergeltung sollten also vom Willen der Menschen nichts ausgehen als Werke der Liebe. An dieser Liebe hat er ein solches Wohlgefallen, daß er zuerst von dieser redet, wiewohl wir diese nicht haben, bis wir zuvor von ihm geliebt, und von dem Feuer seiner Liebe entzündet werden: dennoch verbirgt er seine Liebe gleichsam und meldet zuerst von unserer Liebe, denn der Liebe Uebung gefällt ihm so wohl. Worin besteht diese Uebung? Darin, daß wir die Gebote halten. „Wenn mich Jemand liebt, sagt der Herr, so wird er mein Wort halten.“ „Die Probe der Liebe,“ spricht der heilige Gregorius, „ist die Ausübung des Werkes; die Liebe Gottes ist niemals müßig, sie wirket Großes, wenn sie es ist; wenn sie aber zu wirken sich weigert, so ist sie die Liebe nicht.“ Allein die Werke der Liebe ausüben, die Gebote halten, vermögen wir nicht aus uns selbst, dazu ist von-

nöthen der heilige Geist, nämlich für die im Guten Anfangenden der Geist der Furcht Gottes, für die Zunehmenden der Geist der Stärke, für die Vollkommenen der Geist der Demuth.

In der geheimen Offenbarung schreibt der heilige Johannes, das himmlische Jerusalem habe von allen vier Weltgegenden je drei Thore, in Allem zwölf Thore. Und zwar darum, wie einige Schriftausleger anmerken, weil deren, die selig werden, nur dreierlei sind: Anfangende, Zunehmende und Vollkommene. Es sind aller Orten drei Pforten; wer durch eine nicht eingehen kann, dem stehen die zwei andern offen. Wenn wir nicht eingehen mögen durch die Pforte, welche den Vollkommenen offen steht, so können wir eingehen durch die, welche die in der Tugend Zunehmenden einläßt. Ist uns auch diese zu eng, steht unserm Heil die noch offen, durch welche die Anfangenden eingehen. Wer nach dem Himmel Verlangen hat, kann ihn haben, zumal der Vortheil, hinein zu kommen, aller Orten so groß ist, daß, wer Gutes zu thun auch nur anfangen will, ihn haben kann. Den Vollkommenen und in der Tugend Zunehmenden ist er gewiß, sie müßten denn nur selbst ihren Vortheil vergeben. — Dieß weiß der böse Feind. Darum wenn er vermerkt, daß wir durch eine der Pforten in den Himmel einzugehen entschlossen sind, säumt er nicht, uns den Weg dahin abzulaufen und den Vortheil zu behaupten. Zu diesem Zwecke stachelt er gegen die Anfangenden den Lügengeist auf, gegen die Zunehmenden den Fleischgeist, gegen die Vollkommenen den irreführenden Geist. Gegen diese drei bösen Geister müssen wir, wollen wir den Himmel nicht verscherzen, drei gute aufbieten: gegen den Lügengeist den Geist der Furcht Gottes, gegen den Fleischesgeist den Geist der Stärke, gegen den Irrgeist den Geist der Demuth.

---

1) Daß so Viele im Bösen verharren, und Gutes zu thun niemals anfangen, oder wenn sie angefangen, gleich wieder nachlassen, kommt daher, weil sie Gott nicht fürchten. „Den Weg des Friedens kennen sie nicht, und die Furcht Gottes ist nicht

vor ihren Augen.“ Ps. 13, 3. Ein zaumloses Pferd wird unbändig, und ein Mensch ohne Furcht Gottes ausgelassen. „Wer kann, fragt der heilige Augustinus, die Gerechtigkeit bewahren, wenn er Gott nicht fürchtet? Sagt ja die Schrift, wer ohne Furcht Gottes ist, kann nicht gerechtfertigt werden.“ Ohne den Anfang kommt Niemand zum End, ohne die Furcht Niemand zu Gott. „Die Furcht Gottes ist der Anfang der Weisheit.“ Eccl. 1, 16. Die Weisheit ist eine Lehrmeisterin des Guten, ein Anfang der Liebe Gottes. Sie führet die Liebe nach sich in des Menschen Seele hinein, und wann sie dieselbe hineingeführt, geht sie wieder hinaus und läßt der Liebe allein Platz darin, gleichwie die Nadel mit dem Faden in das Tuch hineingeht, aber nicht darin stecken bleibt, sondern am andern Ort wieder hinausgeht und den Faden hinter sich läßt. Daher geschieht, daß die, welche im Anfang ihrer Bekehrung eine und die andere Beschwerniß kaum überwinden zu können vermeinen, durch die Furcht Gottes in Kurzem so weit kommen, daß ihnen nichts mehr hart, sondern aus Liebe zu Gott Alles lieblich und süß scheint.

Wider solche im Guten Anfangende vermag alsdann der Lügengeist nichts mehr. Die Schwierigkeiten und Hindernisse, die er dem Anfangenden vor Augen legt, hintertreibt die Gottesfurcht und überwindet die Liebe. Der Lügengeist sagt z. B.: „Du kannst diese Person nicht aus dem Hause schaffen, denn du bist ihr verpflichtet, hast sie so und so viel Jahre schon mißbraucht, ihr dich und all das Deinige anvertraut. Du kannst dies Geld und Gut, welches du ungerechter Weise an dich gebracht, nicht mehr zurückgeben, denn es wäre dir und allen den Deinigen nachtheilig, du müßtest alle Jahre so und so viel von deinem Einkommen abgeben, du könntest nicht mehr deinem Stande gemäß leben ꝛc. Du kannst diese und diese Sünde nicht beichten, denn der Beichtvater ist der Meinung, du lebest ganz fromm, er würde fortan dich verachten, du brächtest dich selbst um Ehre und guten Namen ꝛc. Du kannst, gefragt, dies und das nicht antworten, denn du kämest bei deinem Vorgesetzten in Ungnade, er würde dich beargwöhnen, du habest dich von der andern Partei

schmieren lassen, Weib und Kinder müßten's büßen &c. Laß' es sein, du kannst nicht, du kannst nicht."

Wann der Geist der Lüge den im Guten Anfangenden also in den Ohren liegt, trotzt seiner der Geist der Gottesfurcht, und schlägt nieder seine Vorwände und vorgehaltenen Beschwernisse, sprechend: Es muß sein.

Es muß sein, daß er diese Person fortschafft; denn aus zwei Uebeln ist das geringere zu wählen: geringer ist, daß er einen Menschen, als Gott zum Feind habe.

Es muß sein, daß er das ungerechte Gut zurückstelle; denn wenn er deßwegen muß Noth leiden, ist es besser, hier zeitlich, als dort — ewig.

Es muß sein, daß er diese begangene Sünde beichte; denn wenn er deßwegen eine Schande auszustehen hat, ist es doch leidentlicher vor einer Person allein, als vor der ganzen Welt zu Schanden werden zu müssen.

Es muß sein, daß er rede was wahr ist und die Gerechtigkeit verlangt; denn wenn er auch die Gnade der Fürsten und Herren, dabei aber ein böses Gewissen hat, was hilft's? Es muß sein, es muß sein.

Diesen Geist der Gottesfürchtigen sekundirt die Liebe Gottes mit den Worten des keuschen Joseph und sagt: „Wie kann ich dieses Uebel thun und sündigen wider meinen Gott?" Ueberwindet darauf alle eingewandte Beschwernisse des Lügengeistes, mit der keuschen Susanna sprechend: „Mir ist besser, ohne die That in eure Hände zu fallen, als sündigen vor dem Angesichte des Herrn;" mir ist besser, ich gehe den Leuten in den Mäulern herum, und habe daneben ein gutes Gewissen; mir ist besser, ich falle in die Ungnade der Fürsten und Herren, und rede was wahr ist, als daß ich vor dem Angesicht des Herrn sündige. Damit muß der Lügengeist abziehen, und den im Guten Anfangenden ihren Vortheil lassen, mit der Zeit sicher in den Himmel zu kommen.

2) Den Anfangenden ist nothwendig der Geist der Gottesfurcht, den Zunehmenden der Geist der Stärke. So nothwendig

dem Baume die Wurzeln sind, daß er nicht umfalle, so nothwendig ist dem Zunehmenden die Tugend der Stärke, damit ihn der Fleischgeist, wie sein Brauch ist, vom Guten nicht abhalte.

Wie der heilige Ignatius, Stifter der Gesellschaft Jesu, in seinem Büchlein von den geistlichen Uebungen bemerkt, verhält sich der Teufel in seinen Versuchungen wie ein Weib, welches an Kräften schwach, aber dennoch frech ist. Sobald sie an ihrem Manne etwas sieht, das ihr zuwider ist, hängt sie ihm ihr bös Maul an, und sucht es mit aller Gewalt abzustellen, setzt auch nicht aus, besonders wenn er sich schrecken läßt, bis er ihr nachgibt. Stellt sich aber der Mann in Positur, geht frisch und mit aufgerecktem Haupte auf sie zu, Willens ihr zu zeigen, wer Herr im Hause ist, läßt sie alsbald den Muth fallen, weicht auf die Seite, und schaut, wo die Thüre ist, damit sie nicht getroffen werde.

Nichts verdrießt den höllischen Feind mehr, als sehen zu müssen, wie der Mensch im Guten täglich fortschreite, in der Tugend zunehme, und sich dadurch den Weg zum Himmel bahne. Kein Prügel der Versuchung ist in dem hintersten Winkel der Hölle, den er nicht hervorsucht, ihn solchen Zunehmenden unter die Füße zu werfen, und damit ihren Lauf auf dem Wege der Tugend zu hindern: wer verzagt, erschrocken und kleinmüthig ist, kommt hart fort; zehn für eins können ihn hindern, daß er abgeschreckt seinen Lauf einstelle. Damit man geschwind seiner Meister und los werde, muß man ihm starkmüthig begegnen. Sobald er den Geist der Stärke um sich merkt, ergreift er die Flucht. „Widerstehet dem Teufel," sagt der heilige Jakobus (4, 7), „und er wird von euch fliehen." Sieht der Versucher, daß er mit all seiner List und Gewalt nichts über uns vermag, so zieht er voll Aerger und Beschämung ab. Christus, der Herr, hingegen blickt, wie ein Feldherr auf seine tapferen Soldaten, mit Liebe und Wohlgefallen auf uns herab, ertheilt uns zur Belohnung der Standhaftigkeit reichlichere Gnaden und nicht selten süßen Himmelstrost und Frieden. Nach einem schweren Kampfe mit den Höllengeistern ward Antonius, der Einsiedler, plötzlich

mit überschwänglichem Troste erfüllt. Ein himmlisches Licht erleuchtete seine Zelle, und der Heilige rief in seiner Entzückung aus: „O mein Heiland, wo warst du denn bisher? Warum kamst du nicht früher mir zu Hilfe?“ Und eine göttliche Stimme sprach aus dem Lichte, wie einst aus dem flammenden Dornbusch zu Moses: „Ich war immer bei dir, ich habe deinen Streit immer gesehen, aber ich wartete auf den Ausgang des Kampfes. Weil du nicht gewichen bist, so werde ich dir fortan immer zum Siege verhelfen.“

3) Unser ist der Himmel, wenn wir demüthig, starkmüthig, gottesfürchtig sind. Gottesfürchtig die Anfangenden, starkmüthig die Zunehmenden, demüthig die Vollkommenen. So nöthig den Anfangenden der Geist der Gottesfurcht, den Zunehmenden der Geist der Stärke, so nöthig ist den Vollkommenen der Geist der Demuth, um den Himmel nicht zu verlieren.

Nicht umsonst sagt die heilige Schrift: „Je größer du bist, desto mehr demüthige dich in Allem“ (Eccl. 3, 20). In die hohen Thürme schlägt gar gern das Wetter ein. Den hochstehenden Bäumen sind die Sturmwinde am gefährlichsten. Je mehr der Mensch in der Tugend der Vollkommenheit aufsteigt, desto mehr setzt ihm auch spiritus erroris, der irreführende Geist, mit der Hoffart und eiteln Ehre zu. Viele haben wir gesehen, sagt der heilige Augustinus, die bis an den Himmel aufgestiegen waren und ihren Stuhl unter die Sterne gesetzt hatten, und darnach bis in den Abgrund gefallen sind, und ihre Seelen sind erstarret im Bösen. Die Sterne haben wir sehen vom Himmel fallen, gezogen vom Schweif des Drachen. O wie viele in der Tugend vollkommene Menschen sind bei dem Engelsbrod zu Tische gesessen, die nachmals gefallen sind und ihren Bauch mit den Kleien angefüllt haben! Wie viele haben ihrer Keuschheit willen wie Elfenbein geglänzt, und sind hernach vom Rauch der Versuchung so schwarz geworden wie Kohlen.

Die Vollkommenheit gleicht einem beladenen Kaufmannsschiff: je mehr Geld und Geldeswerth es führt, desto mehr stellen ihm Seeräuber und Diebe nach; legt sich der Geist der Demü-

thigen nicht dazwischen, so ist sie in den Gefahren nicht sicher. Wer ohne die Demuth Tugenden sammelt, sagt der heilige Gregorius, der ist einem Unsinnigen gleich, welcher Staub an den Wind trägt, von dem er in den Lüften fortgeführt wird. Demuth setzt alle übrigen Tugenden in Sicherheit, und sie ist aus allen die sicherste; denn wer neben der Vollkommenheit die Tugend der Demuth hat, ist im Fleisch ein Engel und seines Heils versichert, trotz allen Teufeln.

Es ist keine Tugend, die der böse Feind nicht weiß nachzuäffen, außer die Demuth. Seiner unermeßlichen Hoffart ist diese Tugend dermaßen zuwider, daß er sich in die Tiefe der Verachtung, wo sie ihre Wohnung hat, auf keine Weise hinablassen kann. Dem Geist der Demüthigen müssen alle Höllengeister weichen und den Handel gewonnen geben. Damit die in der Tugend vollkommensten Männer ihre Hoffnung auf den Eingang in's Himmelreich wider alle Gewalt des höllischen Feindes behaupten möchten, haben sie den Geist der Demuth vorangeschickt.

Der heilige Karl Borromäus verlangte an dem niedrigsten Ort in der Kirche zu Mailand zu liegen, damit das Volk besser Gelegenheit hätte, ihn mit Füßen zu treten. — Der heilige Franziskus von Assisi lag sterbend auf der harten Erde, die er zum Kennzeichen seiner Demüthigung vor Gott mit Asche bestreuen ließ. — Der heilige Lupus wählte sich für sein Grab den Ort, wo außerhalb der Kirche die Dachrinnen zusammen laufen, auf daß, wo aller Wust hinfließt, auch er liege. — Kaiser Maximilianus verordnete in seinem letzten Willen, seinem entseelten Leibe alle Haare abzuschneiden, alle Zähne auszubrechen und dieselben mit feurigen Kohlen auf dem Friedhof in die Erde zu scharren, darnach seinen Körper zu geißeln, mit ungelöschtem Kalk in Leinwand einzuwickeln, ohne Einbalsamirung in eine Todtenbahre zu legen, nach der Neustadt abzuführen und daselbst unter den Hochaltar auf die Weise zu begraben, daß, wann der Priester das heilige Meßopfer feierte, er auf seine Brust und Herz zu stehen käme. — Im Geiste der Demuth wollten sie vor dem Himmel erscheinen, wohl wissend, daß dieser dort sicher obsiege,

denn wie der ehrwürdige Beda bemerkt, ist es göttlicher Wille, daß der Mensch in das verheißene Reich durch die Demuth eingehe.

Erfüllt diesen göttlichen Willen, streitende Christen! Seid demüthig, ihr Vollkommenen! seid starkmüthig, ihr Zunehmenden! seid gottesfürchtig, ihr Anfangenden! so werdet ihr gewiß den Himmel erlangen. Zu eurer Sicherheit lasset diesen bestürmen durch den Geist der Gottesfurcht, durch den Geist der Stärke, und durch den Geist der Demuth; kein Feind wird euch den Weg dahin ablaufen, wenn ihr vorsichtig diese drei Geister voranschickt. Habt ihr sie nicht, so haltet bei Jesus, eurem Feldherrn, um sie an, daß er zu euerm Heile sie euch schicke. Er wird es euch nicht abschlagen, denn er gibt allen den guten Geist, die ihn darum bitten. Amen.

Auf den Pfingstmontag.

Vom Frieden der Gottlosen.

„Sie rufen: Friede, Friede! da doch kein Friede ist.“ Jer. 6, 14.

Als der Herr von seinen Jüngern Abschied nahm, sprach er zu ihnen: „Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden geb' ich euch; nicht wie die Welt gibt, gebe ich ihn euch.“ Joh. 14, 27. Ein kostbares Gut hat Jesus uns damit hinterlassen, denn nach Frieden, Frieden seufzt alle Creatur. Christus aber gibt den Frieden, indem er den Menschen mit Gott und dem Nächsten vereinigt, und ihn in sich selbst dadurch friedigt, daß er den Leib dem Geiste unterwirft. Ist dieser Friede eingetreten, so begleitet ihn ein übernatürliches Gefühl der Ruhe, Heiterkeit und Seligkeit auch bei den äußern Leiden und Trübsalen, welches unbeschreiblich und ein Vorgeschmack der ewigen Seligkeit ist. Diesen vom Himmel stammenden Frieden gibt allein Christus durch den heiligen Geist, dessen Sendung wir am Pfingstfeste feierlich begehen, darum spricht auch der Herr im Evangelium des heiligen Pfingstfestes von diesem Frieden. Diesen Frieden sollen wir inbrünstig verlangen und erstreben, denn nur wenn wir mit Gott, dem Nächsten und uns selbst im Frieden stehen, werden wir wahrhaft glücklich und zufrieden sein. In welch unseliger Verblendung sind daher die Gottlosen befangen, die, anstatt mit Gott, mit dem Teufel und mit der Welt einen Frieden geschlossen haben und dadurch innerlich befriedigt und glückselig zu werden hoffen!

Ein solcher Friede will dem königlichen Propheten David

nicht gefallen: „Ich eiferte über die Ungerechten, sagt er, da ich den Frieden der Sünder sah.“ (Ps. 72, 3.) Denn ein solcher Friedensvertrag gereicht Gott zum Schimpf, den Seelen zum Untergang. Er gereicht Gott zum Schimpf, denn „mit den Ammonitern und Moabitern, spricht der Herr, sollst du keine Gemeinschaft machen, weil sie Balaam wider dich dingten, den Sohn Beors, dich zu verfluchen.“ (5. Mos. 23.) Der höllische Feind thut uns noch weit mehr an; außerdem, daß er aus uns Kinder des göttlichen Fluchs zu machen sucht, kann er es kaum erwarten, bis er uns ewig verdammt sieht. Solcher Friede gereicht aber auch den Seelen zum Untergang. Ein Bauer fand einst bei strenger Winterkälte eine Schlange mitten im Weg, die von Kälte ganz erstarrt war; aus Mitleid steckte er sie in den Busen, und brachte sie durch Erwärmung wieder zum Leben. Sobald sie die Wärme spürte und wieder zu sich selbst kam, fing sie an, sich auszustrecken, um des Bauern Leib zu wickeln und ihn tödtlich zu vergiften. „Undankbare, sagte der Bauer, ich habe dir das Leben gerettet, und jetzt thust du mir den Tod an.“ „Dafür kann ich nichts, antwortete die Schlange, das thue ich aus Eingebung meiner giftigen Natur, die zwar eine Weile sich verstellen, aber das Böse nicht lassen kann.“ — Eine tödtliche Schlange trägt im Busen, wer mit dem höllischen Feinde sich in einen Frieden einläßt; denn dessen vergiftete Natur hält den Frieden nicht, sondern bricht ihn und verübt alle erdenkliche Bosheit, deren man sich gar nicht versieht. Dessen ungeachtet wollen die Gottlosen, des Kampfes müde, mit dem Teufel Frieden haben, und der Teufel verspricht ihnen einen herrlichen Frieden durch Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Lebens. Beide Theile schreiben dann endlich auch einen Tag zur Friedensverhandlung aus, kommen zusammen, und schließen wirklich den Frieden ab. Wir wollen nun

1) die Friedensartikel hören, welche der Teufel und die Gottlosen unter sich vereinbart haben;

2) ermitteln, was von diesem Frieden zu halten sei.

1) Die Artikel, über welche der Teufel und die Gottlosen beim Friedensschluß unter sich einig geworden, sind zwölf an der Zahl, und lauten folgendermaßen:

Erstens: Soll allen Begierden freier Paß gestattet werden, Alles erlaubt sein, was zur Befriedigung der Sinnlichkeit dient, und Alles vermieden werden, was die Freuden des Lebens verbittern kann.

Zweitens: Sollen alle Tugenden ausgerottet, und derjenige für friedensbrüchig gehalten und abgestraft werden, der sich schämen wollte, gottlos zu leben.

Drittens: Sollen alle Gebote Gottes und der Kirche annullirt und für nichtverbindlich erklärt sein; auch derjenige scharfen Verweis und Strafe zu gewärtigen haben, der sich durch jene von einer Freude würde abhalten lassen.

Viertens: Soll man sich an die Lehre der heiligen Väter und die Worte der Prediger nicht kehren, weil sie von ungewissen Sachen reden, die sie niemals gesehen, und doch für gewiß ausschreien.

Fünftens: Soll die Beicht und Communion das Jahr hindurch verboten sein; es wäre denn, man müßte dem Vorgesetzten einen Beichtzettel aufweisen, wo man wohl ihren Willen erfüllen, jedoch die Beicht also anstellen kann, daß dem Gewissen nicht wehe dabei geschehe.

Sechstens: Soll man sich angelegen sein lassen, die sichtbaren Dinge mehr zu lieben als die unsichtbaren, und seine Freude nicht auf die Ewigkeit versparen, was eine verdrüßliche Sache ist.

Siebentens: Soll der eigene Nutzen in allen Stücken wohl wahrgenommen, und Keinem eine Gunst bezeigt werden, von dem man nicht Genuß und Vortheil zu erwarten hat.

Achtens: Solle Keiner ein Unrecht oder eine Schmach erdulden, ohne sich sogleich zu rächen und mit gleicher Münze zu bezahlen, damit durch den Schaden des Thäters das vorige Leid versüßt werde.

Neuntens: Solle das Fleisch wohlgehalten und dessen An-

muthungen alle Lustbarkeit verstattet werden, damit der Mensch allezeit gutes Muthes sei.

Zehntens: Soll das Gedächtniß des Todes nach Möglichkeit aus dem Herzen vertrieben und die Unsterblichkeit der Seele für ein Pfaffenmährchen gehalten werden, da mit dem Tode Alles aus sei.

Eilftens: Solle Jedermann frei stehen, zu glauben, was er will, damit das Gewissen nicht Anlaß und Zeit habe, sich vor etwas zu fürchten.

Zwölftens: Solle Jeder sich wohl sein lassen und sein Leben genießen, in Anbetracht, daß mit dem Tode sich alle Freude endigt.

2. Seht, seht, was die lauen, des Streites überdrüßigen Christen, um Ruhe zu haben, für einen übeln Frieden eingehen! Es ist mir auch, wie David: „Ich eiferte über die Ungerechten, da ich den Frieden der Sünder sah." Was wird sie dieser Friede helfen? Friede, Friede! und es ist kein Friede. Wenn auch Alles erfüllt wird, was in diesem Friedenstractat begriffen ist, werden sie dennoch keinen Frieden haben. Denn „die Gottlosen haben keinen Frieden." Js. 48, 22. „Die Gottlosen sind wie ein tobend Meer, das nicht still sein kann." Js. 57, 20. Inmitten ihres friedlichen Wohllebens haben sie einen beständigen Krieg, bei dem ihnen niemals recht wohl ist. Der Frieden einer gläubigen Seele in diesem Leben besteht mehr in Ertragung der Anfechtungen, als in der Ausschließung und Entfernung derselben. Wer Frieden sucht im Wohlleben, ladet sich einen schweren Krieg auf den Hals, der ihm weder Rast noch Ruhe läßt. Freilich bilden sich Manche ein, dem und dem sei recht wohl, er sitze im Rosengarten und habe, was sein Herz begehre; redet aber von der Sache nicht besser, als der Blinde von der Farbe. Denn wenn sie ihm könnten in's Herz sehen, würden sie gewahr werden, daß in solchem Rosengarten mehr Sauerampfer als Süßholz wächst; würden sie gewahr werden, daß ein solches Herz, von den Sorgen getrieben, wie ein Wasserrad Tag und Nacht umlaufe und mit sich selbst streite; würden sie gewahr

werden, daß einem solchen Herzen eben so wehe geschehe, wie einem Cederbaum, der steht zwar hoch, muß aber deßwegen von den Winden viel leiden; würden sie wahrnehmen, daß zwar ein solches Herz wie des Propheten Jonas Kürbis schön grün sei, doch auch einen Wurm habe, der stets daran nagt.

Von dem römischen Kaiser Rudolphus wird erzählt, da er einstmals eine königliche Krone vor sich liegen gesehen, habe er sie mit diesen bedenklichen Worten angeredet: „O Krone, wie schön erscheinst du den Augen, aber wenn Mancher wüßte, was für Beschwerden hinter dir stecken, er würde dich nicht vom Wege aufheben.“ Ist nicht alles ein Diamant, was einem Edelstein gleich sieht. „Friede, Friede! rufen die Gottlosen, und es ist kein Friede.“ Durch ein freies sinnliches Leben suchen sie ihren Gelüsten Ruhe und Frieden zu verschaffen; erfahren aber, was der Bär, welcher im hohlen Baum Honig suchte, aber so viele Wunden fand, als ihn Bienen stachen. Der Heide Plutarch vergleicht sie denjenigen Sklaven, die auf den Galeeren angeschmiedet sitzen, und durch Würfel und Karten ihre Gefangenschaft zu vergessen suchen. Wer kann mit Wahrheit sagen, es sei ihnen wohl? Der Frieden der Gottlosen ist ebenso beschaffen. Wenn gleich die Sonne eine Stund lang scheint, ist es darum noch nicht den ganzen Tag schön. Auch der krätzigen Hand thut es wohl, wenn sie sich jucken kann, folgt aber nicht daraus, daß ihr darum allezeit wohl sei; wann das Jucken ein Ende hat, schmerzt es sie wieder sehr. „Friede, Friede! und es ist kein Friede.“ Wenn auch der Gottlose, sagt der heilige Ambrosius, äußerlich Alles im Ueberfluß hat, in Wollüsten zerfließt, in Balsam schwimmt, wird doch seine Seele mit Bitterkeit und Galle getränkt. Wenn du daher das Wohlleben des Sünders siehst, so sage nicht gleich, er sei glückselig, sondern frage sein Gewissen, ob es nicht ärger als alle Gräber stinkt?“ Nun aber mögen zwei feindselige Dinge in die Länge nicht nebeneinander bestehen, viel weniger sich in Frieden vertragen. Wer möchte daher glauben, daß der Gottlose Friede habe, an dem doch Alles einander sich widerspricht? Aeusserlich lacht er, innerlich weint er; äußerlich schmeckt Alles nach

Honig, innerlich riecht alles nach Galle; äußerlich musiciren die Nachtigallen, innerlich trauern die Turteltauben. Kann da Friede sein? „Friede, Friede! und es war kein Friede.“

Die Wollust und Traurigkeit, erzählen die Dichter, seien einst wider einander also erbittert worden, daß auch die Götter sie nimmer zu vergleichen mochten. Hierüber erzürnet habe Jupiter beiden das Urtheil gefällt, daß sie mit einer eisernen Kette sollen zusammengeschmiedet und auf ewig nimmer von einander sollen abgesondert werden, damit, wo die eine, auch die andere sei, und so die Wollust der Traurigkeit, und die Traurigkeit der Wollust nichts vorzuwerfen habe. — Wer durch ein wollüstiges, viehisches Leben seinem Herzen Frieden will schaffen, sucht etwas, was er nie finden wird. Denn was die Wollust gut macht, verdirbt die Traurigkeit, welche der Seele nach vollzogener Wollust also stark zusetzt, daß sie mitten in der Freude in einem Meer voll Bitterkeit schwimmt. „Friede, Friede! und es war kein Friede.“

Friede wird in dir sein, sagt Beda, der Ehrwürdige, wenn du die von dir bestrittenen Laster den Tugenden unterwürfig und aus deinen Gliedern, welche Waffen der Ungerechtigkeit waren, Waffen der Gerechtigkeit machen wirst. Vergebens suchen die Gottlosen den Frieden des Herzens im Wohlleben. Wahrer Friede des Herzens verträgt sich nicht mit Sünden und Lastern. Nicht in der Ruhe, sondern im Krieg besteht der Frieden. Saget mir, warum Christus mit seinen Wundmalen seinen Jüngern erschienen, ihnen dieselben vorgewiesen und gesagt hat: „Friede sei mit euch?“ Ohne Zweifel hat er durch Aufweisung seiner heiligen Wunden die um den Himmel Streitenden von dem teuflischen Frieden des fleischlichen Lebens abmahnen und sie ermuntern wollen, zur Erlangung des von ihm angewünschten wahren Friedens auch ihr Blut nicht zu schonen. „Der gütige Führer will gesehen werden, sagt der heilige Bernhard; er will, daß des Streiters Augen und Angesicht zu seinen Wunden erhoben seien, um dadurch den Muth desselben aufzurichten und nach seinem Beispiel geduldiger zu machen.“ — Wohlan denn, ihr um den Himmel

streitenden Christen! setzt euern Krieg unverzagt fort; Gnade und Friede werdet ihr erhalten von Gott dem Vater und unserm Herrn Jesus Christus, wofern ihr ableget die Werke der Finsterniß und die Waffen des Lichtes anziehet, wenn ihr hinfüro wandelt nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Schlafkammern und Unzucht, nicht in Zank und Neid, sondern den Herrn Jesum Christum anziehet. Amen.

Auf das Fest der heiligen Dreieinigkeit.

Von der Kunst, das heilige Kreuz recht zu machen.

„Gehet hin, lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Matth. 28, 19.

Wir Katholiken haben ein Zeichen, wodurch wir kurz und treffend unsern Glauben bekennen. Dieses Zeichen ist uralt, es stammt aus der apostolischen Zeit. Schon in den Tagen der blutigen Verfolgungen haben sich dadurch die Gläubigen im Angesichte der grausamen heidnischen Tyrannen als Christen bekannt und dieses Bekenntniß mit ihrem Blute besiegelt. Dieses Zeichen lehrt man schon die kleinen Kinder machen, alle frommen Katholiken bezeichnen sich täglich damit, und die Kirche selbst wendet es bei allen Arten des Gottesdienstes unzähligemal an. Gerade das Geheimniß, das wir heute feiern, das Geheimniß der allerheiligsten Dreieinigkeit, bekennen wir öffentlich und feierlich durch dieses Zeichen, denn wenn wir dasselbe machen, so sprechen wir dabei die Worte: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Ihr wisset nun schon, daß ich vom heiligen Kreuzeszeichen rede. Es ist dieß das Zeichen, wodurch wir öffentlich und feierlich unsern Glauben bekennen, denn dasselbe drückt die zwei vornehmsten Geheimnisse unserer Religion aus: Das Geheimniß der allerheiligsten Dreieinigkeit und das Geheimniß der Erlösung am Kreuze. Außerdem geben wir dadurch auch unsern Dank für allen Schutz und Segen kund, den wir für und für von der allerheiligsten Dreieinigkeit empfangen; wollen ferner auch von den drei göttlichen Namen uns Heil er-

flehen, und den bösen Feind und andere Uebel von uns abwenden. Es ist also ein sehr heilsamer Brauch, daß wir uns oft mit dem Kreuz bezeichnen. Aber obschon wir dasselbe von Kindheit an machen und es unzähligemal anwenden, so behaupte ich doch, daß viele Katholiken das Kreuz nicht recht machen. Denn es ist eine Kunst, das Kreuz recht zu machen. Ihr werdet denken, das ist keine große Kunst, das können ja schon die kleinen Kinder. Freilich können schon die kleinen Kinder das Kreuz recht machen, und sie machen es gewöhnlich weit besser als die Erwachsenen, denn um dieses Zeichen recht, d. i. Gott gefällig machen zu können, werden fünf Stücke erfordert, die leider gar manchem Christen mangeln.

---

1) Durch das heilige Kreuz, dieses öffentliche Bekenntniß unsers Glaubens, wollen wir Gott Ehre erweisen, aber auch den Schutz und Segen des Himmels über uns erflehen. Eben darum ist es eine Kunst, das Kreuz recht zu machen. Denn es ist klar, daß nicht durch ein jedes Kreuzzeichen Gott geehrt und sein Segen erworben wird, sondern nur durch ein Gott gefälliges. Dazu wird zum Ersten erfordert, daß die Hand, mit der wir das heilige Kreuzzeichen bilden, gottgefällig, rein sei, daß sie rein sei vom Blut des Nächsten, von fremdem Hab und Gut, von sündhaften Verrichtungen, von Unrecht aller Art. Denn wie kann es Gott gefallen, wenn dieß geheiligte Zeichen eine solche Hand zu machen wagt, welche sich nach dem Blute, nach dem Habe der Mitmenschen ausstreckt und viel Unrechtes und Schändliches thut? Mit solchen Händen wird das heilige Kreuz nicht recht gemacht, und es bringt dann statt Segen nur Fluch. „Wenn ihr auch eure Hände ausbreitet, spricht der Herr, so wende ich doch meine Augen von euch ab, und wenn ihr auch viel betet, so will ich's doch nicht erhören, denn eure Hände sind voll Blut. Waschet, reiniget euch, höret auf, verkehrt zu handeln" (Js. 1.). Nur „wer unschuldig an Händen und rein von Herzen ist, der wird den Segen von dem Herrn erlangen und Barmherzigkeit von Gott seinem Heilande." Ps. 23, 4. 5. Darum habe ich ge-

sagt, es sei eine Kunst, das Kreuz recht zu machen, und das kleine ungeschickte Kind mache es gewöhnlich weit besser als die Erwachsenen, denn es hat meist noch unschuldige, reine, nicht mit Sünden befleckte Hände.

2) Zu einem Gott gefälligen Kreuzzeichen wird ferner eine reine Stirne erfordert. Bekanntlich bilden wir dasselbe in der Weise, daß wir zuerst die Stirne mit einem Kreuze bezeichnen und dabei sprechen: „Im Namen des Vaters.“ Dadurch deuten wir an, daß der Vater der ewige Ursprung und insofern das Haupt der beiden andern Personen, daß er also die erste göttliche Person ist. Die Stirne gilt ferner als Sitz der Gedanken; indem wir daher auf die Stirne das Kreuz machen, wollen wir Gott, dem Vater, unsere Gedanken weihen und ihn bitten, daß er vor bösen Gedanken uns bewahren möge. Mit dieser Weihung und mit dieser Bitte muß es uns aber auch Ernst sein, wenn das Kreuz Gott gefällig sein soll, d. h. wir müssen dabei wirklich auch die Absicht haben, daß alle unsere Gedanken auf das Lob und auf die Verherrlichung der allerheiligsten Dreieinigkeit abzielen sollen; wir müssen einen Abscheu vor allen sündhaften Gedanken haben, und daher dem bösen Feind nicht entgegenkommen und nachgeben, wenn er allerlei böse Gedanken uns eingeben will. Darin besteht eben die Kunst, das Kreuz recht zu machen, und alle diejenigen verstehen die Kunst nicht, welche keine demüthige, aufrichtige, freundliche Stirne haben: also der Stolze, der Ehrsüchtige, der Eitle, Unzufriedene, der Mißtrauische, Neidische, Feindselige, überhaupt Alle, welche sündhafte Gedanken hegen und keinen Abscheu davor haben. O von wie wenigen Menschen wird das Kreuz auf eine Gott gefällige Weise gemacht, wie gewiß ist es, daß das kleine Kind gewöhnlich diese Kunst besser versteht, als der Erwachsene!

3) Nachdem wir die Stirne mit dem heiligen Kreuze bezeichnet haben, bezeichnen wir den Mund und sprechen: „Im Namen des Sohnes.“ Der Mund gibt die Gedanken und Empfindungen der Seele in hörbaren Worten zu erkennen und ist also gleichsam der Herold oder Spiegel der Seele. Indem man

daher bei den Worten „und des Sohnes" den Mund bezeichnet, will man andeuten, daß der Sohn vom Vater ausgeht, wie das Wort aus der Seele, daß er das getreue Abbild des Vaters sei; deßhalb heißt auch der Sohn das ewige Wort des Vaters. Durch die Bezeichniß des Mundes mit dem Kreuze wollen wir ferner dem Sohne, dem ewigen Worte des Vaters, unsere Worte anbefehlen und ihn bitten, daß er dieselben heilige. Die Kunst, nun das Kreuz recht zu machen, besteht darin, daß der Mund rein sei, d, h., daß wir nur heilige und rechte Worte lieben und reden, die sündhaften verabscheuen, und daß wir den ernsten Vorsatz haben, daß alle unsere Worte nur auf das Lob und die Verherrlichung des Sohnes Gottes abzielen. Wie Viele verstehen also die Kunst, das Kreuz recht zu machen, nicht! Wie Viele haben, wenn sie auch zehnmal des Tages das Kreuz auf den Mund machen, doch kein Verlangen, ihre unverschämte Zunge zu bezähmen, und begehen unzählige Zungensünden! Was soll aber das Kreuz auf den Lippen des Lügners, des Verläumders, des Religionsspötters, des Gotteslästerers, des unkeusch Redenden, des Fluchers? Erscheint es da nicht als Hohn und Spott? Wollen Solche nicht gleichsam ihre Zungenlaster noch segnen?

4) Nach der Stirne und dem Munde bezeichnen wir das Herz mit dem heiligen Kreuze und sprechen dabei „und des heiligen Geistes." Das Herz ist der Sitz des Gefühlsvermögens, Liebe oder Haß stammt aus dem Herzen. Indem wir also bei den Worten „und des heiligen Geistes" das Herz mit einem Kreuze bezeichnen, wollen wir ausdrücken, daß der heilige Geist vom Vater und vom Sohne ausgehe, und beide durch ein ewiges und unauflösliches Band der Liebe verbinde, daß er die Liebe des Vaters und Sohnes sei; und weil das Herz der Sitz aller Wünsche und Begierden ist, so wollen wir dadurch dem heiligen Geiste versprechen und ihn zugleich bitten, daß alle unsere Wünsche und Begierden sammt den Werken einzig und allein zu seiner Ehre gereichen mögen. Es gehört also zum rechten Kreuzmachen eine gottesfürchtige Brust. Nun siehe, o Christ! das Kreuz machst du zur Lüge auf deine Brust, wenn sie voll ist von bösen

Leidenschaften, Haß, Falschheit, Unredlichkeit, Unbarmherzigkeit. Wie kannst du ohne Schamröthe sprechen „und des heiligen Geistes," wenn der heilige Geist wegen deiner Sünden schon längst aus dir gewichen ist, wenn dein Herz, anstatt ein Tempel des heiligen Geistes, ein Tempel der sündhaften Freuden und Begierden ist? „Erwäge die ganze Bedeutung des Kreuzes, vertilge in dir den Zorn und jede böse Neigung," sagt der heilige Chrysostomus.

5) Die Kunst, das Kreuz recht zu machen, besteht endlich darin, daß es mit Andacht und gläubigem Vertrauen gemacht wird. Es ist ein religiöses Zeichen, also muß es mit Andacht gebildet werden; es ist ein Zeichen, wodurch wir uns Schutz und Segen von Oben erflehen wollen, darum muß es mit gläubigem Vertrauen verbunden sein, denn ohne Glauben und Vertrauen erlangen wir nichts von Gott. Groß ist die Kraft des heiligen Kreuzes, der Heiland hat eine besondere Kraft an dieses heilige Zeichen geheftet. Wir dürfen uns darüber nicht wundern, da er ja durch den Tod am Kreuze die Welt erlöset, das Kreuz demnach ein ewiges Denkmal des Sieges ist, den er über die Mächte der Finsterniß erfochten hat, und ein Werkzeug des Lebens, eine Quelle alles Heils. Hast du, o Christ, die Kraft des heiligen Kreuzzeichens noch nicht erfahren, so liegt die Schuld nur an dir. „Warum, sagt ein frommer Geisteslehrer, empfinden nur so Wenige die Kraft des heiligen Kreuzes? Weil sie zwar, antwortet er, das Kreuz an der Stirne, aber den Gekreuzigten nicht im Herzen tragen; denn man muß das heilige Kreuz nicht nur mit dem Daumen äußerlich, sondern auch mit innigem Glauben im Herzen bilden." „Deßwegen, wenn du dich mit dem Kreuze bezeichnest, spricht der heilige Kirchenlehrer Chrysostomus, erwäge die ganze Bedeutung desselben; hege mächtiges Vertrauen. Denn das ziemt sich nicht, daß du es so obenhin mit der Hand über dich zeichnest; du mußt es mit Andacht, mit festem Glauben und Vertrauen thun. Machst du in solcher Weise das Kreuz, dann wird keiner der unreinen Geister wider dich bestehen können." Die aber das Kreuz nur aus Gewohnheit ohne Ernst

und innere Auferbauung machen, haben davon keinen größeren Nutzen, als ein Maler, der aus bloßem Zeitvertreib ein Kreuz an die Wand malt. Ja sie versündigen sich noch schwer, weil sie dem Zeichen, an dem ihr göttlicher Erlöser für sie geblutet, so wenig Ehrerbietung erweisen, und weil sie die allerheiligste Dreifaltigkeit, der sie alle Gedanken, Worte und Werke aufopfern sollten, auf die geringschätzigste Weise behandeln. Darum, Geliebteste! erwecket jedesmal, so oft ihr euch mit dem heiligen Kreuz bezeichnet, Andacht in euch, ohne andächtige Gesinnung hat es keine Kraft, erwirkt es keine Gnade.

Lernet und übet die Kunst, das Kreuz recht zu machen. Fünf Stücke gehören dazu: eine reine Hand, eine reine Stirne, ein reiner Mund, ein reines Herz, und Andacht und Vertrauen. Wenn ihr mit diesen fünf Erfordernissen das heilige Kreuz euer Leben hindurch gemacht, so werdet ihr einstens auch sterbend mit Trost und Vertrauen das Kreuz umfassen, dann wird es auf euerm Grabe zu eurer Ehre aufgepflanzt sein, und dereinst, wenn dieses Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheint, werdet ihr es mit Freuden begrüßen. Amen.

Auf das Frohnleichnamsfest.

Vom hochwürdigsten Sakramente des Altares.

„Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank.“ Joh. 6, 56.

Der Inhalt des heutigen Evangeliums erfüllt die andächtige Seele mit höchstem Staunen, ja mit Entzücken, denn Jesus Christus verheißt heute seinen hochheiligen Leib, sein hochheiliges Blut den Seinigen zur Speise und zum Tranke zu geben. „Das Brod, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt. . . Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise, und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir, und ich in ihm.“

O mein Heiland! rufe ich voll Staunen und Verwunderung aus, war es denn nicht schon genug, daß du deine Herrlichkeit verlassen, in die Welt gekommen, und dich unsern Mühseligkeiten unterworfen hast? War es nicht genug, daß du, unsere Sünden zu tilgen, so viele Arbeiten auf dich genommen, so viele Verfolgungen erduldet, so viele Schmerzen erlitten, und selbst den grausamsten Tod hast leiden wollen? War es nicht schon genug, daß du nach deiner Auferstehung zu dem Vater zurückgekehrt bist, um uns mit dem Schlüssel des Kreuzes den Himmel zu eröffnen? Ja, sagt der heilige Augustinus, es war genug; allein was zu unserer Erlösung genug war, dieß war seiner Liebe nicht genug: diese trieb ihn an, sich selbst zu einer Speise zu geben, um in uns das Leben der Gnade zu erhalten.

Christen, welch ein Trost ist dieses für uns, daß sich der Heiland selbst aus einem Uebermaaße der Liebe zur Speise gibt, um sich ganz und gar mit uns zu vereinigen. Nun sehe ich bereits, wie wahr es ist, was der heilige Augustinus in Erwägung dieser Wohlthat behauptet, daß nämlich Gott, ob er wohl allmächtig ist, gleichwohl nichts Größeres wirken, ob er schon unendlich weise ist, gleichwohl nichts Vortrefflicheres erdenken, und ob er gleich unendlich reich ist, gleichwohl nichts Kostbareres geben konnte, als da er sich selbst zur Speise gab; daß wir also billig die Einsetzung dieses Sakramentes als das größte Werk seiner Allmacht, als die sinnreichste Erfindung seiner Weisheit, und als die liebreichste Ausgießung seiner Güte betrachten können.

Von diesem großen Geheimnisse werde ich heute zu euch reden, indem ich euch dasselbe als eine Speise unserer Seele vorstellen werde. Dieser Vortrag ist ganz natürlich, und dem Inhalte unseres Evangeliums gemäß. Ich sage also: Jesus Christus im Sakramente des Altars ist eine Speise unserer Seele; wir müssen uns demnach öfters dahin begeben, um sie zu geniessen. Vernehmet mich hierüber mit Geduld.

Erster Theil.

Ich habe nicht nöthig, mich in weitläufige Beweise einzulassen, um die Wahrheit meines Satzes zu bestätigen, daß der Heiland im Sakramente des Altars eine Speise unserer Seele ist; wir dürfen nur seine eigenen Worte betrachten, so werden wir davon vollkommen überzeugt werden. Wie redete er zu den Juden, da er ihnen von diesem großen Geheimnisse einen Vorbericht gab? „Mein Fleisch, sagte er, ist wahrhaftig eine Speise, und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank; wer mein Fleisch ißt, und mein Blut trinkt, der bleibt in mir, und ich in ihm." Eben so deutlich redete er im letzten Abendmahle, wo er dieses Sakrament eingesetzt hat. Denn da er das Brod in seine heiligen und ehrwürdigen Hände nahm, segnete er es, und gab es seinen Jüngern mit diesen Worten: „Nehmet hin und esset, dieß ist mein Leib." Er gab also dazumal seinen Leib zur

Speise, und befahl seinen Jüngern, sie sollten dieß zu seinem Gedächtniß thun, das ist, sie sollten gleichfalls seinen Leib den Gläubigen zur Speise geben, weil er unter den Gestalten des Brodes bis zum Ende der Welt bei uns verbleiben will. —

Es ist also Christus im Sakramente nicht nur gegenwärtig, um von den Gläubigen angebetet zu werden, oder die Erde mit seiner Wesenheit zu erfreuen, oder den Ort unseres Elendes durch sein kostbares Vermächtniß zu heiligen, sondern er findet sich auf unsern Altären ein, um uns mit seinem Fleische und Blute zu speisen, und also sich ganz und gar mit uns zu vereinigen. O welch eine Inbrunst der Liebe! Ein Gott will mit Leib und Seele in uns hineingehen: ein Gott erwählet unser Herz zu seiner Wohnung: ein Gott übergibt sich unsern Händen, und läßt mit sich nach unserm Belieben handeln: ein Gott wird unsere Speise, um in uns das Leben der Gnade zu erhalten.

Großer Gott! wie sehr sind die Vorzüge der Christen über jene der Juden erhaben! Dieses auserwählte Volk durfte sich sogar dem Berge nicht nähern, auf welchen du herabgestiegen bist, denselben dein Gesetz zu verkündigen, gleich als hättest du gefürchtet, es möchte durch eine gar zu große Nähe den Ort entheiligen, den du mit deiner Gegenwart beehret hast. Steig hinab, sagtest du zum Moses, und bezeuge dem Volke, daß es sich nicht gelüsten lasse, die gesetzten Schranken zu übersteigen, um den Herrn zu sehen, und also eine große Zahl von ihnen umkomme. So sehr hielt sich Gott von seinem Volke entfernt, daß er ihm sogar jenen Berg untersagte, auf welchem er sich dem Moses sehen ließ.

Aber ganz anders verhält er sich gegen uns; denn ob er gleich eben derselbe Gott im Sakramente ist, der sich dem Moses auf dem Berge zeigte, ob er gleich eben dieselbe Majestät und Macht besitzet, so kommt er doch nicht unter Donner und Blitz zu uns; er verlangt nicht, daß wir uns zur Erde werfen, und ihn nur von weitem anbeten; er will nicht, daß wir uns in einer demüthigen und ehrfurchtsvollen Entfernung halten, sondern er befiehlt uns, wir sollen uns seinem Tabernakel nähern, und ihn

unter den Gestalten des Brodes als eine Speise genießen. Nehmet hin, heißt es, und esset, dieß ist mein Leib. Ich erscheine nicht mehr in jener Majestät, die mich ehedem so fürchterlich machte, sondern ich komme zu euch unter dem Schleier des Brodes, und gebe mich zu einer Speise, von der euch weder meine Hoheit, noch euere Niedrigkeit abhalten soll. Nehmet hin und esset, es ist ein Brod des Lebens, machet es zu euerer täglichen Nahrung, damit es euch zum Brode der Heiligkeit und des Heiles werde. „Ich bin das Brod, sagt er, so vom Himmel herabgestiegen ist, wer von diesem Brode ißt, wird ewig leben. Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esset, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben; wer aber mein Fleisch ißt, und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm. Gleichwie mich der lebendige Vater gesandt hat und ich durch den Vater lebe, so wird auch der, welcher mich ißt, durch mich leben." Diese Worte des Heilandes geben uns zu verstehen, daß die Speise, die er uns im Sakramente gibt, ein zweifaches Leben in uns wirke, ein Leben der Gnade, und ein Leben der Herrlichkeit. Durch das Leben der Gnade leben wir aus Jesu Christo, und durch Jesum Christum. Denn er wird leben, spricht er, durch mich. Das Leben der Herrlichkeit erhalten wir durch die Auferstehung, von welcher dieses anbetungswürdige Fleisch das Unterpfand ist. Und ich, heißt es, werde ihn am jüngsten Tage auferwecken. Wir empfangen demnach durch den Genuß des Sakramentes das Leben der Gnade, welches, nach der Lehre des heiligen Bernardus, das eigentliche Leben des Menschen ist. Denn das natürliche Leben ist von dem Leben der Thiere nicht unterschieden, und die Seele eines Menschen, der sich in der Sünde befindet, ist sittlicher Weise todt; nur allein jene Seele befindet sich im Leben, die mit der heiligmachenden Gnade begabt ist. Nun aber ist Jesus Christus die wesentliche Heiligkeit, und die Quelle aller unserer Gerechtigkeit. Der Jude, sagt der Apostel, welcher dieselbe in den Werken des Gesetzes suchet, konnte sie nicht finden; aber der

Christ, der sie in Jesu Christo suchet, empfängt die Gerechtigkeit, die von Gott kommt. Niemand kann gerecht sein, es sei denn durch die Gnade, und Niemand kann die Gnade erlangen, es sei denn durch Jesum Christum. Da sich also dieser göttliche Erlöser im Sakramente des Altars zur Speise gibt, und vermittelst derselben sich mit uns vollkommen vereinigen will, wird man wohl zweifeln dürfen, daß er uns auch seiner Gnade theilhaftig machen, und durch die Gnade das Leben der Seele erhalte? Nein, meine Zuhörer! Himmel und Erde werden vergehen, aber die Wahrheit seiner Worte wird nicht vergehen. Er hat uns dessen versichert: Wer mein Fleisch ißt, und mein Blut trinkt, der bleibt in mir, und wird leben durch mich. Wenn ich aber sage, daß wir durch diese göttliche Speise das Leben der Gnade erhalten, so bilde sich nur Keiner ein, daß er im Stande der Sünde, und folglich ohne gehörige Vorbereitung, sich zum Tische des Herrn begeben könne; der heilige Paulus hatte schon längst den Corinthern befohlen, daß sie dieses Himmelsbrod von einer gemeinen Speise wohl unterscheiden, und sich vorher genau prüfen sollten, ob sie eine genugsame Reinigkeit besitzen, um das Brod der Engel würdig zu genießen. Denn man muß wissen, daß die Gnade, die wir im Altarssakramente erhalten, nicht jene erste Gnade sei, die uns vom sittlichen Tode zum Leben erwecket, weil es, wie die Gottesgelehrten reden, nicht ein Sakrament der Todten, sondern der Lebendigen ist. Die Gnade, die es uns mittheilet, besteht darin, daß es in einem Menschen, der mit reinem Herzen hinzutritt, das Leben der Gnade erhält, und ihn in demselben befestiget. Man muß also zuvor die Sünde tilgen, ehe man sich erkühnet, das Fleisch und Blut Jesu Christi zu genießen.

Denn sofern die Geschirre, in welchen das Manna aufbehalten wurde, von dem reinsten Golde sein mußten; welche Reinigkeit muß nicht eine Seele haben, die nicht mehr das Manna, welches nur ein Vorbild unsers Sakramentes war, sondern den Heiligen aller Heiligen, Jesum Christum, den Mensch gewordenen Gott, unter den Gestalten des Brodes empfängt? Nichts Befleck-

tes soll den Zutritt in den Tempel, noch vielweniger zu dem Heiligthum haben; die heiligen Sachen sind nur für die Heiligen, und jene, die sich erfrechen, solche unwürdig zu genießen, diese essen sich, nach dem Zeugnisse des Apostels, den Tod und das Gericht hinein. Eben diese Speise, die sie im Leben der Gnade erhalten sollten, wird ihnen zu einem tödtlichen Gifte, welches sich dergestalt mit ihrer Wesenheit vereinigt, daß in Ansehung ihres Heils fast alle Hülfsmittel vergeblich sind.

Man muß sich demnach zuvor wohl prüfen, man muß sich durch eine reumüthige Buße mit Gott aussöhnen, und vermittelst derselben die verlorne Gnade in seine Seele zurückrufen; sodann kann man von diesem Brode essen, denn da ist man versichert, daß es der Gnade eine neue Stärke, daß es ihr die Beharrlichkeit und Fülle geben wird. Christus selbst lehret dieses beim heiligen Johannes im 10. Kapitel. Ich bin in die Welt gekommen, ich habe meinen Leib zur Speise gegeben, damit die Gläubigen, die ihn würdig empfangen, das Leben haben, und zwar überflüssig haben mögen; sie werden in der Gnade ohne Unterlaß wachsen, und werden in mir, und ich in ihnen leben.

Freuet euch also, ihr gerechten Seelen! Jesus Christus liebet euch so zärtlich, daß er euch sich selbst zur Nahrung, zum Brode und Leben gibt; er ist auf unsern Altären gegenwärtig, um die Fülle seiner Gnaden in euere Herzen auszuschütten, das Feuer der Liebe in euch zu entzünden, die wahre Gerechtigkeit darin zu befestigen, und euch mit sich so vollkommen zu vereinigen, daß er ganz in euch lebet, und ihr nur in ihm und durch ihn leben möget. Er befindet sich demnach im Sakramente, um uns das Leben der Gnade zu geben; er ist aber auch daselbst gegenwärtig, um uns das Leben der Herrlichkeit zu verschaffen, weil eben dieses göttliche Fleisch, welches er uns zur Speise gibt, das Unterpfand einer glückseligen Auferstehung ist; denn die sein Fleisch würdig genießen, werden am Tage des Gerichts zur Herrlichkeit des Himmels auferwecket werden, laut jenen Worten des Erlösers: „Und ich will ihn am jüngsten Tage auferwecken.“ Hier, Geliebteste, sehen wir erneuert, was sich ehemals im

Paradiese zugetragen hat. Denn gleichwie in dem Aufenthalte der Unschuld Gott einen Baum des Lebens gepflanzet hat, welcher bestimmt war, die Gesundheit des Menschen zu erhalten, und ihm die Unsterblichkeit zu verleihen; also hatte der Heiland, der gekommen war, die Menschen in die Rechte der Unschuld wieder einzusetzen, sich selbst zum Baume des Lebens gemacht, welcher an Früchten, Licht und Unsterblichkeit jenen des Paradieses unendlich weit übertrifft.

Das gegenwärtige Leben ist uns durch die Sünde unserer ersten Stammeltern benommen worden, aber Jesus Christus gibt uns dasselbe mit Vortheil zurück; er will nur darum unsere Speise werden, damit es uns das Leben der Gnade hier in der Zeit, und das Leben der Herrlichkeit dort in der Ewigkeit mittheilen könne. Er gibt sich zwar selbst in diesem Sakramente; allein diese Gabe, so kostbar sie auch ist, ist nur ein Vorgeschmack jenes kostbaren Geschenkes, welches er uns in der Herrlichkeit durch den Besitz seiner selbst geben wird; nun verhüllet er sich noch unter die Gestalt des Brodes, aber dereinst wird er diesen Schleier hinwegnehmen, damit wir ihn von Angesicht zu Angesicht sehen, und durch seine Anschauung und Liebe uns ewig in ihm erfreuen mögen. Alsdann werden wir von jenem köstlichen Weine, wovon nur etwas Weniges auf unsere Altäre herabfließet, ganz trunken werden. Alle diese Freuden, alle diese Herrlichkeit werden wir dem Altarssakramente zu danken haben, weil es die Quelle der Gnade und die Quelle unserer Glückseligkeit ist.

Zweiter Theil.

Christen, wenn ihr dieses wohl überlegt, welch heiliger Eifer muß sich in euch regen, euch öfters mit diesem Brode des Lebens zu erquicken! Wenn Jesus Christus mit einer heiligen Ungeduld jenes Abendmahl erwartete, in welchem er dieses große Sakrament einsetzen wollte, um uns durch den Genuß desselben die Schätze seiner Gnade mitzutheilen; wie groß muß nicht euer Verlangen sein, um euch dieser Gnaden theilhaftig zu machen,

insbesondere wenn ihr erwäget, was dieses Sakrament in sich enthält. Denn der Glaube sagt es uns, daß wir allda jenen geheiligten Leib empfangen, den der heilige Geist mit aller Sorgfalt gebildet hat; jenes kostbare Blut, welches uns mit dem himmlischen Vater ausgesöhnet, und dem ganzen menschlichen Geschlechte das Leben brachte; jene Seele, in welcher die wesentliche Heiligkeit ihren Wohnsitz hat; die Gottheit selbst, und mit dieser alles, was im Himmel und auf Erden Kostbares und Vortreffliches ist. Alles dieses empfanget ihr durch die Hände der Priester, so oft ihr euch zum Tische des Herrn begebet.

Felsenhart müssen euere Herzen sein, wenn ihr von so wichtigen Vortheilen nicht gerühret werdet, und euch nicht entschließet, öfters beim Sakramente euch einzufinden, und dasselbe mit gebührender Andacht und Ehrerbietigkeit zu empfangen. Bei solcher Beschaffenheit gebet ihr klar zu erkennen, daß ihr das Leben der Gnade nicht achtet, und ihr euch um die Herrlichkeit des Himmels so wenig beeifert. Solche saumselige Christen bestrafte schon zu seiner Zeit der heilige Ambrosius; erlaubet mir, daß ich seine Worte hier anführe, denn sie sind geeignet, euch euere Trägheit zu verweisen. Höret demnach, wie er sich erkläret. Ihr lauen Seelen! warum enthaltet ihr euch von einer so kostbaren Speise? Ihr sorget für eueren Leib, und labet ihn täglich, warum seid ihr denn so wenig für die Speise der Seele besorgt? Ist der Leib mehr als die Seele? Liegt euch mehr daran, ein zeitliches Leben zu erhalten, als euch des ewigen zu versichern? Könnet ihr wohl eine vergängliche Speise mit dem Brode der Engel vergleichen? Wollet ihr etwa sagen, daß ihr nicht würdig seid, den Heiligen aller Heiligen so oft zu empfangen? O, so wisset, daß dieses ein Betrug des Teufels sei, der euch unter dem Scheine der Ehrerbietigkeit das kräftigste Mittel raubt, welches ihr habet, das Leben der Seele in euch zu erhalten. Denn der Sohn Gottes im Sakramente will nicht durch die Entfernung, sondern durch den öftern Genuß geehret werden. Er liebet euch zärtlich, eben darum will er euch bei sich haben, um sich mit euch zu unterhalten, und innigst zu vereinigen. Er verlanget dabei nichts

Außerordentliches, noch vielweniger Unmögliches von euch; er fordert weiter nichts, als daß ihr mit einem hochzeitlichen Kleide, ich will sagen, mit einem reinen Herzen, bei ihm erscheinet. Es ist wahr, wir können ihn niemals so würdig empfangen, als es seine unendliche Hoheit verdienet; allein diese Würdigkeit, die uns schwachen Sterblichen unmöglich ist, verlanget er nicht, es ist schon genug, sagt der Kirchenrath zu Trient, daß man von der Sünde, und von der Neigung zur Sünde befreit ist, um sich würdig zum Tische des Herrn zu begeben.

Saget also nur nicht, daß ihr als geringe Geschöpfe von der Majestät eueres Gottes zurückgehalten werdet; denn eben dieses, daß er Gott ist, und ihr geringe Geschöpfe seid, soll euch antreiben, ihn öfters zu genießen, weil ihr sonst zu besorgen habt, es möchte ihn endlich eure Entfernung zum Zorne reizen, er möchte sich von euch mit seiner Gnade entfernen, er möchte euch euch selbst überlassen, und möchte euch hierdurch zu erkennen geben, was ein Mensch sei, den Gott seines Schutzes beraubt hat. Seid nur versichert, daß euere Entfernung nichts Gutes stiften wird. Wenn ihr auch noch so fromm und tugendhaft wäret, so werdet ihr doch nicht lange im Guten verharren, euere Frömmigkeit wird sich von Tag zu Tag mindern; ihr werdet in den Uebungen der Religion lau werden; ihr werdet anfangen, kleine Fehltritte zu begehen; endlich werdet ihr auch kein Bedenken tragen, größere Sünden zu begehen, wo ihr sodann das Leben der Gnade, wie es der Heiland geweissagt hat, verlieren werdet. Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esset, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben.

Ihr sprechet, ihr wäret nicht würdig, das Sakrament öfters zu empfangen. Ich aber sage euch, daß, wenn ihr nicht würdig seid, dasselbe öfters zu empfangen, so werdet ihr auch nicht würdig sein, solches in der österlichen Zeit zu empfangen; denn obgleich die österliche Communion geboten ist, die öftere aber nur angerathen wird, so ist doch die eine die Vorbereitung zur andern. Wer nicht täglich würdig ist, spricht der heilige Augustinus, das Brod der Engel zu genießen, der ist auch nicht wür-

dig, solches nach einem Jahre zu genießen, weil gemeiniglich solche Unwürdigkeit nicht aus einer wahren Ehrfurcht und gegründeten Demuth, sondern aus einer Neigung zur Sünde entsteht.

Wenn ihr deßwegen unter dem Scheine der Ehrerbietigkeit, oder aus andern nichtigen Ursachen euch vom Tische des Herrn entfernt, so seid ihr aus der Zahl jener geladenen Gäste, von welchen der Herr im Gleichnisse vom großen Abendmahle, das ein König bereitete, redet; sie alle hielten sich unter verschiedenen Vorwänden vom Abendmahle ferne. Der Eine sagte, ich habe ein Gut gekauft, ich muß hingehen, dasselbe zu besehen, halte ich mich entschuldiget. Der Andere sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft, ich muß hingehen, sie zu prüfen. Der Dritte endlich sprach: Ich habe ein Weib genommen, deßwegen kann ich nicht erscheinen. Wollet ihr, meine Zuhörer, den Zustand eures Herzens genau untersuchen, so werdet ihr finden, daß eben eine aus diesen Entschuldigungen die Ursache eurer Entfernung vom Sakramente sei, denn entweder seid ihr gar zu sehr in das Zeitliche vertieft, oder ihr lasset euch von euren Amtsgeschäften dahinreißen, oder ihr seid der unreinen Liebe ergeben, die euch nicht verstattet, euch mit Jesu Christo zu vereinigen. Es mag aber das eine oder das andere sein, so seid ihr doch dabei unglücklich; es wird euch eben nicht besser, als jenen geladenen Gästen, ergehen, über welche sich der Herr des Gastmahles erzürnet, und öffentlich betheuert hat, daß keiner von diesen Geladenen sein Gastmahl verkosten solle. Auch der Heiland wird sich über euch erzürnen, er wird euch von seiner himmlischen Tafel ausschließen; oder wenn ihr ja hinzutretet, so werdet ihr die Süßigkeiten jener göttlichen Speise nicht verkosten, ihr werdet sie unwürdig empfangen, und also den Tod und das Gericht hinein essen.

Wollte Gott, es wären dieses nur Drohungen, die durch euren Eifer ohne Wirkung verblieben! Allein die Erfahrung lehret es täglich, daß Jene, die sich selten mit diesem Himmelsbrode nähren, alsdann, wenn sie es genießen, keinen Geschmack daran finden, noch auch Vortheile des Heils daraus ziehen. Sie kommen mit eben denselben Sünden, mit ihren bösen Gewohn-

heiten, mit den vorigen Feindschaften, und mit allen ihren ehemaligen Ausschweifungen von dem Abendmahle zurück; sie werden durch den Genuß des Sakramentes nicht im Geringsten geändert, sondern bleiben nach der Communion eben dieselben Sünder, die sie vor derselben gewesen sind; da hingegen Jene, welche diesem großen Abendmahle öfters beiwohnen, von einem Mahle zu dem andern vollkommener werden, sie erhalten immer mehr Kräfte den Feinden ihres Heils zu widerstehen, und sich im Guten zu üben, und es ist nichts, was sie von der Tugend zurückhalten könnte.

Es verhält sich nämlich mit dieser Himmelsspeise, wie mit dem Manna der Israeliten: die Frommen wurden durch dasselbe erquicket, und erhielten dadurch Kräfte, ihre beschwerliche Reise fortzusetzen, da hingegen Jene, die sich von dem Herrn entfernten, einen Eckel davor empfanden. Ihre Seele, sagt David im 106. Psalm, hatte einen Abscheu vor dieser Speise, und sie nahten den Pforten des Todes. Eben dieses ereignet sich beim Genusse des Sakramentes: den Gerechten dient es zur geistlichen Nahrung, sie empfinden darin eine himmlische Süßigkeit, und empfangen es aus dieser Ursache öfters; jene aber, die in ihrer Lauigkeit verharren, die sich nicht entschließen können, die Neigung zur Sünde abzulegen, und deßwegen nur zu Ostern communiciren, diese finden nichts als Bitterkeiten darin, sie haben einen Eckel vor dieser Himmelsspeise, und müssen gewissermaßen gezwungen werden, dieselbe zu genießen; hiermit zeigen sie, sagt der Prophet, daß sie schon nahe am Tode, und an den Pforten der Hölle sind. Denn gleichwie der Eckel vor der natürlichen Speise ein Merkmal der Krankheit ist, also ist der Eckel vor diesem übernatürlichen Brode ein unfehlbares Zeichen, daß die Seele solcher Christen krank, oder wohl gar schon sittlicher Weise gestorben ist. Diese Unglückseligen tragen das Merkmal ihrer Verwerfung mit sich herum, sie entfernen sich nun von dem göttlichen Tische, und Gott wird sie einstens von seiner Herrlichkeit entfernen; sie fangen schon jetzt diese traurige Scheidung an, da sie einen Widerwillen zeigen, sich mit ihm zu vereinigen; sie sagen

nun eben dasjenige vom Sakramente, was jenes verworfene Volk in der Wüste von dem Manna sagte: Unsere Seele hat einen Eckel vor dieser leichten Speise. Dadurch erregen sie den Zorn des Herrn, und bewaffnen seine Gerechtigkeit wider sich. Denn sei es auch, daß er zu ihrer Züchtigung nicht sogleich feurige Schlangen, wie über die Israeliten, sendet, so bereitet er ihnen doch ein Feuer, welches sie nicht auf eine kurze Zeit, sondern auf ewig peinigen wird.

Unglückliche Seelen! erwachet doch endlich von eurem tödtlichen Schlummer, der euch ganz gewiß in die ewige Nacht versenken wird; steht auf, und esset von diesem Brode, welches euch der Herr zum Leben der Gnade und zur ewigen Herrlichkeit zubereitet hat; sehet, er selbst kommt zu euch in diesem Sakramente, damit ihr das Leben haben, und zwar überflüssig haben möget; esset nur getrost von diesem Brode, denn es ist euer Gott, der sich aus einem Uebermaaße der Liebe zur Speise gibt, er selbst ist dessen ein unfehlbarer Zeuge: „Das Brod, so ich geben werde, ist mein Fleisch für das Heil der Welt;“ wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esset, wenn ihr aus nichtigen Vorwänden euch von diesem großen Abendmahle entfernet, ach! da ist es mit euerem Heile geschehen; ihr werdet weder das Leben der Gnade, noch einstens das Leben der Herrlichkeit erlangen.

Wohlan, o Jesu! wir werfen uns nieder auf unsere Kniee, und beten deine höchste Majestät in diesem Sakramente an; wir danken dir für diese unermeßliche Wohlthat, die du uns bei der Einsetzung desselben erwiesen hast. Und da wir durch dich selbst überzeugt sind, daß du dich unter den Gestalten des Brodes zur Speise gibst, um uns sowohl hier zeitlich, als dort ewig glückselig zu machen; so ist es von nun an beschlossen, uns bei diesem großen Gastmahle öfters einzufinden. Wir erkennen zwar unsere Unwürdigkeit, dich, unsern Herrn und Gott, zu empfangen; wir wissen aber auch, daß du ein Verlangen trägst, dich mit uns zu vereinigen, und daß du nichts mehr von uns verlangest, als daß wir mit einem hochzeitlichen Kleide, das

heißt, mit einem reinen Herzen und wahrer Andacht bei dir erscheinen! Laß demnach, o Herr, deine Gnade über uns groß werden, denn der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist ungemein schwach. Verleihe uns jene Stärke, die uns nothwendig ist, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche uns von dem öftern Genusse dieses Sakraments zurückhalten könnten. Vereinige uns nun mit dir in der Zeit, damit wir auch dereinst in der Ewigkeit mit dir vereinigt leben. Amen.

Auf den zweiten Sonntag nach Pfingsten.

Von den Marodeurs der christlichen Armee.

„Geh' hinaus auf die Landstraßen und an die Zäune, und nöthige sie, herein zu kommen.“ Luk. 14, 23.

Gleichwie man nicht leicht findet einen Wald ohne Laub, eine Mühle ohne Staub, ein Ufer ohne Sand, ein Gefängniß ohne Band, einen Forst ohne Wild, ein Wirthshaus ohne Schild, also ist nicht leicht eine Armee, bei der es keine Marodebrüder gibt. Wenn auch nur ein Regiment marschirt, wird zum Nachtrab ein Sergeant oder Korporal mit zehn Mann kommandirt, die zurückbleibenden Marodebrüder nachzutreiben. Was wird es erst absetzen bei einer ganzen Armee? Bei dem christlichen Heere, das unter dem obersten Feldherrn Jesus Christus in geschlossenen Gliedern dahinzieht, um die himmlische Stadt Jerusalem zu erobern, gibt es deren sehr viele. Zehn Marodeurs auf drei rechtschaffene Soldaten. Wenn ihr, Geliebteste! wisset, was Marodebrüder sind, werdet ihr mir beifallen. Diejenigen werden so genannt, welche sich von dem Heere absondern, zurück in den Wirthshäusern sitzen bleiben, auf die Seite und auf das Stehlen und Plündern ausgehen, und mit den übrigen nicht fort wollen, und erst nach langem Umlaufen den andern folgen. Sehet nun das christliche Heer an, und zählet, wie viele solcher Gesellen darunter seien. Leichter werdet ihr alle Maikäfer von hundert Jahren her zusammenzählen, als die Marodeurs. Wann der Marsch nach dem Himmel angeht, will schier keiner mehr mit

fort. Die meisten geben Marode ab, und machen es wie jene, die nicht über den Fluß Jordan in das gelobte Land wollten.

---

1) Das Land Jazer und Galaad, erzählt die heilige Schrift (4. Mos. 32.), habe seiner Viehweiden und Fruchtbarkeit halber den zwei Stämmen Ruben und Gad, welche viele Heerden besaßen, also in die Augen gestochen, daß sie sich entschlossen, da wohnhaft zu bleiben, und nicht über den Fluß Jordan zu gehen. „Dieß Land, sprachen sie zu Moses, ist ein sehr ergiebig Land zur Viehweide, und wir, deine Knechte, haben sehr viele Heerden: so bitten wir, wenn wir Gnade vor dir gefunden, gib uns, deinen Knechten, dieß Land zum Besitze, und laß uns nicht ziehen über den Jordan." Ei sehet, was diese Gesellen für Vorwände machen! Das Land ist gut, sagen sie, und wir haben viel Vieh; weil die Gegend gut, verlangen wir nicht in's gelobte Land, und nicht über den Jordan. „Wie, wollt ihr nicht mit fort?" fragte sie Moses; „sollen denn eure Brüder in den Streit ziehen, und ihr wollet hier müßig sitzen?"

Derer, die also thun, ist unter den Christen eine große Zahl. Diejenigen, sagt der heilige Papst Gregor, welche in diese Welt und ihre Güter verstrickt sind, wollen nicht über den Jordan, weil sie kein Verlangen nach dem himmlischen Vaterland haben. Diese Marodebrüder achten des gelobten Landes nicht. „Die Söhne Babylons ergötzten die Gesänge Sions nicht," sagt schön der heilige Bernhard. O wie Wenige findet man heutzutage, welche mit Paulus sich sehnen, aufgelöst zu werden und zu sein bei Christus; wie Wenige, welche mit David klagen: Wehe mir, weil meine Pilgrimschaft sich verlängert! Ja, Wenige findet man, welche, zum Himmel berufen, nicht mit Traurigkeit von hinnen scheiden!" Wegen ihres Viehes, Geldes und Gutes geben sie Marodebrüder ab, die sich der Arbeit entschlagen, auf die faule Haut liegen, mit den Andern nicht fort wollen, sondern von Weitem zusehen, wie ihre Brüder um das gelobte Land streiten. Treffend hat sie der heilige Chrysostomus abgebildet, indem er sie den Weibern und Kindern vergleicht, welche im

Theater sitzen, den Kämpfenden zuschauen, sie bewundern, sie loben, aber selbst nicht auf das Kampffeld herabsteigen. Eben das haben alle die Marodebrüder im Brauch, die dem zeitlichen Gut anhängen und nicht über den Fluß Jordan wollen: sie betrachten gern, sie lesen gern, sie hören gern die Geschichte der Heiligen, der um den Himmel streitenden Christen, aber ohne ihnen nachzufolgen.

Wenn sie lesen oder hören, daß Johannes der Täufer anstatt des Kleides einer Kameelhaut sich bedient habe, und zur Speise Heuschrecken und wilden Honig gebraucht habe, bekreuzen sie sich und verwundern sich über so unerhörte Strenge höchlich.

Wenn sie lesen oder hören, daß der heilige Karl Borromäus, mailändischer Bischof, an einem Tage 40,000 Kronen, den Preis eines ganzen Fürstenthums, und ein andermal 20,000 Kronen, welche ihm durch Testament vermacht waren, unter die Armen ausgetheilt habe, loben sie seine Freigebigkeit und preisen den allmächtigen Gott, daß er in diesen letzten verkehrten Zeiten seiner Kirche einen solch frommen apostolischen Bischof geschickt.

Wenn sie betrachten, lesen oder hören, daß der heilige Abt Hilarion achtzig ganze Jahre bei Wasser und Brod gefastet und keinen warmen Bissen über seinen Mund gebracht, auch während der Krankheit nichts als Kräuter mit Oel genossen, seufzen sie vor Verwunderung und sagen: Allmächtiger Gott, wie wollen wir in den Himmel kommen!

Wenn sie lesen oder hören, daß der heilige Alexius aus Liebe zur Keuschheit am Tage der Hochzeit heimlich davon gegangen, siebenzehn Jahre das Brod vor den Häusern gebettelt, im Hause seines Vaters wie ein Schuhhader sich herum ziehen lassen, unter der Stiege bei den Hunden sein Lager gehabt: geben sie ihm alle willig das Lob, daß er ein keuscher und heiliger Jüngling gewesen, würdig, daß ihn Jedermann in seiner Jugend zur Erhaltung der Keuschheit zu seinem Patron und Fürsprecher wähle.

Wenn sie lesen und hören, daß der heilige Apostel Andreas das Kreuz mit liebreichen Worten von Weitem gegrüßt, mit

beiden Händen und Armen umschlossen, mit Freuden sich daran binden lassen, und das Volk ernstlich ersucht habe, ihn davon nicht los zu machen: erheben sie diese seine Bereitwilligkeit für Christus zu leiden bis in den Himmel, und erkennen im Stillen, wie ungleich in Ertragung des täglichen Kreuzes sie diesem Heiligen seien.

Wenn sie lesen oder hören, daß die heilige Elisabeth, Königin von Portugal, alle Jahre dreimal vierzig Tage lang gefastet, und überdieß noch alle Woche drei Tage, alle Vigilien der Mutter Gottes, der heiligen Apostel, wie auch Freitag und Samstag bei Wasser und Brod: verwundern sie sich ob der Andacht einer so hohen Standesperson, und erschrecken, daß sie so heikel seien, und sich dennoch den Himmel so gewiß machen.

Wenn sie lesen oder hören, daß die heilige Ludwina achtunddreißig Jahre krank, kein Zeichen einiger Ungeduld habe spüren lassen, mit gegen Himmel erhobenen Augen und Händen um Fortwähren der Krankheit und um noch größere Schmerzen täglich gebeten, in den größten Schmerzen Gott Dank gesagt, und in Allem seinen Willen zu erfüllen verlangt: preisen sie Gott, welcher wunderbar in seinen Heiligen ist, und bitten diese, sie möchten in solchen Heimsuchungen ihre Fürsprecher bei Gott sein.

Damit aber hat die Sache ein Ende. Sie loben, sie preisen, sie rühmen die Tapferkeit, Keuschheit, Strenge, Freigebigkeit, Geduld, Abtödtung der um den Himmel Streitenden: es gelüstet sie aber nicht solche Tugenden nachzuahmen. Der Eine schützt vor, er sei zu zart; der Andere, er sei zu schwach; der Dritte, er sei zu jung; der Vierte, er sei zu alt; unterdessen geschieht nichts, nichts bei den Jungen, nichts bei den Alten. Kinder sind es, Weiber sind es, Marodebrüder sind es, die mit den um den Himmel ritterlich streitenden Christen nicht fort wollen, sich zeitlich wohl sein lassen, und wegen ihres Viehes, d. i. ihres viehischen Leibes, der so gar nichts leiden will, auf das gelobte Land und die ewige Wohlfart verzichten.

Schämt euch, ihr Marodebrüder, in's Herz hinein! Sollen denn eure Brüder und Schwestern, so viele adelige, tapfere,

zarte, junge, alte Herren und Frauen, Kaiser und Kaiserinnen, Könige und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen, Arme und Reiche, durch Kreuz und Leiden, durch Fasten und Abbruch in den Streit gezogen sein, um den Himmel zu gewinnen, und ihr wollet hier müßig sitzen? Auch an den gebotenen Fasttagen zweimal euch satt essen? Auch in der 40tägigen Fasten ohne gültigen Grund Fleisch essen? Das ganze Jahr von nichts reden, als von Essen und Trinken, Kurzweil und Spiel, Müßiggehen und Schlafen, Schauspiel und Tänzen? Sind das die Vorbereitungen zur Ewigkeit? Führt ein solches Leben in den Himmel? Heißt das sein Kreuz auf sich nehmen und Jesu nachfolgen? O heiliger Geist, komm und erleuchte die Herzen dieser in Finsterniß wandelnden Menschen! Laß, o Jesu, dein theures Blut an diesen ihres Heils vergessenden Menschen nicht verloren sein, sondern erweiche durch dasselbe ihre verstockten Herzen zur Buße, daß sie dich erkennen und fürder mit größerem Ernste suchen! Du, o Jesu! bist des ganzen christlichen Heeres oberster Feldherr, unter deinem Befehle stehen wir Alle: sei gebeten und commandire einen Offizier mit gewisser ihm zugegebenen Mannschaft, der diese Marodebrüder, die mit den Andern nicht fortwollen, nachtreiben lasse, damit, gleichwie alle in den Himmel hineinwollen, auch alle zugleich um denselben zu streiten Lust bekommen.

2) Die Bitte ist erhört. Vernehmet, welche Ordre Jesus der streitenden Kirche Feldherr, hat ergehen lassen. „Geh hinaus auf die Landstraße und an die Zäune, und nöthige sie, herein zu kommen.“ Den Offizier, dem er die Ausführung der Ordre übertragen, nennt der Evangelist nicht, wohl aber der Prophet Isaias, bei dem sich Gott dieser Marodebrüder halber also vernehmen läßt: „Ich will dem Mitternachtwind sagen: Bring her meine Söhne aus der Ferne, und meine Töchter von den Enden der Erde“ (43, 6). Also Herr Aquilo, der Mitternachtwind, hat die Ordre, die Marodebrüder nachzutreiben. Wißt ihr, was dieser Offizier für Mannschaft unter sich hat? Ihr schließt es aus der Montur. Die ersten ziehen blutroth,

die andern schwefelgelb, die dritten schwarz auf. Es sieht sie zwar Niemand gern, wo sie hinkommen; doch hat Gott keine Soldaten, welche tauglicher sind die Marodebrüder nachzutreiben, denn sie. Wenn Herr Aquilo mit seinen Soldaten kommt, da laufen sie.

„Von Mitternacht her, sagt die Schrift (Jerem. 1, 14.), wird sich das Unglück über alle Bewohner des Landes ausbreiten.“ Anstatt der Mannschaft hat der Mitternachtswind lauter Unglück, meistens dreierlei, unter sich: Krieg, Hunger und Pest. Die ersten gehen blutfarbig, die zweiten schwefelgelb, und die dritten schwarz montirt. Zu Kriegszeiten vergießt man das Blut, in der Hungersnoth werden die Angesichter gelb, zur Pestzeit gehen Alle in Trauer. Keiner sieht diese Sergeanten und Soldaten gern im Haus, kommen ihm aber dennoch, wenn er Marode abgeben und mit den Andern, die um den Himmel streiten, nicht fort will, damit er, ins Zeitliche verliebt, nicht zurückbleibe. Da schickt ihm Gott den Mitternachtswind mit allerhand Unglück über den Hals, daß er ihn nachtreibe. „Wenn ihr nicht hören wollt, sagt Gott selbst (Malach. 2, 2.), und nicht zu Herzen nehmen, meinen Namen zu verherrlichen, will ich unter euch Armuth senden.“ Diese aber wird euch nicht, wie ihr euch etwa einbildet, tröstlich, sondern entsetzlich sein.; „sie wird zu euch kommen wie ein Reisiger, und wie ein bewaffneter Mann“ (Sprüche 6, 11.), dieser wird euch zum Gehorsam treiben, und Gott suchen lehren.

Andere dergleichen Unglücksfälle in Menge droht Gott aller Orten den Unbußfertigen auf den Hals zu schicken. Im 4. Buch des Moses 28. Kap. vom 15. Vers an führt er ein ganzes Regiment auf, so die Marodebrüder nachtreiben sollen. „Wenn du, spricht er, nicht hören willst die Stimme des Herrn, deines Gottes, um zu thun und zu halten alle seine Gebote und Vorschriften, die ich dir heute gebiete, so werden alle diese Flüche über dich kommen und dich treffen. Verflucht wirst du sein in der Stadt, verflucht auf dem Felde. Hunger und Mangel wird der Herr über dich senden, und wird die Pest noch hinzuthun.

Schlagen wird dich der Herr mit Armuth und Fieber und Kälte und Hitze und Dürre und giftiger Luft und Getreidbrand," und was dergleichen Strafen mehr sind, die er weitläufig anführt und über dergleichen Marodebrüder kommen zu lassen drohet. Ich mein, sie laufen, wann Herr Aquilo mit diesen seinen Soldaten anrückt; keine mögen sie besser treiben denn diese. „Erfülle ihr Angesicht mit Schmach, daß sie deinen Namen suchen, Herr!" spricht David (Ps. 82, 17.). „In ihrer Drangsal riefen sie zum Herrn" (Ps. 106, 28.): „Herr in der Angst suchet man dich" (Isa. 26, 16.). „Es hat sich gemehrt ihr Elend, darnach eilten sie herbei" (Ps. 15, 4.). Merket: darnach, nicht zuvor.

Herr Aquilo macht ihnen Füße. Dieser bringt Gott seine Söhne, welche Marodebrüder geworden und sich in die weiteste Ferne verlaufen haben, und seine Töchter von den Enden der Erde wieder herbei. Wollt ihr dergleichen Gesellen sehen, die Herr Aquilo aus der Ferne wieder herbeigebracht?

Was sich mit dem verlorenen Sohn im Evangelium zugetragen, ist euch bekannt. Seinen Vater, erzählt der Evangelist, habe dieses saubere Bürschlein keck angeredet, ihm sein väterliches Erbtheil auszufolgen. Als dieß geschehen, zog er in ein fernes Land, und verschwendete daselbst sein Gut durch ein schwelgerisches Leben. In ein weit entlegenes Land verlief sich dieß saubere Bürschlein, damit ihn so leicht Keiner erfragen oder finden möchte. Wie bringt man diesen Marodebruder wieder herbei? „Ich will dem Mitternachtwind sagen, spricht Gott, bring' her meine Söhne aus der Ferne." Hört, wie dieser Marodebruder gelaufen, als er Herrn Aquilo mit seiner Mannschaft kommen sah. Nachdem er all sein Gut verschwendet hatte, entstand eine große Theuerung in jenem Lande, und er fing an Noth zu leiden. In dieser Noth kam er so weit, daß er mit den Träbern, die die Schweine fraßen, seinen Hunger gerne gestillt hätte, aber Niemand gab sie ihm. Da ist in die Länge meines Bleibens nicht, sprach er: Ich will mich aufmachen, und zu meinem Vater gehen. Sobald ihn Armuth und Hungersnoth wie ein geharnischter Mann in der Ferne überfallen, ist er ge-

laufen. Herr Aquilo hat dem Vater diesen seinen verlorenen Sohn aus der Ferne wieder herbeigebracht.

Von einem andern, der sich noch weiter verlaufen hatte, und von Herrn Aquilo dennoch wieder beigebracht worden ist, erzählt das 4. Buch der Könige Kap. 21. Was Mannasses, der König in Juda, für ein böses Leben geführt, ist da ausführlich erzählt. Fünfundfünfzig Jahre hat er regiert und während seiner Regierung mehr Sünden und Laster begangen, als er Tage seines Lebens zählte. Den Abgöttern errichtete er Altäre, und er selbst betete Sonne und Mond und alle Sterne des Himmels an. Er entweihte den Tempel zu Jerusalem und stellte Götzenbilder hinein. Er opferte seinen leiblichen Sohn dem Teufel im Feuer. Er gab Acht auf die Träume und das Geschrei der Vögel. Er gab sich auf's Wahrsagen, und stellte Wahrsager auf und vermehrte die Zeichendeuter. Er führte allenthalben den Götzendienst ein und verführte ganz Juda und alle Einwohner von Jerusalem, daß sie mehr Böses thaten als die Heiden. Er vergoß viel unschuldiges Blut, und durfte ihm Keiner etwas sagen, wenn er mit dem Leben davon kommen wollte. Den Propheten Isaias, der ihn nach göttlichem Befehl seiner Bosheit wegen ermahnte, ließ er lebendig mit einer Säge mitten entzwei schneiden. Seines Wüthens, Mordens und Blutvergießens war so viel, daß die Schrift sagt, die Stadt Jerusalem sei von dem unschuldigen Blut, so er vergossen, übervoll geworden. — Der hat sich wohl weit verlaufen, und weil er Keinen anhört, der ihm die Wahrheit sagen und ihn zur Besserung ermahnen darf, wird er hart mögen herbei zu bringen sein. Dafür wollen wir Gott sorgen lassen; er hat Soldaten, die dergleichen Marodebrüdern Füße machen können, wann sie nicht gehen wollen. „Ich will dem Mitternachtswind sagen: Bring her meine Söhne aus der Ferne." Manasses wurde von den Assyriern gefangen, mit Ketten und Banden gefesselt nach Babylon geführt und in das Gefängniß geworfen. Da er nun geängstigt war, sagt die Schrift, betete er zu dem Herrn, seinem Gott, und that große Buße vor dem Gott seiner Väter. Da er Herrn Aquilo vermerkte, fand er sich schnell zurecht.

In Erwägung dessen müssen wir dem heiligen Thomas von Villanova Recht geben, welcher da sagt: „Im Glücke werden die Menschen zu Teufeln und Bestien, in Trübsalen aber wieder zu Menschen.“ Ist es doch in Wahrheit nicht anders. Wer folgt, wenn man ihm seine Sünden und Laster untersagt? Aus Zehn nicht Einer. Etliche nehmen's ein wenig zu Herzen, Andere schmähen, Andere lachen dazu und treiben ihr Gespött damit. Gott, der langmüthig ist, sieht ihrem Luderleben gewisse Jahre zu, bis das Maß ihrer Sünden voll ist und die Zeit da ist, sie deßhalb zu strafen und mit allerlei Unglück heimzusuchen. Alsdann gehe Einer hin und suche sie während der Strafe, besonders in gefährlichen Krankheiten, tröste sie mit Gottes gerechtem Urtheil, der ohne Ursache dergleichen Strafen über Niemand verhängt, sage, sie möchten in sich gehen, ihre Sünden reumüthig erkennen, und Gott deßwegen um Verzeihung bitten, Buße und Besserung ihres Lebens versprechen, und merke dann, ob sie noch lachen, ob sie noch spotten, ob sie noch schimpfen. Ach nein, da geht es aus einem andern Ton. Die zuvor Teufel gewesen, werden da wieder Menschen. Es soll mir gewiß eine Warnung sein, sagen sie, will mich fürder besser in Acht nehmen, gegen Gott anders mich verhalten; komme ich von dieser Krankheit wieder auf, will ich ein ganz anderer Mensch werden. Wer treibt sie also dem Himmel zu? Aquilo, Herr Aquilo, der Mitternachtswind. Die Furcht treibt sie, die Angst treibt sie, die Strafe treibt sie, die Krankheit treibt sie, der Schmerz treibt sie, das Uebel treibt sie. Was mit den Andern nicht fort will, das treiben diese Sergeanten nach.

Erschrecke nicht, wenn sie dir unversehens in's Haus kommen, und gedenke, sie sind von Gott geschickt, um dich zur Tugend zu bringen und in den Himmel zu treiben. „Wir rühmen uns der Trübsale, spricht der Apostel, weil wir wissen, daß Trübsal Geduld wirkt, Geduld Bewährung, Bewährung aber Hoffnung, und die Hoffnung macht nicht zu Schanden.“ (Röm. 5, 5.) Wer sich ob der Trübsale freut, und dieselben zur Besserung seines Lebens und Führung eines frommen christlichen

Wandels benützt, darf wohlgemuth sein und hoffen, er werde nicht ewig zu Schanden werden. Gott selbst sagt: „Die ich lieb habe, die strafe und züchtige ich.“ (Offenb. 3, 19.) Die er durch zeitliche Strafen heimsucht, denen soll dieß ein Zeichen sein, daß er sie nicht ewig verwerfen will, sondern mit andern Auserwählten bei sich im Himmel zu sehen verlange. Wenn der Hirt des Abends die Schafe heimtreibt, und deren etliche nebenaus und mit den andern nicht in den Stall wollen, und er sie deßwegen mit der Peitsche über den Rücken schlägt, und sie also nöthigt in den Stall zu gehen, saget mir: ist das ein böses Zeichen? Kann ich daraus schließen, er sei den Schafen Feind? Nichts weniger, er schlägt sie, damit sie bei den andern im Stall seien.

Merke dir das, o mein Christ! und folge, wenn du Gott mit der Ruthe hinter dir merkst. Er schlägt dich, nicht weil er dir Feind ist, sondern weil du ihm lieb bist. Er verlangt dich bei sich im Himmel zu haben. Wer es glaubt und befolgt, wird selig werden. Amen.

Auf den dritten Sonntag nach Pfingsten.

Von der heiligmachenden Gnade.

„Freuet euch mit mir, denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte.“ Luk. 15, 9.

Jener Groschen, von welchem der Heiland im heutigen Evangelium redet, ist ohne Zweifel die heiligmachende Gnade, welche der Sünder durch eine jede grobe Ausschweifung verlieret, aber nicht anders, als mit vieler Mühe, durch eine schmerzliche Reue, und durch das Sakrament der Buße, zurück bekommt.

Eben aus dieser Ursache findet man Unzählige, die diesen kostbaren Groschen auf eine leichtsinnige Weise verlieren, Wenige aber werden gezählt, die dessen Verlust bedauern, und sich gleich dem Weibe im Evangelium Mühe geben, ihn wieder zu erlangen.

Und gewiß, wie viele Sünder haben sich nicht seit langer Zeit in den Abgrund der Sünde versenkt, und stürzen sich noch immer darein, ohne daß es ihnen einfällt, herauszugehen und sich davon zu befreien!

Wollte man, wie es zu den Zeiten des Moses geschah, die Lebendigen von den Todten absondern; wollte man auf die eine Seite diejenigen stellen, welche die heiligmachende Gnade besitzen, auf die andere jene, welche sie nicht haben; o wie klein würde die Zahl der einen, wie groß hingegen die Menge der andern sein! Wer würde nicht erstaunen, daß unter so vielen Kindern der Kirche gleichwohl so wenig Kinder Gottes gefunden werden? Sollte nicht diese einzige Betrachtung schon hinlänglich sein, unsere Herzen in Unruhe zu setzen? Denn es gibt in der That Leute,

mit denen wir leben, die wir für unsere Freunde halten, die aber wirklich Feinde Gottes sind, weil sie der heiligmachenden Gnade beraubet leben. Es gibt Leute, die sich durch die Vorzüge ihrer Geburt, durch ihre Heldenthaten, und durch ihre Naturgaben auf den Gipfel der Ehre erheben, die aber wegen Mangel der Gnade in den Augen Gottes viel geringer und verächtlicher sind, als die Niedrigsten aus dem Volke. Es gibt endlich Leute, die an Allem Ueberfluß haben, die wegen ihres Reichthumes fast eben so viele Anbeter zählen, als sich Arme einfinden, die ihrer Hülfe bedürfen; da sie aber jener innerlichen Güter der Gnade beraubet leben, so sind sie die Aermsten und Unglücklichsten unter Allen, und werden einstens von eben denjenigen, denen sie jetzt ihre Hülfe versagen, gleich jenem Reichen in der Hölle verspottet werden.

So ist denn also die Gnade allein dasjenige, welches den Menschen in Wahrheit glückselig macht, und dessen Verlust zugleich der Verlust aller wahren Hoheit und aller wahren Güter ist; die Gnade allein ist unsre wahre Größe, sie ist unser größtes Gut, und folglich dasjenige, was wir über alles schätzen müssen; denn sie ist, nach den edeln Begriffen der heiligen Väter, eine Theilnehmung an dem göttlichen Wesen, ein Strahl der Gottheit, eine Ausgießung seiner Güte, ein Kennzeichen unsrer Gnadenwahl und eine Quelle wahrer Heiligkeit. In ihr finden wir jene Glückseligkeit, die uns die Welt nicht verschaffen kann, und die von solcher Vortrefflichkeit ist, daß sie mit allem, was die Welt Herrliches und Prächtiges in sich hat, ich sage nicht vertauscht, sondern nicht einmal verglichen werden kann.

Sehet Andächtige, wie erhaben die Begriffe sind, welche die Kirchenlehrer von der heiligmachenden Gnade hatten, und lernet hieraus, wie sehr ihr dieselbe schätzen, und mit welcher Sorgfalt ihr sie bewahren sollet! Denn die Gnade ist jenes kostbare Talent, welches Gott dem Menschen ertheilet, um ihn auf Erden glücklich zu machen; zumal sie ein weit achtungswürdigerer Schatz, als alle Güter der Welt, ist, und eine weit größere Hoheit, als alle Hoheiten der Welt, in sich enthält. Dieses werdet ihr in

dieser Rede vernehmen, in welcher ich erstlich zeigen will, daß man durch die heiligmachende Gnade ein Gut besitzet, außer welchem Gott, bei allem seinem Ueberfluße, kein größeres geben kann: sodann, daß sie uns eine Hoheit verleiht, die über alle Hoheiten der Welt erhaben ist. Kurz, ich werde zeigen, daß uns die heiligmachende Gnade den größten Ueberfluß, und die höchste Würde mittheilt.

Erster Theil.

Die Reichthümer der Gnade, wie der Apostel redet, sind unschätzbar. Und wenn ich sage, daß Gott bei allem seinem Ueberfluße einem Geschöpfe nichts Größeres geben kann, so offenbare ich zwar in einem Satze sehr herrliche Begriffe von ihrer Vortrefflichkeit, aber ich zeige noch bei weitem nicht den Umfang und den Grund ihres kostbaren Wesens; ich muß noch mit dem Apostel und mit der Kirchenversammlung zu Trient hinzusetzen, daß die Christen durch diese innerliche Gnade ganz Jesu Christo, und Jesus Christus ganz ihnen zugehöre.

In Wahrheit, meine Zuhörer, alle Verdienste seiner Erlösung, der unendliche Werth seines vergossenen Blutes, die überflüßigen Früchte seines Todes, die Schätze der Kirche, die vielfältigen Arbeiten der Apostel, das schmerzliche Leiden der Martyrer, die Gebete und die Strenge aller Frommen, alles dieses gehöret euch zu, wenn ihr mit Jesu Christo durch das Band der Gnade vereiniget seid, auf dieses alles habt ihr den sichersten Anspruch, es kann euch an demselben nicht fehlen; da hingegen die Sünder, so lange sie in der Sünde verharren, an diesem Schatze der Gerechten keinen Theil haben, sie sind den enterbten Kindern gleich, und leben alles Rechtes zu diesen Gütern beraubet.

Wie unglücklich also seid ihr, meine Christen, wenn ihr im Stande der Sünde lebet, weil ihr in diesem Stande der heiligmachenden Gnade und mit dieser aller angeführten Vortheile beraubt seid!

Ihr aber, ihr gerechten Seelen, ihr seid in der That höchst

glückselig; denn ihr nehmet an allem Theil, was immer in der Kirche Gutes geschieht. Man verrichtet kein Gebet, man vollzieht kein gutes Werk, und es wird in der ganzen Welt Gott dem Herrn kein einziges Opfer dargebracht, dessen ihr nicht auch theilhaftig würdet. Euere eigenen Werke, die ihr in diesem Zustande verrichtet, sind von einem unbeschreiblichen Werthe. Ihr habt demnach sowohl persönliche, als fremde Reichthümer; auch euere geringste Handlungen werden übernatürlich, und zu einem ganz göttlichen Rang erhoben. Hieraus könnet ihr schon urtheilen, wie leicht es sei, vermittelst der Gnade in kurzer Zeit reich zu werden; denn sofern euch ihre heilsame Eindrücke leiten, so werdet ihr keinen Schritt machen, der nicht ein Schritt in den Himmel wäre; ihr werdet den Armen kein Glas Wasser darreichen, welches euch nicht ein Recht auf die Erbschaft der Auserwählten verschaffte; ihr werdet kein gütiges und liebreiches Wort mit euerem Nächsten reden, welches nicht sogleich im Buche des Lebens aufgezeichnet würde; ihr werdet kein einziges Gebet verrichten, welches die Engel nicht vor den Thron des Allerhöchsten brächten. Die Gnade, die in eurer Seele wohnt, macht eure schwächsten Ehrenbezeigungen auf gewisse Art göttlich, und eben zur Zeit, da ihr vor der Welt ganz arm und dürftig scheinen werdet, werdet ihr in den Augen Gottes überflüßige Reichthümer besitzen. Dieß bezeugen die heiligen Väter, und dieß lehren uns die Aussprüche der Religion; aber dieses ist der blinden und thörichten Welt ein Geheimniß. Denn versteht wohl die Welt, was der weise Mann sagt: daß es in der That reiche Leute gibt, welche nichts, hingegen auch Arme, welche doch viel Reichthum besitzen? Begreift wohl die Welt, was der heilige Augustinus schreibt, da er bei Erwägung der Gnade also fragt: Was ist der reichste Mensch, wenn er nicht die Gnade Gottes hat, und was ist der ärmste Mensch, wenn er die Gnade in seinem Herzen hat? Erkennt wohl die Welt, daß alle Güter der Erde nicht so hoch als die geringste Gnade, wenn sie doch gering kann genannt werden, zu achten und zu schätzen sind? und daß aller Ueberfluß des Zeitlichen beim Mangel der Gnade eine wahre Dürftigkeit

sei? O mein Gott, wie blind sind die Menschen in Ansehung ihrer wahren Glückseligkeit! wie lau und kaltsinnig, um sich jene Güter zu verschaffen, die sie in Wahrheit reich und glückselig machen! Die Gnade ist jener kostbare Schatz, welchen zu erkaufen der Mensch alle Habschaft geben sollte, um sich dieselbe eigen zu machen; indessen läßt man sich's nichts kosten, ja man gibt sich nicht einmal Mühe, sie zu erlangen. Man ist äußerst beflissen, sich zeitliche Güter zu verschaffen, und spannt alle seine Kräfte an, man arbeitet Tag und Nacht, man durchschifft sogar die gefährlichsten Meere, man leidet Hitze und Kälte, Hunger und Durst, man setzt seine Gesundheit und das Leben in Gefahr, wenn sich nur einige Hoffnung zeigt, reich zu werden, da doch dieser Reichthum von keiner Dauer ist; man kann ihn ohne große Sorge nicht besitzen, und sofern man ihn wirklich besitzt, so ist man tausend Gefahren ausgesetzt, ihn wiederum zu verlieren; ja sollte man auch von dessen Besitze versichert leben, so ist er doch von keiner langen Dauer, man muß ihn wenigstens beim Tode verlassen, denn man nimmt nichts mit sich von hinnen, einzig unsere Werke werden uns in die Ewigkeit begleiten. Und wollte Gott, die irdischen Güter wären nicht öfters Ursache, daß jene Seelen, die sie besaßen, der ewigen Güter beraubet würden!

Und gleichwohl ist dieses fast die einzige Beschäftigung der Menschen, sich Gut und Geld zu erwerben, um hier zeitlich glückselig zu sein. Kaum einige fromme Seelen erkennen die wahren Schätze der Gnade, und ziehen sie den Gütern der Erde vor; da doch ein jeder, der den christlichen Namen führt, eher bereit sein sollte, Hab und Gut, Leib und Leben zu verlieren, als den Verlust der Gnade zu erfahren; oder, wenn ihm die Sünde auf eine unglückliche Weise dieselbe geraubt hat, alles anzuwenden, um diesen kostbaren Schatz durch eine wahre Buße wiederum zu erlangen.

Christen, erkennet doch einmal die wichtigen Vortheile, die euch der Besitz der heiligmachenden Gnade verschafft; denn mit ihr besitzet ihr alles, ihr gehöret Gott an, und Gott gehöret mit allen seinem Reichthume euch an. Schätzet also dieses kostbare

Kleinod, welches euere Seelen mit allen Gütern des Himmels erfüllt! Habet ihr aber das Unglück gehabt, dasselbe durch eine Sünde zu verlieren, o so säumet nicht einen Augenblick, es durch die Buße wiederum zu gewinnen. Machet es gleich dem Weibe, von welchem der Heiland im heutigen Evangelium redet, die in der That nichts unterließ, den verlornen Groschen zurück zu bekommen. Fern sei von euch alle Saumseligkeit, denn wer ist versichert, daß er den morgenden Tag erleben wird? Da ihr indessen gewiß wisset, daß ihr ohne die Gnade in den Himmel nicht eingehen könnet, und daß ihr ohne sie bei allem euerem Ueberfluße in den Augen Gottes die ärmsten Leute, aller Verdienste beraubt seid, und keinen Anspruch auf das Himmelreich habet. Gebet ihr euch aber Mühe, sie durch die Buße wiederum zu erlangen, so werdet ihr auch durch sie höchst glückselig werden; ihr werdet sodann eben das von ihr sagen können, was einstens Salomon von der Weisheit sagte, die ihm Gott mitgetheilt hatte: „Es sind mir alle Dinge mit ihr gekommen.“ Denn mit der Gnade wird euch Alles zu Theil, ihr werdet bei allem Mangel des Zeitlichen einen weit größern Reichthum besitzen, als alle Reichen dieser Welt besitzen können. Ihr werdet auch eine weit größere Hoheit überkommen, als diese Welt bieten kann.

Zweiter Theil.

Gewiß, meine Zuhörer! Gleichwie die heiligmachende Gnade einer gläubigen Seele zu einem Schatze dienet, der alle Schätze dieser Welt weit übersteigt, also erhebt sie sie auch zu einer Hoheit, welche alle Hoheiten der Welt weit übertrifft. Denn da sie, wie ihr bereits gehört habt, eine Theilnehmung an der göttlichen Wesenheit, eine Ausgießung seiner Güte, und ein unfehlbares Kennzeichen seiner Liebe ist; so folgt ja, daß sie eine Seele, in der sie sich befindet, auf den höchsten Gipfel der Ehre erhebt, weil man in solchem Zustande an der Größe Gottes selbst Antheil hat.

Was sind wohl die Ehrenstellen und die Hoheiten dieser Welt? sind sie nicht eine leere Einbildung, ein eitler Name, und ein geringer Schein, welcher jenem, der ihn trägt, nichts Wesen-

haftes mittheilt? Wenn auch der Rang des einen vor dem andern ein wenig höher ist, so ist doch der Mensch darum nicht größer; er wird ebenso, wie der Geringste in das Grab hinabsteigen, und den Würmern zur Speise werden. Die Gnade allein ertheilet uns einen wesentlichen Charakter, sie gibt uns einen wahrhaften Eindruck der Größe und Heiligkeit, die uns zu Freunden, ja sogar zu Kindern Gottes macht. Mit der Gnade können wir nach dem Ausdruck der heiligen Schrift sagen: „Wir sind göttliche Menschen," das ist, mit dem Merkmale der Gottheit bezeichnete Menschen. Mit der Gnade haben wir das Recht, Gott unsern Vater zu nennen, und er, ob er gleich Gott ist, trägt kein Bedenken, uns als seine Kinder anzusehen. Dieser Titel eines göttlichen Kindes läßt als Nichts alle Titel erscheinen, die man von der Welt erwarten kann.

Menschliche Weisheit, verbessere deine Urtheile! Höre auf, diejenigen für groß zu achten, denen die Natur oder das Glück die vornehmsten Ehrenstellen eingeräumt hat. Ein wahrer Christ erkennt nichts für groß, als was Gott für groß erachtet, und dieß ist ein Mensch, dessen Seele die heiligmachende Gnade besitzt; mit dieser ist er in Wahrheit groß, und ohne sie ist auch der größte Mensch klein, ja besser gesagt, er ist nichts.

David war ein großer König, aber ohne die Gnade würde man sich seiner kaum erinnern; dieses herrliche Andenken, das er der Nachwelt hinterließ, ist nicht eine Folge seiner Tapferkeit, sondern es ist die Wirkung der Gnade. Niemand war größer als Salomon, so lange er in der Gnade lebte; sobald er aber von Gott abgewichen, und durch die Sünde die Gnade verloren hatte, so war auch, nach seinem eigenen Geständnisse, nichts kleiner, als er; dieser so weise König ist endlich der verächtlichste Mensch geworden, als er die Gnade von sich gestossen hatte. Was für ein mächtiger Held war nicht Alexander! Der Geist Gottes selbst hat sich gewürdiget, seine Thaten zu loben; leget die Gnade in sein Herz, so wird es das größte Herz sein, aber ohne diese ist dieser herrliche König nur ein eitler Mensch, oder vielmehr, er ist nichts.

Fället ein gleiches Urtheil von allem dem, was ihr auf Er-

den für das größte und herrlichste erachtet; ich versichere euch, ihr werdet überall etwas ähnliches mit dem antreffen, was die heilige Schrift von dem Naaman aufgezeichnet hat. Dieser war ein reicher, aber aussätziger Mann. Es war Naaman ein großer Staatsminister, er war ein berühmter Feldherr, und einer der größten Lieblinge des syrischen Königs, es mangelte Nichts zu seinem Glücke: aber ohne die Gnade ging seiner Person Alles ab. Dieser geistliche Aussatz ist schon hinreichend, die kostbarsten Güter der Natur und des Glückes anzustecken, und die Menschen sowohl, als die Engel zu stürzen. Lucifer war vermittelst der Gnade der vornehmste unter allen Engeln, aber nun ist er ohne sie der häßlichste unter allen Teufeln.

Was ist wohl die Wissenschaft bei einem Menschen ohne die Gnade? Was ist die Schönheit, ja was sind sogar die herrlichsten Tugenden, wenn sie im Stande der Sünde vollzogen werden? Fürwahr, sie sind nichts, als ein leeres Wesen, eine schnöde Eitelkeit, ein tönendes Erz, und ein Hirngespenst zum Verblenden.

Auch die Gabe der Weissagung und der Wunderwerke macht uns nicht groß ohne die Gnade, denn es ist gewiß, daß auch die Verworfensten an diesen glänzenden Gaben Theil nehmen können. Auch der gottlose Balaam war einstens ein Prophet, und zwar ein großer Prophet. Auch Judas, jener treulose Jünger, hatte nach der Lehre der heiligen Väter Wunder gewirket. Man muß demnach ohne Widerrede bekennen, daß alles, was auf Erden das Größte ist, für Nichts zu achten sei, wenn es nicht mit dem Merkmale der Gnade bezeichnet ist.

Wenn ihr auch größer als Alexander, mächtiger als Ahasverus, weiser als Salomon, und reicher als David wäret; wenn ihr die Klugheit einer Debora, den unerschrockenen Muth einer Judith, die Schönheit einer Esther, kurz, wenn ihr alle Tugenden dieser Helden und Heldinnen hättet; ich sage noch mehr, wenn ihr durch euern flammenden Eifer die Apostel, durch eure Leiden und euere Standhaftigkeit die Märtyrer, durch die Strenge eurer Abtödtung die Beichtiger, durch den Glanz eurer Reinigkeit die Jungfrauen, ja selbst die Engel überträfet, so lehret doch der

Glaube, daß ihr ohne die Gnade Nichts wäret. Wäret ihr im Gegentheile die Niedrigsten unter allen Menschen wegen eurer Geburt, die Dürftigsten wegen euerer Armuth, so unglücklich, ja noch unglücklicher als Job auf seinem Misthaufen, wäret ihr auch mit den abscheulichsten Krankheiten befallen: wenn ihr aber die Gnade, und mit dieser Gott in euerem Herzen habet, o wie groß seid ihr alsdann bei aller eurer Erniedrigung! Ihr seid das größte und angenehmste Schauspiel für Gott, ihr ziehet die Blicke seines Wohlgefallens und seiner vorzüglichsten Neigung auf euch. Denn die Augen Gottes, wie der Prophet redet, sind allezeit auf die Gerechten gerichtet. Dieß sehen wir deutlich an dem geduldigen Job. Du bist die Welt durchlaufen, sagte Gott zum Satan, du hast Alles gesehen, was in derselben Großes und Glänzendes ist; aber hast du auch meinen Diener, den Job, betrachtet? Beobachtet, schreibt hierüber der heilige Gregorius, daß der Herr nur allein vom Job redet; indessen gab es noch Prinzen und Beherrscher der Welt; Job allein zieht die Betrachtung des Allerhöchsten auf sich, alle übrigen verschwinden vor seinen Augen. Und warum dieses? Weil Job ein frommer und gerechter Mann war; seine Gerechtigkeit machte ihn im Angesichte des Herrn weit größer, als die Fürsten und Könige durch ihre Macht und Herrlichkeit gewesen sind.

Aus diesen Worten des heiligen Gregorius könnet ihr leicht urtheilen, daß die wahre Größe eines Menschen nicht in einer irdischen Macht und Herrlichkeit, sondern im Besitz der heiligmachenden Gnade besteht; die Gnade allein schwingt die Seele über die irdischen Hoheiten empor, sie erhebt sie bis zum Throne des Allerhöchsten, und ertheilet ihr den Anspruch auf die himmlische Herrlichkeit.

O daß ihr doch diese wichtigen Vortheile wohl zu Herzen nähmet! Möchtet ihr ihnen doch öfters nachdenken, und, da ihr von denselben überzeugt seid, euch auch Mühe geben, sie zu erhalten! O wie bald würdet ihr von allem dem, was die Welt Hohes und Schätzbares in sich hat, und was euch bisher so angenehm war, einen Abscheu und Eckel empfinden! Gewiß, ihr würdet

euch schämen, daß ihr euch so lange mit eiteln und nichtswürdigen Dingen beschäftigt habt, ihr würdet fernerhin weit größere Sorge tragen, die Gnade in euch zu erhalten und zu vermehren, als die eiteln Weltkinder sich um die Güter dieser Erde bestreben. Ihr würdet auch in Wahrheit erfahren, daß die Gnade allein die Quelle wahrer Glückseligkeit sei, weil sie euch zu Kindern Gottes, und zu Miterben seines ewigen Reiches macht; ihr würdet sie in dieser Absicht gleich euerm Augapfel bewahren, und würdet eher bereit sein, die grausamsten Martern zu leiden, als euch fernerhin zu einer Sünde entschließen, durch welche allein dieses kostbare Kleinod verloren geht. Und da euch nicht unbewußt ist, daß ihr allenthalben mit Feinden umgeben seid, die eurer Seele den Untergang drohen, und die stets bedacht sind, ihr die Gnade zu rauben, so würdet ihr alle nur mögliche Behutsamkeit anwenden, ihren Nachstellungen zu entgehen, ihr würdet ohne Unterlaß auf der Hut sein, um nicht unversehens angegriffen zu werden; ja ihr würdet, nach dem Beispiele des Abraham, sogar das väterliche Haus verlassen, wenn ihr in diesem einen Feind der Gnade verspüren solltet, ihr würdet denselben fliehen, und euch ganz und gar von ihm entfernen. Ihr würdet, wie Moses, den Hof des Pharao verlassen, in das Elend gehen, und euch lieber der Ungnade der ganzen Welt aussetzen, als die Ungnade eures Gottes erfahren wollen. Mit einem Worte, wenn ihr die Vortheile der Gnade wohl begriffet, so würdet ihr für dieses kostbare Geschenk von einem heiligen Geize eingenommen werden, und statt es kühn zu verschwenden, würdet ihr euch alle Gewalt anthun, es hundertfältig zu vermehren.

Wenn euch also euer Heil am Herzen liegt, wenn ihr die Schätze des Himmels überkommen, und euch über alle irdische Hoheit hinaufschwingen wollet; kurz, wenn es euch Ernst ist, sowohl hier zeitlich, als dort ewig glückselig zu sein, so bemühet euch, die heiligmachende Gnade in eurer Seele zu bewahren; fliehet zu diesem Ende jene Gelegenheiten, in welchen ihr Gefahr laufet, dieses unschätzbare Kleinod zu verlieren, vorzüglich aber hütet euch vor bösen Beispielen, vor verdächtigen Gesellschaften,

gefährlichen Vertraulichkeiten, und nächtlichen Zusammenkünften; vermeidet die Lauigkeit im göttlichen Dienste, denn diese setzt die Gnade allen Unglücksfällen aus. Verabscheuet den Müßiggang, weil dieser der Anfang aller Laster ist. Vermeidet endlich Alles, wovon ihr erkennet, daß es der Gnade nachtheilig ist. Auf solche Weise werdet ihr unter dem Schutze des Allerhöchsten leben, ihr werdet den Schatz der Gnade ohne Unterlaß vermehren, ihr nehmet an allen Verdiensten des Heilandes Theil, ihr seid aus der Zahl der Kinder Gottes, und für euch sind die herrlichsten Wohnungen im Himmel bereitet, die ich euch wünsche im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Auf den vierten Sonntag nach Pfingsten.

Erdennoth und Himmelsschlüssel.

„Meister! wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ Luk. 5, 5.

Heute, liebe Zuhörer! will ich euch sagen von der Erdennoth und von einem Himmelsschlüssel. Der heilige Petrus führt mich darauf. Es war am See Gennesareth, daß sich einmal das Volk zu Jesus hinzudrängte, um ihn zu hören. Da sah er zwei Schiffe am Ufer stehen, aus denen die Fischer gestiegen waren und ihre Netze wuschen. Da trat er in das eine der Schiffe, welches dem Simon gehörte und bat ihn, von dem Lande etwas abzufahren. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiffe. Als er aber zu reden aufgehört hatte, sprach er zu Simon: „Fahr' hinaus in die Tiefe, und werfet eure Netze zum Fange aus.“ Da antwortete Simon und sprach zu ihm: „Meister! wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ Petrus sprach da goldene Worte, die wir Alle wohl zu Herzen nehmen müssen. Er lehrt uns, in unserer Erdennoth, in den Beschwerden unseres Berufes geduldig und gehorsam sein, und gibt uns einen Schlüssel in die Hand, womit wir den Himmel aufschließen können.

Erster Theil.

Petrus hatte einen mühseligen Beruf. Er war ein Fischer, und als solcher mußte er nicht blos am Tage, sondern auch zur Nachtzeit, die doch dem Menschen zur Ruhe bestimmt ist, seinem

Gewerbe nachgehen, weil dieselbe dem Fischfange günstiger ist als der Tag. Dabei hatte er Gefahren auf dem trüglichen Wasser zu bestehen, und hatte bei aller Beschwerlichkeit doch nur ein kärgliches Auskommen; ja seine Arbeit blieb oft ohne Lohn, denn gar oft hing kein einziges Fischlein in seinem Netze. In dieser Mühseligkeit des Berufes und der Undankbarkeit der Arbeit hat Petrus viele Genossen, namentlich in euerm Stand, ihr Landleute! Oft hört man die Landleute seufzen: „Wir sind halt doch geplagte Leute unser Leben lang. Wenn die Herrenleute spaziren gehen und sich's wohl sein lassen, müssen wir auf dem Acker und im Weinberg hacken und graben, düngen und pflanzen, und überhaupt die schmutzigste und beschwerlichste Arbeit verrichten, daß uns der saure Schweiß in Strömen auf die Erde rinnt und uns des Abends alle Glieder wehe thun vor unendlicher Müdigkeit. Dabei müssen wir uns mit der magersten Kost begnügen, langweiliges Wasser trinken, Schwarzbrod und Kartoffel essen, und nicht einmal diese haben wir immer. Und von Oben denkt man auch nicht weiter an uns, als wenn wir Steuern zahlen müssen; und kommt ein Unglück in's Land, Hagelschlag, Brand, Ueberschwemmung, Nervenfieber, so packt und drückt es am liebsten und härtesten den gemeinen Mann. Muß man da nicht schwarze Gedanken bekommen gegen die Weltordnung?“ Das sei ferne, liebe Brüder! Ist euer Beruf in der That mühselig, so würdet ihr ihn durch solche mißmuthige, argwöhnische, verzweifelte Gedanken geradezu unerträglich machen. Ist der heilige Petrus auch ein so kleinmüthiger, ungeduldiger Mann gewesen? Ach nein! Obschon er einen beschwerlichen Stand hatte und keinen Erfolg seiner Arbeiten sah, so ist er doch nicht muthlos geworden, sondern warf auf den Befehl Jesu gutwillig sein Netz auf's Neue aus; er hadert nicht mit Gott, er murrt nicht, er zagt nicht, er macht keine Einwendungen, sondern willig und schnell, ohne Zaudern, ohne Ausflüchte beginnt er seine Bemühungen von Neuem: ein Beweis, daß er ein gehorsamer, demüthiger, geduldiger Mann gewesen ist. So sollet auch ihr mit euerm Stande zufrieden sein und euch willig der

Anordnung der göttlichen Vorsehung unterwerfen, die euch in diesen Stand gesetzt hat. Gott, der die verschiedenen Stände eingesetzt hat, gibt uns auch in jedem Stande so viele Gnade, um die Mühseligkeiten desselben zu ertragen. Glaubet nicht, die andern Stände hätten keine Plagen, es hat jeder Stand seine Plagen, wenn sie auch vor den Augen der entfernt Stehenden nicht so offen daliegen. Wohl müßt ihr harte Arbeit verrichten; allein ich meine doch, es sei dem Leibe und der Seele zuträglicher, lustiger und gesünder, unter Gottes freiem Himmel, im Angesicht der herrlichen Schöpfung den Karst oder die Axt zu schwingen, als etwa von Morgens bis Abends in einer dumpfen Stadt, in einem Häusermeere, das die Luft verpestet und kaum die Sonne einläßt, in einer engen Stube zusammengekrümmt am Schreibtisch zu sitzen und Aktenstaub zu verschlucken. Auch meine ich, das selbstgebaute Schwarzbrod schmecke besser, als das Weißbrod, welches die vornehmen Müßiggänger essen. Zudem würden die, welche Gesottenes und Gebratenes vor sich haben, gar oft und gerne es hingeben, wenn sie dagegen den guten Appetit eintauschen könnten, den ihr zu euern Kartoffeln und Rüben mitbringet. Ueberdies kommt es ja nicht darauf an, was man hat, sondern daß man mit dem was man hat zufrieden ist, und in dieser Hinsicht kann Einer, der in Seide gekleidet einherstolzirt, in einem vierstöckigen Hause wohnt und in einer prächtigen Kutsche daherrasselt, weit unglücklicher sein als Einer, welcher in Zwilch gekleidet ist, in einer Strohhütte wohnt, und seine eigenen Beine als Fortschrittsmittel gebrauchen muß. Ach! mancher Reiche und Vornehme würde gerne all seine Herrlichkeit opfern, wenn er sich damit die Seelenruhe und die Zufriedenheit erkaufen könnte, welche unter dem Zwilchrocke des Armen wohnet. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt.

Besonders aber müssen jene Erwägungen, welche das Seelenheil betreffen, euch, liebe Zuhörer! bestimmen, mit euerm Stande zufrieden zu sein. Auf dem Lande nämlich sind die Gefahren für das Seelenheil nicht so groß und zahlreich als in volkreichen Städten, wo viele Leute im engen Raume zusammen-

gedrängt sind. Auf den Aeckern ist allerhand Unkraut heimisch, was auf Triften und Wiesen nicht wächst. So wachsen auch die Teufelskräuter in der menschlichen Gesellschaft, als da sind Ehrsucht, Stolz, Neid, Habsucht, Betrug, Parteisucht, Hang zu Wollust und Ausschweifung, Lügen aller Art, auf dem Steinpflaster in den Städten noch viel dichter und frecher, als auf dem grünen Anger in den Dörfern, weil dort die Menschen viel enger, häufiger und beständiger zusammengedrängt sind, und darum die Ansteckung desto leichter, Zucht und Ordnung aber desto schwieriger zu handhaben ist. So manche Laster, die in Städten im Schwange gehen, sind auf Dörfern kaum dem Namen nach bekannt. Auch ist es allbekannt, daß beim Wohlstand, der Ueppigkeit und der sogenannten Bildung der höheren Stände gar leicht der Glaube abhanden kommt, welcher das Fundament und die Wurzel aller wahren Tugend ist. So manche Städter halten es für einen wirklichen und wahrhaftigen Vorzug, ungläubig zu sein, und sehen mit vornehmem Lächeln auf die Altgläubigen herab. Vor solcher Verrücktheit bleiben die Landleute meistens bewahrt. Der Landmann wird in seinem Glauben weniger angefochten, er hat weniger Zeit und Gelegenheit, über Glaubenssachen vorwitzig zu grübeln, sittenlose und irreligiöse Bücher zu lesen; sein Beruf drängt ihn vielmehr mit Macht zum Glauben an ein höchstes Wesen und zur Unterwürfigkeit unter dasselbe. Ja, Geliebteste! das müsset ihr für ein großes Glück erachten, daß ihr vermöge eueres Berufes in stetem Umgange mit der Natur bleibet und so allüberall den Athem Gottes empfindet. Wohin ihr Ackerbauer das Auge wendet, werdet ihr an den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, an den Allmächtigen, Allweisen, Allessegnenden erinnert, und seiner unsichtbaren Gegenwart nahe gestellt. Ich würde die Zeit nicht finden, wenn ich alle Denkmale der Allmacht und Güte und Weisheit aufzählen wollte, die den Landmann in allen Tageszeiten, in allen Jahreszeiten, vom Morgenroth des ersten Frühlingstages, bis zum letzten duftenden Herbstabend in allen seinen Geschäften unaufhörlich umgeben. Der Berg und das Thal, der Grashalm,

die Blume des Feldes, zeugen von ihnen. Im Gesang der Lerche, im Säuseln des Abendwindes, im Rollen des Donners, vernimmt er ihren Preis. Aus allen Blumenkelchen steigen Weihrauchdüfte ihnen empor. Wohin er seine Blicke wendet, begegnet ihm sein Gott. Die ganze Natur wird ihm zum Tempel des Vaters aller Wesen, in dessen Händen sein Schicksal ruht. Welch andere Berufsart erinnert so unaufhörlich, so unausweichlich an die Abhängigkeit von Gott, an die engen unverrückbaren Verhältnisse zwischen dem Sterblichen und ihm? Zwar wird das Wünschen, Streben und Hoffen des Landmanns oft genug auch von menschlicher Willkür und Uebermacht durchkreuzt, allein dies zugestanden, steht doch der Ackerbauer noch in einem besondern Verhältnisse zu dem Herrn der Natur, und wird öfter und lebhafter als jede andere Berufsklasse an die Abhängigkeit von ihm erinnert. Der Landmann darf die Fruchtbarkeit des Erdreichs, dem er seine Saaten anvertraut, von keinem Menschen erwarten, von keinem Günstling des Glückes erschmeicheln, er bedarf keiner Laune eines Königs dazu. Sie ist durch das ewige wirksame Wort des Schöpfers gegeben, ausgebreitet, unvertilgbar, unerschöpflich und wartet nur auf seine fleißige Hand. Oder wer führt ihm die Sonne am heitern blauen Himmel herauf, daß sie die Keime seiner Saaten entwickle? Wer überzieht den Himmel mit Wolken, daß er zu rechter Zeit seine Pflanzung begieße? Oder wer weigert beides, und bleibt stumm seinen Bitten? Oder wer zerstört die Hoffnung des Glücklichen durch Hagelschlag den Tag vor der Ernte? Alles dieß vermag kein Mensch. Nur zu dem Ewigen kann der Säemann beten, wenn er seine Saat auf den Acker trägt, nur ihm der Schnitter danken, wenn reiche schwere Halme unter der Sichel fallen, nur demuthsvoll und vertrauend sprechen: „Dein Wille geschehe," wenn alle seine Hoffnungen er vernichtet sieht. So wahr ist es, wenn ich sage, daß der Landmann unaufhörlich an Gott und an seine Verhältnisse zu ihm erinnert werde; und so ist sein Beruf, wenn er nur will, mehr als jeder andere eine Schule der Religiosität.

So blieb auch Petrus, gewiß hauptsächlich durch seinen Stand und Beruf, ein unverdorbener, gerader, demüthiger, frommer Mann; wäre er ein reicher Sadducäer gewesen oder ein Zollpächter oder ein Höfling, so wäre er vielleicht ebenso verderbt und ebenso unzugänglich dem Worte Gottes geworden, wie so viele dieser Stände. Sein niederer Stand bewahrte ihn vor Ueppigkeit, Hochmuth und Ausschweifung, und so fand er Wohlgefallen vor Gott und wurde über Viele erhöht. Die Welt hat ihm zwar keine Ehren geboten, er wurde weder Minister noch Marschall, er bekam keinen Titel noch Orden; aber Gott hat ihn um so höher geehrt, sein Name wird jetzt mit Ehrfurcht in der ganzen Welt genannt, während die Namen so vieler vornehmen, hochstehenden Zeitgenossen schon längst verschollen sind. Der Gedanke, daß Jesus Christus, unser Herr, überhaupt die Armen so sehr geliebt und bevorzugt hat, daß er seine Apostel und Freunde aus den armen und niedern Ständen wählte, ist überhaupt sehr tröstlich und erhebend für euch, denn ihr könnet daraus lernen, daß er auch euch liebt und gerne bei euch ist, wenn ihr seiner würdig euch erzeiget. Ist er ja selbst arm, in Knechtsgestalt auf Erden gewandelt.

Eben darum weil Unglaube und Unsittlichkeit noch nicht in so erschreckendem Maße in der Landbevölkerung hat einreißen können, beruht auf derselben die Hoffnung der menschlichen Gesellschaft. Von der Bevölkerung der Städte, sagt ein Staatsmann unserer Zeit, kommen alle unsere Bedrängnisse und Gefahren; auf dem Volke der Dörfer ruhen die letzten Hoffnungen der menschlichen Gesellschaft. Die erstere bedrückt den Staat mit der Last ihres Elendes und ihrer unaufhörlichen Forderungen; die andere hat auch ihre Noth zu tragen, aber sie klagt und stürmt nicht so viel, und ist allein im Stande, den Haushalt des Staates zu decken. Ueberall ist jede Regierung bedroht und gedrängt von den Arbeitern, die in Städten und Fabriken sich angehäuft haben, und kann sie niemals zufrieden stellen; während sie mit der Bevölkerung auf dem Lande viel leichter und friedlicher in die Ordnung kommt. So spricht ein berühmter

Staatsmann der neueren Zeit. Gott gebe, daß seine Worte Wahrheit bleiben; Gott gebe, daß nicht auch ihr durch arglistige Verführer aus dem treuen Gehorsame Gottes euch reissen lasset, und so das einzige Fundament der Ordnung verwüstet werde.

Nach allem dem habt ihr keine Ursache, mit euerm Stande unzufrieden zu sein, vielmehr dürft ihr auf denselben etwas halten, zumal aus demselben nicht wenige große Männer hervorgegangen sind. Die größten Männer bei den alten Römern, Feldherrn und Retter des Vaterlandes, wurden vom Pfluge weggerufen, z. B. Cincinatus, und nachdem sie das Vaterland gerettet und die großen Geschäfte in Ordnung gebracht, kehrten sie gleich wieder zurück, um ihre Ochsen vor den Pflug zu spannen. So haben auch vor uralter Zeit die Böhmen einen Bauern vom Pfluge weggeholt, um ihn zum Könige zu krönen.

So sollet ihr denn mit euerm Stande zufrieden sein; denn es ist ein ehrenwerther Stand, eine Hauptstütze der menschlichen Gesellschaft, der Gefahren für das Seelenheil sind hier nicht so viele, und er hat auch noch andere Vorzüge. Doch, Petrus hat uns nicht blos gelehrt, mit unserem Stande zufrieden zu sein aus Gehorsam gegen Gott, sondern er zeigt uns auch unsern Stand als einen Schlüssel, mit welchem wir den Himmel aufschließen können, wenn wir anders in der Gnade Gottes stehen. Und dieß, Geliebteste! daß ihr in euerm Stand und durch euern Stand den Himmel verdienen könnet, muß ganz besonders zur Zufriedenheit mit demselben beitragen und euch die Erdennoth ertragen helfen.

Zweiter Theil.

Ein altes Büchlein erzählt von einem Laienbruder der Gesellschaft Jesu, Johann de Soto, eine vor der Welt vielleicht lächerliche, an sich aber trost- und lehrreiche Geschichte. Dieser tugendsame Ordensbruder hat sein Leben lang in dem Collegium der Jesuiten das Amt eines Schneiders vertreten. Als nun sein Sterbstündlein gekommen und er sich durch Gebet und heilige Wegzehrung zur Himmelsreise vorbereitet, begehrt er schließlich

von den Umstehenden, ihm den letzten Dienst nicht zu weigern und von dem Nadelkissen an der Wand seine Nähnadel zu reichen. Nicht ohne Verwunderung willfahren die Väter seinem Begehren. Wie aber der Bruder die Nadel in die Hand bekommen, hebt er selbige empor und ruft freudigen Angesichts: „Sehet da, mein Himmelsschlüssel!" Nach diesem Wort schloß er ruhig die Augen zu und gab seinen Geist auf. Ihr begreifet wohl, was für eine schöne und nützliche Predigt in jenem einzigen Wörtlein verborgen ist, und daß in gleicher Weise wie der fromme Schneider an seiner Nadel, auch der Schreiner an seinem Hobel, der Schmied an seinem Hammer, der Weber an seiner Spule, der Bauer an seiner Hacke und Sichel u. s. w. seinen Himmelsschlüssel hat. Dieser Laienbruder hat sich das Beispiel des Fischers Petrus recht zu Herzen genommen, und, wie dieser sein Netz, seine Nadel allezeit im Namen und zur Ehre Gottes in Bewegung gesetzt, und sie dadurch zu einem Himmelsschlüssel gemacht. Handelt auch so, Geliebteste! und eure Arbeiten und Leiden werden dereinst reichlich belohnt werden. Arbeitet ihr aber nicht mit Jesus und nicht auf sein Wort, so ist euer Mühen vergeblich. Dieß zeigt das heutige Evangelium klärlich. So lange die Jünger ohne Jesus und ohne sein Geheiß das Netz auswarfen, fingen sie Nichts; als sie aber mit Jesus und auf sein Wort das Netz auswarfen, da fingen sie eine große Menge Fische, so daß ihr Netz zerriß. So ist es überhaupt. Wenn wir ohne Jesus, d. h. ohne Gnade und Gebet, zur Arbeit gehen, ebenso wenn wir nicht nach Jesu Wort und Geheiß, d. h. ohne Gehorsam, Biederkeit, Liebe, Redlichkeit, Treue und Fleiß arbeiten, so werden wir bei allem Mühen doch keinen Segen finden. Und zwar nicht blos der irdische Segen wird uns entgehen, sondern auch der himmlische Lohn. Denn erst die gute Meinung, d. h. die Absicht oder der gute Wille, Gott zu dienen und ihn zu ehren, macht unsere Werke verdienstlich, ohne sie sind sie nur klingende Schellen, wie der Apostel sagt. Wer Alles nur aus menschlichen und natürlichen Beweggründen und ohne Antrieb des heiligen Geistes, mit Einem Worte

ohne Gott thut, der wundre sich nicht, wenn ihn Gott auch nicht belohnt. Solche Menschen arbeiten vergeblich, sie weben Spinnengewebe, wie der Prophet Isaias sagt, ihr Gewebe taugt nichts und ihre Werke sind unnütz (59, 56.). Ach, wie viele Menschen weben ihr Leben lang nichts als Spinnengewebe, worin sie nichts als eine elende Mücke des irdischen Gewinnes fangen! Wie viele berauben sich durch eigene Schuld aller Verdienste ihrer Handlungen und Leiden! Dagegen aber auch, wie viele Verdienste kann sich auch der ärmste und geringste Mensch sammeln für die Ewigkeit, denn durch eine gute Meinung wird auch das geringste gute Werk verdienstlich für die Ewigkeit, wenn wir im Stande der Gnade uns befinden. Was ist z. B. an sich geringer, als ein Trunk Wassers, den man einem Dürstenden reicht? Und doch erklärt Jesus: „Wer euch einen Becher Wassers zu trinken reicht in Meinem Namen, wahrlich Ich sage euch, er wird seinen Lohn nicht verlieren.“ Die Heiden haben eine Fabel von einem Könige Midas in Phrygien, dem die Götter auf seine Bitte Alles, was er berührte, in Gold verwandelten; diese Fabel wird zur Wahrheit, wenn wir unsere Werke in heiliger Absicht verrichten, denn dann werden sie gleichsam golden und göttlich, d. i. höchst werthvoll und verdienstlich. Ja selbst die an sich gleichgültigen Handlungen, die natürlichen Verrichtungen, die an sich weder gut noch bös sind, z. B. Essen, Trinken, Wachen, Schlafen, können durch die gute Meinung zu guten und Gott wohlgefälligen erhoben werden, weßhalb auch Paulus mahnte: „Ihr möget essen oder trinken, oder etwas Anderes thun, so thut Alles zur Ehre Gottes“ (1. Kor. 10, 31.).

Welcher Trost liegt hierin namentlich für euch, die ihr euer ganzes Leben in saurer Handarbeit oder großer Armuth dahinbringen müsset. Die Welt gibt euch wenig Lohn, bei aller Gottseligkeit wird der Fleiß eurer Hände hienieden doch oft nicht vergolten; aber freuet euch: wenn ihr bei allen euern Werken eine gute Meinung habet, so traget ihr in eurer Seele die köstlichste Frucht eurer Arbeit davon, eine Frucht, die im Himmel reifen und euch dort mit unvergänglichem Genusse erfreuen wird.

Aber wie unglücklich seid ihr, und wie sehr seid ihr zu bedauern, wenn ihr bei euern Arbeiten und Leiden keine heilige Absicht habet! Denn dann habt ihr weder in dieser, noch in jener Welt eine Frucht davon. Darum, Geliebteste! wenn ihr des Morgens aufstehet, so säumet nicht, alle Handlungen, die ihr den Tag hindurch verrichten werdet, alle Leiden, die euch bevorstehen, Gott aufzuopfern. Und auch den Tag hindurch erwecket öfters die gute Meinung mit den kurzen Worten: „Herr, Alles dir zu Liebe; Alles zur Ehre Gottes; Alles im Namen des Herrn!“ Wenn ihr ein gutes Werk verrichtet, so thut es zur Ehre Gottes, nicht aus Ehrsucht oder wegen des zeitlichen Vortheils; wenn ihr euch durch Speise oder Trank erquicket, so thut es wiederum zur Ehre Gottes, nämlich euer Leben und eure Kräfte zu erhalten und dadurch dem Herrn desto eifriger dienen zu können; wenn ihr euch eine Erholung gestattet, so thut es im Aufblick zu Gott, im Gedanken an seine Gegenwart, damit nie etwas gegen seine Ehre geschehen möge. Handelt allezeit nach dem Spruch:

Alles meinem Gott zu Ehren,
Gottes Lob und Ehr' zu mehren,
In der Arbeit, in der Ruh'.
Meinem Gott nur will ich geben,
Leib und Seel' mein ganzes Leben,
Gib, o Jesu! Gnad' dazu. Amen.

Auf den fünften Sonntag nach Pfingsten.

Vom Zorne.

„Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der über seinen Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird.“ Matth. 5, 22.

Jesus Christus ist auf die Welt gekommen, den Menschen den Frieden zu verkündigen. Ephes. 2, 17. Dieß erkannte schon zu seiner Zeit der Prophet Isaias, darum weissagte er von ihm, daß er als ein Fürst des Friedens kommen werde. Is. 9, 7. Die heiligen Engel bestätigten diese Weissagung durch den Lobgesang, welchen sie bei der Krippe des Herrn anstimmten; denn sie priesen Gott in der Höhe, und verkündigten den Menschen Friede auf Erden, die eines guten Willens sind. Der Heiland selbst zeigte es im Werke, daß er hauptsächlich gekommen sei, den Frieden einzuführen; darum bestrafte er seine Jünger, da sie sich in Zwistigkeit einließen, wem unter ihnen der Vorzug gebühre; und da er sie aussandte, das Evangelium zu predigen, so befahl er ihnen ausdrücklich, sie sollten in die Häuser, wo man sie aufnehmen würde, den Frieden mitbringen. Auch nach seiner Auferstehung erschien er fast niemals seinen Jüngern, ohne daß er ihnen seinen Frieden mitgetheilt hätte. Der Friede, sagte er, sei mit euch: den Frieden lasse ich euch: meinen Frieden gebe ich euch. Joh. 14, 27. Aber welches ist jener Friede, den der Heiland mit solchem Nachdrucke verkündiget, und den er in die Herzen aller Menschen eingeführt wissen wollte? Wir dürfen nicht lange fragen, meine Zuhörer! es ist der Friede mit Gott, mit unserm Nächsten, und mit uns selbst. Der Friede mit Gott er-

fordert von uns, daß wir seine Gesetze beobachten, und uns der Verwirrung unserer Leidenschaften nicht überlassen, weil wir sonst seine Gnade verlieren. Der Friede mit unserm Nächsten verlangt, daß wir uns gegen denselben gutherzig und wohlthätig erweisen, weil wir ihn zu lieben verbunden sind. Der Friede endlich mit uns selbst erheischet, daß wir von den Regeln der Klugheit und der Mäßigung nicht abweichen, weil wir sonst niemals der innerlichen Ruhe genießen werden. Diesen dreifachen Frieden also hat uns der Heiland verkündiget, und hat uns dazu verpflichtet. Wir haben demnach die Schuldigkeit, denselben genau zu bewahren, und alles zu vermeiden, wodurch wir ihn verlieren könnten. Dieß gibt uns Christus im heutigen Evangelium zu verstehen, wo er nicht nur alle Gewaltthätigkeit gegen den Nächsten verbietet, sondern sogar allen Zorn und Unwillen untersagt, weil eben diese Leidenschaft an der Zerstörung jenes dreifachen Friedens Ursache ist.

Wenn aber dem so ist, wie wir daran nicht zweifeln dürfen, so handle ich pflichtgemäß, wenn ich euch heute zur Vermeidung des Zorns auffordere, besonders, da uns der Heiland deutlich befiehlt, daß wir mit unserem Bruder nicht zürnen sollen. Laßt uns also zur Sache schreiten, laßt uns sehen, wie groß unsere Verbindlichkeit sei, die Hitze des Zorns zu unterdrücken. Die Ursache davon habe ich schon gezeigt: weil nämlich unter allen Leidenschaften keine mehr den Frieden mit Gott, den Frieden mit dem Nächsten, und den Frieden mit uns selbst störet, als die Leidenschaft des Zorns. Gönnt mir euere Aufmerksamkeit, so will ich euch dieses weitläufiger erklären.

Erster Theil.

Wenn ich von dem Zorne, als einem Störer des Friedens, rede, so verstehe ich darunter nicht jenen gerechten Eifer, welchen die Frommen wider die Sünde hegen, indem sie nicht dulden können, daß Gott durch sie beleidiget wird. Dieser Zorn ist vielmehr eine Tugend, kein Laster; er ist ein Ebenbild des Zornes Gottes, weil er nur die Sünde zum Gegenstande hat. Diesen gerechten

Widerwillen hat David im Auge gehabt, als er sagte: „Zürnet ihr, so sündiget nicht.“ Ps. 4, 5. Denn hiedurch wollte er uns sagen: Hasset das Laster, und bestrafet die Schuldigen, doch so, daß es ohne Galle und Bitterkeit geschehe. Von diesem gerechten Zorne also rede ich nicht, sondern nur von jenem unordentlichen Eifer, welcher aus der Eigenliebe entspringt, und sich blos wegen eines zeitlichen Nutzens entzündet. Ja ich rede nicht einmal von jenem Zorne, der sich in dem Herzen festsetzt, und auf Rache gedenkt. Ich will nur jene aufsteigenden Gemüthsentzündungen angreifen, die man gemeiniglich Uebereilungen des Zorns und der Ungeduld nennt. Von diesen nun behaupte ich, daß derjenige, der sich öfters von denselben einnehmen läßt, den Frieden mit Gott stört. Und dieses zwar aus zwei Ursachen; erstens: weil dergleichen Hitze des Zorns dem Geiste Gottes widerstrebt, und zweitens: weil sie uns verleitet, der Majestät Gottes zu trotzen.

Ich sage erstens: daß solcher Zorn dem Geiste Gottes widerstrebet. Denn der Geist Gottes, wie ihr wißt, ist voll Sanftmuth und Geduld; er ist immer mehr zur Erbarmung, als zur Rache, geneigt; und obgleich die Schrift öfters von dem Zorne Gottes redet, so lehrt uns doch die Erfahrung, daß er langsam zu den Strafen, und folglich sehr mäßig und sanftmüthig sei. Dieser so strenge Richter sieht täglich sein Ansehen verachtet, seine Gebote verletzt, und seine Gesetze mit Füßen getreten: dessen ungeachtet hält er seine Donnerkeile zurück, und schont der Strafbaren. Denn er will nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und lebe. Und ob ihm gleich alle Elemente zu Gebote stehen, Rache an den Sündern zu nehmen, so bedient er sich doch derselben nicht; er hält sie zurück, und sagt gleichsam dasjenige zu ihnen, was einstens der Heiland zu seinen Jüngern sagte, da sie verlangten, daß das himmlische Feuer eine ungläubige Stadt verzehre: Ihr wißt nicht, von was für einem Geiste ihr seid. Dieses sanftmüthige Betragen Gottes gab dem weisen Manne Anlaß, von ihm zu sagen: „Du zeigest zwar denen deine Macht, die an deine Allmacht nicht glauben, und diejenigen, die um dich nichts wissen wollen, überführest du ihrer Kühnheit;

aber, allmächtiger Herrscher, du richtest doch mit Sanftmuth und regierst uns mit großer Nachsicht.“ (Weish. 12, 17. 18.) Es besteht also der Geist Gottes in der Sanftmuth und Geduld. Da nun aber der Zorn diesen beiden Vollkommenheiten entgegensteht, so folgt ja nothwendig, daß er dem Geiste Gottes widerstrebt, mithin auch den Frieden mit ihm störet. Denn Gott verabscheuet und hasset Alles, was der Sanftmuth zuwider ist; er entfernt sich von denjenigen, die sich vom Zorne beherrschen lassen; er schließt sie von seinem väterlichen Schutze aus, und sieht sie nicht anders denn als seine Feinde an: er findet hingegen an den Sanftmüthigen sein Vergnügen; er wohnt in ihren Herzen, und versagt ihnen Nichts, um was sie ihn bitten. David, der König, hatte dieses vor andern erkannt. Als er daher von Gott die Vergebung seiner Sünden verlangte, führte er weder die Siege an, die er wider die Feinde seines göttlichen Namens erfochten, noch den Eifer, den er für die Erbauung des Tempels bezeugte, noch auch seine Bußthränen, womit er alle Nächte sein Ruhebett befeuchtete, sondern er redete nur von den Siegen, die er durch Bemeisterung seines Zorns davon getragen hatte; Herr, sagte er, erinnere dich Davids, und aller seiner Sanftmuth. Denn David wußte gar wohl, daß die Mäßigung des Zorns ein Mittel sei, den Zorn Gottes zu besänftigen, und daß man nur durch die Sanftmuth den Frieden mit Gott erhalten könne.

Lernet hieraus, meine Zuhörer! wie nothwendig es sei, die Regungen des Zorns zu mäßigen, und sich gegen seinen Nächsten sanftmüthig zu bezeigen, weil es keine Möglichkeit ist, Gott zu gefallen, so lange man dem Zorne nicht Einhalt thut. Diese unglückselige Leidenschaft widerstrebet dem Geiste Gottes, wie ihr bereits gehört habt; sie setzt uns überdieß in Gefahr, der Majestät Gottes zu trotzen, und seine unendliche Heiligkeit zu beschimpfen, wie ihr gleich jetzt vernehmen werdet.

Alle übrigen Laster scheuen sich vor der Gegenwart Gottes; sie wollen ihn nicht beleidigen; ihre ganze Absicht ist entweder die Wollust, oder der Eigennutz. Und der Mensch, der sie begeht, ist nicht entschlossen, Gott vorsätzlich zu erzürnen, er wünscht viel-

mehr, daß sich Gott nicht für beleidigt halten möchte. Blos der Zorn hat die Kühnheit, seine Hände wider den Allmächtigen auszustrecken, Job. 15, 25; er untersteht sich, seine Majestät anzugreifen, und jenen Namen zu lästern, vor welchem Alle, die im Himmel, auf Erden, und unter der Erde sind, ihre Kniee beugen sollen.

Wahr ist es, daß man bei entbrennendem Zorne oft solche Worte ausstößt, deren Bedeutung man nicht genug erwogen hat, und mit welchen man nicht Willens ist, den höchsten Herrn zu beschimpfen, sondern blos die Heftigkeit seines Zorns auszudrücken. Indessen ist es doch auch gewiß, daß dergleichen Lästerworte immer sündhaft sind, weil uns die Zunge verliehen ist, Gott damit zu ehren, nicht aber seinen Namen zu lästern. Und sofern man am Tage des Gerichts von einem jeden unnützen Worte wird Rechenschaft geben müssen, kann man sich wohl einbilden, daß jene Gotteslästerungen, die man im Zorne ausschüttet, ungestraft bleiben werden? Wird sich wohl Gott damit begnügen lassen, wenn ihr vorgebet, daß ihr im Zorne euerer selbst nicht Meister waret? Nein, dieses wird nicht geschehen, er wird dessen ungeachtet eine strenge Rechenschaft von euch fordern. Ihr waret euerer selbst nicht Meister, wird er sagen; ihr hättet es aber sein sollen, denn es mangelte euch an der Gnade nicht: diese war hinlänglich, die größten Heiligen aus euch zu machen. Eben so wenig werdet ihr euch damit rechtfertigen, wenn ihr sagt, daß dergleichen Lästerungen nur aus Gewohnheit vorgebracht wurden. Denn Gott wird euch antworten, daß es euere Schuldigkeit war, diese Gewohnheit abzulegen, und euch im Christenthume vollkommen zu machen. Mit einem Worte: Alles, was ihr zu euerer Entschuldigung anführen werdet, wird sich wider euch kehren, und zu euerer Beschämung dienen.

Man muß demnach bekennen, daß der Zorn auch in dieser Hinsicht verabscheuungswürdig ist, weil er die Majestät Gottes selbst vermessentlich angreift, seinen heiligen Namen lästert, und so jenen nothwendigen Frieden, den wir mit dem höchsten Wesen unterhalten sollen, zerstört.

Aber hierbei verbleibt es noch nicht; der Zorn stört nicht allein den Frieden mit Gott, sondern auch mit unserm Nächsten. Dieß ist der Inhalt des zweiten Theils.

Zweiter Theil.

Der Frieden mit dem Nächsten besteht darin, daß man denselben nicht beleidige, sich gegen ihn liebreich und wohlthätig erweise, und alles Dasjenige erfülle, was das Gesetz der Liebe von uns verlangt. Wer weiß aber nicht, daß ein zorniger Mensch diese Pflichten außer Acht setzt, und in der Hitze seines Zorns das Gegentheil ausübt? Ist wohl ein Band so heilig, das er nicht verletzte? Ist eine Person von so großem Ansehen, die er nicht beleidigte? und ist eine Freundschaft so befestiget, die er nicht zu Grunde richtete? Betrachtet nur zwei Eheleute, wie weit es endlich mit ihnen kommt, wenn sie sich vom Zorne einnehmen lassen. Die Liebe, die sie einander schuldig sind, hört auf, sie unterhalten immerwährende Zwietrachten; Zank und Streit sind ihre täglichen Gefährten im Hause, sie wünschen einander alles Unheil, und es kann endlich nichts anders erfolgen, als daß sie zum Aergernisse der Gläubigen geschieden werden. Betrachtet einen zornigen Vater oder eine aufgebrachte Mutter: welche Raserei üben sie gegen ihre Kinder aus! Der mindeste Fehltritt derselben bringt sie schon in Harnisch; sie schlagen auf eine unmenschliche Weise auf sie los, und es scheint, als ob sie sich nur mit den Thränen derselben ernährten. Betrachtet eine zornige Herrschaft: wie ungestüm verhalten sich nicht oft Herr und Frau gegen ihre Untergebenen! Wegen des geringsten Mißvergnügens brechen sie schon in Scheltworte und Verwünschungen aus; sie gehen mit ihnen nicht anders, als mit den verächtlichsten Sklaven, um. Muß man also nicht gestehen, daß der Zorn den Frieden mit dem Nächsten verletzt, da man ihm bei solcher Leidenschaft nicht allein keine Liebe erweist, sondern sogar viel Böses zufügt? Gewiß, wenn ihr euch schmeichelt, daß ihr bei euerem Zorne den Frieden mit dem Nächsten nicht störet, so müßt ihr euerer Sinne beraubt sein.

Ihr werdet mir sagen, es könne zwar nicht geläugnet werden, daß euer Zorn diesen Frieden störe, daß ihr aber hofft, Gott werde es euch nicht zur Sünde rechnen, weil es aus Uebereilung geschehe; es sei dieses eure Gemüthsart, welcher ihr nicht widerstehen könntet.

Aber wie? meine Christen! ihr hofft, daß es euch Gott nicht zur Sünde rechnen werde, und dieses darum, weil es euere Gemüthsart ist? Wißt ihr denn nicht, daß ihr verbunden seid, diese Gemüthsart zu verbessern? Habt ihr niemals gehört, daß man seine Leidenschaften bezähmen und unterdrücken müsse? Verlangt nicht der Heiland eine gänzliche Verläugnung unserer selbst? und sagt er uns nicht ausdrücklich, daß wir von ihm die Sanftmuth erlernen sollen? Umsonst ist also euer Hoffen; ihr werdet so lange strafbar bleiben, so lange ihr diese unordentliche Gemüthsart nicht verbessert.

So werden wir denn genöthigt sein, sprecht ihr ferner, uns eine andere Natur anzuschaffen? Hierauf gebe ich euch zur Antwort, daß dieses nicht erfordert werde; ihr habt nur nöthig, euere Natur im Zaume zu halten, und durch deren Bezähmung eine neue Creatur in Jesu Christo zu werden. Die ersten Bewegungen des Zorns sind ohne Zweifel zu entschuldigen, aber nur in so weit, als ihr ihnen widersteht. Damit ihr ihnen aber widerstehen möget, so müßt ihr euch darauf gefaßt machen; ihr müßt zuweilen überlegen, welche Zufälle sich ereignen könnten, die fähig sind, euch zum Zorne zu reizen. Denn die Kunst, sich selbst zu überwinden, besteht oft nur darin, daß man voraussehe, was uns Widriges begegnen könne. Und da es gewiß ist, daß nicht Alles nach unserm Verlangen geschieht, sondern öfters das gerade Gegentheil erfolgt, so muß man sich auch rüsten, diese widrigen Begebenheiten mit Gelassenheit zu übertragen. Es kann geschehen, daß diejenigen, die jetzt unsere Freunde sind, sich in kurzer Zeit wider uns erklären. Es kann geschehen, daß man durch böse Menschen oder durch Unglücksfälle um das Seinige kommt. Es kann geschehen, daß man durch verläumderische Zungen seinen guten Namen verliert, und wer könnte alle jene Wi-

derwärtigkeiten aufzählen, denen wir in unserem Leben ausgesetzt sind, und die alle uns zur Ungeduld und zum Zorne zu reizen vermögen? Bewaffnet euch demnach, meine Christen! wider die verschiedenen Unglücksfälle, und haltet euch jederzeit gefaßt, damit, wenn sie hereinbrechen, euere Seele nicht erschüttert werde. So machten es die Heiligen; sie hatten eben die Gemüthsneigungen, wie wir; sie empfanden die Unehre eben so sehr, als wir; ihre Seele wurde eben so darüber bewegt, wie die unsrige; allein, sie wußten dieselben im Zaume zu halten, denn sie stellten sich alle Uebel, die ihnen begegnen konnten, schon zum Voraus vor, sie thaten sich sodann Gewalt an, und unterdrückten die Regungen des Zorns. Macht es, wie sie, so werdet ihr vom Zorne nicht beherrscht werden, und ihr werdet den Frieden mit euerem Nächsten erhalten. Endlich stört der Zorn auch den Frieden mit uns selbst; dieß werdet ihr im dritten Theile sehen.

Dritter Theil.

Da die Vernunft der edelste Theil des Menschen ist, in deren gutem Gebrauche der Friede mit uns selbst besteht, so ist es unsere Schuldigkeit, dieselbe wohl zu beachten, alle derselben widerstrebende Regungen zu vermeiden, und allen Fleiß anzuwenden, sie vollkommener zu machen. Nun aber behaupte ich, daß ein zorniger Mensch allen diesen Pflichten zuwider handelt, mithin auch den Frieden mit sich verletzt.

Denn was ist gewisser, als daß der Zorn den Menschen seiner Vernunft beraubt? Kann man nicht mit Wahrheit sagen, daß der Zorn eine kurze Raserei ist; eine Raserei, welche das Licht der Vernunft verdunkelt? Betrachtet nur einen Zornigen, und seht, ob er in diesem Zustande vernünftig handelt, und ob er wohl weiß, was er redet. Er ist ganz außer sich; er bringt die ungereimtesten Sachen vor; er unternimmt alles ohne Ueberlegung, und bedenkt nicht, was für Folgen daraus entstehen könnten. Man könnte billig sagen, daß ein so zorniger Mensch von einem Betrunkenen sich nicht unterscheide, weil er eben so verwirrt in seinem Verstande, so unbedacht in seinen Reden, und

so vermessen in seinen Handlungen ist. Sobald sich ein Mensch dem Zorne ergibt, so wird er Ausschweifungen begehen, die aller Vernunft zuwider sind; er wird die Regeln des gesellschaftlichen Umganges verletzen, das Band der Freundschaften trennen, seine besten Gönner verunehren, und sogar diejenigen, die die Natur selbst auf das genaueste mit ihm verbunden hat, anfeinden und verfolgen; es ist Niemand, dem er nicht Böses zu thun gedenkt, oder dem er nicht wenigstens alles Uebel auf den Hals wünscht. So weit kommt es mit einem Zornigen; das Licht der Vernunft wird bei ihm erstickt, folglich handelt er eben nicht besser, als die unvernünftigen Thiere. Gesetzt auch, daß ein solcher diesen oder jenen Zweck im Auge hat, so wird er doch selten sein Vorhaben erreichen. Es will etwa ein zorniger Vater durch sein ungestümes Betragen sich bei seinem Weibe und seinen Kindern gefürchtet machen; aber diese werden endlich seines Polterns gewohnt, und er wird verächtlich werden. Ein andermal wird er geliebt sein wollen, da indessen der Haß die Oberhand gewinnt; denn die Verwünschungen und Schmähreden, die er im Zorne ausstößt, bringen es dahin, daß die Liebe verschwindet, und die Gemüther erbittert werden. Man muß demnach gestehen, daß der Vernunft nichts mehr widerstrebt, als der Zorn.

Um aber euch davon noch mehr zu überzeugen, so ist zu wissen, daß eben diese unglückselige Leidenschaft uns von allen jenen Tugenden entfernt, die zur Vervollkommnung der Vernunft behülflich sind. Bildet euch nur nicht ein, sagte einstens ein alter Weltweiser, daß der Zorn von der Regung einer Tugend seinen Ursprung hat; er ist weder stark noch verständig, weder tapfer noch großmüthig: ja man darf ihn nicht einmal für das Uebermaß einer Tugend halten, er entspringt vielmehr aus einem gänzlichen Abgange der Vernunft und der Tugend. Daher kommt es, daß nach dem Maße, wie die Vernunft bei dem Menschen ab- oder zunimmt, auch der Zorn seine Abnahme oder sein Wachsthum erreicht. Das weibliche Geschlecht wird immer mehr und heftiger zum Zorne gereizt, als dasjenige, bei welchem

die Vernunft mehr zu herrschen scheint. Es ist also der Zorn ein Beweis, daß es einem Menschen, der sich demselben ergibt, an der Vernunft und an der Tugend ermangelt, und da diese zur Vollkommenheit des Menschen erfordert werden, da man ohne sie den innerlichen Frieden niemals genießen kann, so folgt von selbst, daß der Zorn diejenige Leidenschaft ist, die den Frieden mit uns selbst stört.

Da ihr nun dieses wißt, meine Christen! ist es denn nicht billig, daß ihr allen nur möglichen Fleiß anwendet, um ein Laster auszurotten, welches euch so nachtheilig ist? Was ist euch wohl nothwendiger, als der Friede mit Gott? was ist euch wohl mehr anbefohlen, als der Friede mit dem Nächsten? Und was könnte euch erwünschter sein, als der Friede mit euch selbst? Aber seht, der Zorn, dem ihr euch ergebet, richtet diesen dreifachen Frieden zu Grunde: er macht euch zu Feinden des Allerhöchsten, und schließt euch von seinem väterlichen Schutze aus. Er verursacht, daß ihr die Gesetze der Liebe übertretet, eueren Nächsten beleidiget, und statt der Wohlthaten ihm Böses erweiset. Er bringt es endlich dahin, daß sich euere Vernunft verdunkelt, daß die Tugend aus eueren Herzen entweicht, und daß ihr in beständiger Unruhe und Verwirrung lebt. Sind dieses nicht lauter wichtige Gründe, die euch bewegen können, den Zorn zu vermeiden? Bedürft ihr wohl noch eines weitern Antriebes? Fürwahr, wenn euch diese Uebel nicht rühren, so müßt ihr ohne Empfindung sein; und ich würde nicht Unrecht haben, wenn ich behauptete, daß ihr schon im Bösen verstockt wäret. Denn der Sünder, wie die Schrift sagt, wenn er einmal in die Tiefe geräth, verachtet Alles. Fern also sei von euch ein solches Betragen! Befleißiget euch vielmehr, eueren Gemüthsregungen Einhalt zu thun, unterdrückt die aufsteigende Hitze des Zorns, und seht den Uebeln, die euch beunruhigen, mit Gelassenheit entgegen. Stellt euch zu diesem Ende das Verhalten Jesu Christi ohne Unterlaß vor Augen, betrachtet öfters, wie sanftmüthig sich dieser gütige Erlöser sowohl in Worten, als in Werken bezeiget hat. Es thaten sich allenthalben Feinde wider ihn hervor; er wußte,

daß die Hohenpriester, Pharisäer und Schriftgelehrten verschiedene Verleumdungen wider ihn ausstreuten; es war ihm nicht unbekannt, daß sie nur auf seinen Untergang bedacht waren. Bei allem Dem bezeigte er sich gegen sie sehr leutselig; er redete mit ihnen gelassen, und aß sogar mit ihnen. Wie liebreich begegnete er nicht dem Judas, da dieser Treulose gekommen war, ihn mit dem zärtlichsten Zeichen der Freundschaft zu verrathen! Er verwies ihm sein Verbrechen nicht mit Zorn, er stieß ihn auch nicht von sich; seine Worte, mit denen er ihn anredete, waren voller Sanftmuth: Freund, sagte er, wozu bist du gekommen? Eben so sanftmüthig ging er mit jenen um, die gekommen waren, ihn gefangen zu nehmen. Ich will hier nicht erst alle Beispiele der Sanftmuth Jesu Christi anführen; denn ich weiß es, sie sind euch nicht unbekannt. Ich will euch nur an seine Worte bei dem heiligen Matthäus im 11. Kap. erinnern. „Lernet von mir, sagt er daselbst, denn ich bin sanftmüthig, und von Herzen demüthig.“ Lernet demnach von diesem euerem Vorbilde, alle Regungen des Zorns von euerem Gemüthe auszuschließen, und euch bei allen widerwärtigen Begebenheiten sanftmüthig zu erweisen. Hierdurch werdet ihr den Frieden mit Gott, den Frieden mit euerem Nächsten, und den Frieden mit euch selbst erhalten, und werdet einstens nach diesem zeitlichen den ewigen Frieden erlangen. Amen.

Auf das Fest der heiligen Apostel Petrus und Paulus.

Das Papstthum und seine Widersacher.

„Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen." Matth. 16, 8.

Wir leben in einer Zeit der Gährung, einer krankhaften Erregung der Geister. Eine unruhige Neuerungssucht hat sich der Menschen bemächtigt; das Altehrwürdige befriedigt nicht mehr; an allem Bestehenden wird daher gerüttelt, ganz neue Zustände werden angestrebt, die eine sichere Glückseligkeit der Völker begründen sollen. Unter den bestehenden Einrichtungen ist es besonders das Papstthum, welches die heftigsten Angriffe allenthalben erfährt, nicht blos von Andersgläubigen, sondern sogar von Katholiken, die in ihrem Glauben schlecht unterrichtet, oder im Herzen bereits davon abgefallen sind. Was ist seit einigen Jahren gegen das Papstthum nicht schon Feindseliges gesagt, geschrieben und unternommen worden! Keine Lüge und Verläumdung wird gespart, weder Geld noch List noch Gewaltthat noch sonst ein schlechtes Mittel bleibt unversucht, um das Papstthum zu verdächtigen, in den Augen der Gläubigen herabzuwürdigen, und endlich gänzlich zu stürzen. Denn die Feinde des Christenthums wissen gar wohl, daß jeder Schlag, der dem Papstthum versetzt wird, die katholische Kirche trifft, denn auf Petrus als auf einem Felsen ist die Kirche gebaut, wie wir im heutigen Evangelium gehört haben. Aber wir haben in demselben Evangelium

auch gehört, daß die Pforten der Hölle die Kirche nicht überwältigen werden. Alle Angriffe der Hölle und ihrer Helfershelfer auf Erden werden an der Kirche wie an einem Felsen abprallen und nur den Angreifern zum Verderben gereichen. So hoffen wir, so glauben wir fest, denn wir glauben dem Worte Jesu Christi, des ewigen Gottessohnes, der die Wahrheit selbst ist.

Was nun die Angriffe, die Einwendungen und Anklagen gegen das Papstthum betrifft, so sind dieselben Legion, und ich kann mich daher unmöglich mit allen befassen, will deßhalb nur einige ausheben, die euch als Muster dienen können, wie alle beschaffen sind, und will dieselben beleuchten und widerlegen. Gott gebe, daß ihr dadurch in euerem Glauben gestärkt und in euerer Anhänglichkeit an den heiligen Vater befestigt werdet.

---

1) Die Gegner des Papstthums behaupten: „Man braucht gar keinen Papst, jede Nation kann ihre kirchlichen Angelegenheiten selbst ordnen.“ — Ob die Kirche einen Papst brauche oder nicht, das mußte der Stifter der Kirche, Jesus Christus, der Sohn Gottes, am besten wissen. Nun hat aber Er seiner Kirche ein Oberhaupt gegeben, mit so klaren unzweideutigen Worten, daß sich daran nicht rütteln und nichts wegdisputiren läßt. Denn dem Petrus gab Er die feierliche Zusicherung, er werde auf ihn, als auf einen unerschütterlichen Felsen, seine unüberwindliche Kirche bauen, und versprach ihm die Schlüssel des Himmelreichs, d. i. die höchste Gewalt, die Regierung der Kirche. „Du bist Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüssel des Himmelreichs geben. Was immer du binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein; und was immer du lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gelöset sein.“ Matth. 16, 18—20. Zu welch ungereimten, lächerlichen Erklärungen Diejenigen ihre Zuflucht nehmen müssen, welche diese Worte Jesu nicht als die Anordnung eines kirchlichen Oberhauptes gelten lassen wollen, davon nur ein Beispiel. Kalvin behauptet, Christus habe nach den Worten: „Du bist

Petrus" plötzlich den Gegenstand der Rede geändert, mit dem Finger auf sich selbst gedeutet und in dieser Stellung gesagt: „Und auf diesen Felsen (d. h. auf mich, Jesus von Nazareth), will ich meine Kirche bauen!" Nicht wahr, eine erbauliche Auslegung! Ein Protestant entgegnet dem sehr treffend: „Der Finger ist nicht Christi Finger, sondern der des kirchenfeindlichen Auslegers." Derlei gewaltsame Verdrehungen liefern den besten Beleg, wie klar der Text an und für sich ist, und wie schlagend er die Wahrheit beweist, die man so gerne umstoßen möchte. — Was Jesus mit den angeführten Worten dem Petrus verheißen hatte, das hat er ihm vor seinem Hingang zum Vater wirklich verliehen, da er zu drei wiederholten Malen zu ihm sprach: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe." d. h. weide meine ganze Heerde, regiere als Oberhaupt die gesammte Christenheit.

Behaupten, man brauche keinen Papst, ist gerade so klug, als wenn Einer sagte: Eine Familie brauche kein Oberhaupt, ein Heer brauche kein Oberhaupt, ein Staat brauche kein Oberhaupt. Die Kirche ist nämlich eine sichtbare Körperschaft, gleich der Familie, dem Heere, dem Staate. Eine sichtbare Körperschaft muß aber auch ein sichtbares Haupt haben, das liegt schon in der Natur der Dinge und in der Anordnung der göttlichen Vorsehung. Nirgends auf der ganzen weiten Welt gibt es eine Gesellschaft von Menschen, die kein sichtbares Oberhaupt hätte. Die Kirche, die die größte sichtbare Körperschaft ist, denn sie verbreitet sich über die ganze Erde, kann doch wohl keine Ausnahme machen! Allerdings ist Christus selbst das Oberhaupt der Kirche, aber das unsichtbare; die Kirche als eine sichtbare Gemeinde muß aber auch ein sichtbares Oberhaupt haben. Es verhält sich damit gerade wie mit den andern sichtbaren Gemeinschaften. Gott ist z. B. auch von jedem Staate das unsichtbare Oberhaupt, denn er regiert Alles: das schließt aber nicht aus, daß jeder Staat auch ein sichtbares Oberhaupt, einen König oder Herzog oder Präsidenten hat, sonst könnte er weder bestehen noch gedeihen. Oder: Gott ist auch von jedem Kriegsheere der oberste Feldherr, bedarf aber deßwegen nicht jedes Kriegsheer auch eines

sichtbaren Oberanführers? Könnte wohl ein Heer ohne Feldherrn den Sieg erringen? ein Schiff ohne Steuermann sicher und wohlbehalten in den Hafen einlaufen? Auch das Schifflein der Kirche muß durch die Hand eines auserlesenen Steuermanns gelenkt werden; auch das christliche Kriegsheer muß einen erprobten Anführer haben, durch den es Christus zum Siege führt.

Wäre es möglich, der Kirche ihr sichtbares Oberhaupt zu nehmen, so würde es bald schlimm mit ihr stehen. Das wissen die Feinde der Kirche wohl, darum stürmen sie auch so beharrlich gegen das Papstthum los. Wäre dieses gestürzt, so wäre es um die Einheit der Kirche geschehen. Christus hat nur Eine Kirche gewollt, nicht viele Kirchen; zur Erhaltung der Einheit ist aber ein gemeinsames Oberhaupt durchaus nothwendig. Hätte die Kirche keinen gemeinsamen Mittelpunkt, so würde sie alsbald in unzählige Theile auseinander fallen; es gäbe keine einige, allgemeine Kirche mehr, sondern nur zerstreute Glieder, eine unzusammenhängende Menge von Nationalkirchen und kleinen Gemeinden. Das sehen wir an den Protestanten. Warum zerfallen diese in alle möglichen Sekten, und bringen es weder zur Einheit noch zur Allgemeinheit? Darum, weil sie sich vom Papste losgesagt, und kein gemeinsames Oberhaupt, kein allgemeines höchstes Lehr- und Richteramt anerkennen. Der heilige Cyprian schreibt: „Die Trennung im Glauben geschieht deßwegen, weil man zum Ursprung der Wahrheit nicht zurückkehrt, und das von Jesus Christus eingesetzte Oberhaupt nicht aufsucht.“ Wie mögen unter den Christen endlose Spaltungen und Zerwürfnisse verhütet werden, wenn nicht Ein höchster Schiedsrichter festgesetzt ist, dem sich Alle unterwerfen?

Daraus erhellt denn auch, was aus dem Vorschlag, den gewisse Leute heutzutage als Lieblingsplan verfolgen, zu halten sei, daß nämlich jede Nation ihre kirchlichen Angelegenheiten selbst ordnen, daß also auch die deutschen Katholiken eine Nationalkirche errichten, einen Primas an die Spitze stellen, und sich um den Papst nicht mehr kümmern sollen. Die Verwirklichung dieses Vorschlags würde zur Auflösung und Zerstörung der Kirche führen.

2) Weiter klagt man das Papstthum an, „es sei den Völkern schädlich, da es sowohl der religiösen Aufklärung als auch der Freiheit hemmend entgegen trete. Die Päpste," sagen die Fortschrittsmänner, die Aufgeklärtesten vom reinsten Wasser, „sind von jeher darauf ausgegangen, die Völker zu verdummen, und in dicker ägyptischer Finsterniß gefangen zu halten. Wenn die Völker vorwärts wollen, so legen ihnen die Päpste ein Gebiß an und kommandiren sie rückwärts." Dies Gejammer der Besagten gereicht dem Papstthum nur zur Ehre. Denn das Vorwärts, wie es gewisse Leute meinen, ist ein Vorwärts in die Hölle, ein Fortschritt zum Teufel, und dem haben die Päpste allezeit muthig widerstanden. Der gemeinte Fortschritt besteht darin, daß man vom Glauben zum Unglauben, von der Sittlichkeit zur Unsittlichkeit soll fortschreiten; darin, daß aus dem alten Glaubensgebäude jedes Jahr oder Jahrzehnt ein Stein soll ausgerissen und in die Rumpelkammer geworfen werden, bis nichts mehr übrig ist; daß die unwandelbare Lehre Jesu mit jeder Zeitströmung verwandelt werden und den wandelbaren Meinungen der Menschen Platz machen soll; daß die strengen Gebote des christlichen Sittengesetzes nach Laune der Menschen abgeschafft werden, und den Foderungen des Fleisches und der Hölle weichen sollen. Einem solchen Fortschritt haben freilich die Päpste allezeit widerstanden, und mußten es, denn der Papst ist der Wächter des von den Vätern ererbten Glaubensgutes, und als solcher kann er nicht zugeben, daß eine frivole Aufklärung und der krasse Unglaube seine frevelhafte Hand an dasselbe lege, und uns um das theuerste Gut betrüge. So oft der Unglaube und der Irrglaube mächtig das Haupt erhoben, die bisherigen Glaubenssätze und Heilseinrichtungen angriffen und verwarfen und ein neues Lehrgebäude aufführten, da waren es die Päpste, welche nicht blos die heilige Ueberlieferung getreulich bewahrten und gegen Angriffe muthig vertheidigten, sondern auch den Irrthum entlarvten und die Gläubigen dadurch vor demselben sicher stellten. Und dafür sind wir ihnen zum höchsten Danke verpflichtet. Wir begreifen aber auch, warum die Feinde der christlichen Religion

und Kirche, die Ungläubigen und Irrgläubigen, die s. g. Aufgeklärten, den Papst nicht leiden mögen, sondern aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens hassen: das Papstthum ist eben das Haupthinderniß, warum sie ihre Pläne nicht durchsetzen können.

Der falschen religiösen Aufklärung traten die Päpste immer entschieden entgegen, aber daß sie der wahren religiösen Aufklärung und der Freiheit der Völker stets hemmend entgegen getreten, ist eine Verläumdung. Selbst unbefangene Protestanten erkennen es an, daß die Päpste Bildung, Gesittung und den Wohlstand der Nationen gefördert und die theuersten Güter der Menschheit aus dem allgemeinen Untergang des versinkenden Alterthums gerettet haben. Die Päpste wurden die Lehrer der Völker, sie erhielten und förderten die Religion, und mit ihr Recht und Ordnung, Wissenschaft und Kunst, Gesittung und Menschlichkeit. Weit entfernt, daß sie einer vernünftigen Freiheit der Völker entgegen getreten wären, begünstigten sie vielmehr dieselbe, nahmen sich der Unterdrückten an, und ihr Wort beugte auch den harten Nacken christlicher Gewalthaber, wo immer solche die Schranken der Gottesordnung glaubten durchbrechen zu können. Saget an, wer ist es denn heutzutage, der fast allein gegen die Frevel und Gewaltthaten gewisser gekrönter Häupter muthig seine Stimme erhebt und für Recht und Ordnung in die Schranken tritt? Es ist der Papst, unser heiliger Vater Pius IX. Er, ein schwacher Greis, bewährt in diesen Zeiten unerhörter Frevel und Gewaltthaten mehr Muth, als Manche, die Hunderttausende von Soldaten marschiren lassen können; gestützt auf das christliche Sittengesetz, vertrauend auf die Hilfe Gottes und durchdrungen von der Pflicht und Würde seines Amtes, weicht er kein Haarbreit von seinem Rechte und den Rechten der Kirche und dem der Unterdrückten, und fürchtet sich nicht, auch den Gewaltigen der Erde die Wahrheit zu sagen.

3) Ferner werfen die Gegner des Papstthums den Päpsten vor, „daß sie die Länder aussaugen, indem sie das Geld an sich ziehen und sich dadurch Reichthümer ansammeln.“ Ei, liebe Zuhörer, davon müßtet ihr doch auch etwas verspüren. Ihr müßt

allerlei Steuern zahlen: Grund- und Häusersteuer, Waldsteuer, Kapitalsteuer, Fluß- und Wegbausteuer ꝛc.: aber habt ihr auf euerm Steuerzettel auch schon eine Papststeuer bemerkt? Habt ihr jemals nach Rom etwas zahlen müßen? Jene Ankläger und Schreier haben gewiß auch noch keinen Groschen nach Rom bezahlt. Wenn seit längerer Zeit für den bedrängten heiligen Vater Beiträge gesammelt werden, so geschieht das bekanntlich ohne Zwang, Jeder kann geben oder nicht geben, nach Belieben; die Beiträge sind ganz freiwillig, es sind Beiträge liebender Kinder, die ihren bedrängten Vater unterstützen. Der heilige Vater ist nämlich durch entartete Söhne der Kirche des größten Theils seiner Staaten beraubt worden, aus welchen er bisher zumeist die Mittel zur Regierung der gesammten Kirche gezogen hat; es ist daher nicht mehr als billig, daß die treugebliebenen Söhne ihm nunmehr diese Mittel reichen, und dadurch ihre Liebe und Anhänglichkeit an den heiligen Vater zu erkennen geben, und den Kummer des Tiefgebeugten und Schwerheimgesuchten zu lindern suchen. Allerdings müssen in gewissen Fällen Gebühren nach Rom entrichtet werden, z. B. bei Ehedispensationen, aber dadurch will sich Rom nicht bereichern, sondern nur Ehen in zu naher Verwandtschaft erschweren und Auslagen für die Gesammtkirche bestreiten. Denn es läßt sich denken, daß die Regierung der ganzen Kirche, die einen über den ganzen Erdboden verbreiteten Staat bildet, eine Menge Behörden und eine Menge Beamten nothwendig macht, die allesammt nicht von der Luft leben können; und da die Auslagen für dieselben im Interesse der Gesammtkirche geschehen, so wäre es im Grunde genommen nicht mehr als billig, wenn die Gläubigen sogar regelmäßige Beiträge zu leisten verpflichtet wären. Doch, wie gesagt, gegenwärtig zwingt den heiligen Vater nur die äußerste Noth, freiwillige Beiträge anzunehmen; kommt er wieder in den Besitz der ihm geraubten Lande, was wir sicher hoffen, so werden auch jene Liebessteuern nicht mehr nöthig sein. Wenn in frühern Zeiten durch die Ablässe Geld nach Rom geflossen ist, so ist auch dieses zu einem edeln kirchlichen Zweck verwendet worden; so wurde z. B. die

herrliche Peterskirche zu Rom, welche eine Weltkirche ist, aus solchen Geldern erbaut. Wegen der Mißbräuche, die etwa dabei vorkamen, sind nicht die Päpste, sondern unkluge Ablaßverkünder anzuklagen. Ganz ungerecht ist die Anklage, der Papst für seine Person wolle sich bereichern; der Papst braucht gar wenig für seine Person, weniger als mancher deutsche Bürgersmann.

4. „Die Päpste sind herrschsüchtige Menschen," lautet eine weitere Anklage, „sie begnügen sich nicht mit einer geistlichen Herrschaft, nein, sie haben sich auch eine weltliche Herrschaft errungen und regieren gleich weltlichen Fürsten." Wozu braucht denn der Papst ein Land?" Der zeitliche Besitz des Papstes ist heutzutage gewißen Leuten ein absonderlicher Dorn im Auge, der Herzenswunsch derselben ist bereits auch so weit befriedigt, daß der Papst von seinen Landen Alles, bis auf Rom und die Umgebung, durch einen räuberischen König und seine Bundesgenossen verloren hat, und auch den Rest wollen sie ihm noch nehmen. Nun ist allerdings die weltliche Herrschaft des Papstes nicht göttlichen Ursprungs, sondern nur menschlichen Ursprungs, und darum kein Glaubensartikel. Allein zum Ersten ist der Besitz des Kirchenstaates ein vollkommen rechtmäßiger Besitz, denn derselbe entstand durch verschiedene Schenkungen von christlichen Fürsten, insbesondere von Pipin und Karl dem Großen, und datirt schon von tausend Jahren her. Dem Papst diese Länder entziehen, ist daher ein gemeiner Raub, und steht auf derselben Linie, wie wenn man einem andern rechtmäßigen Fürsten mir nichts dir nichts seine Länder nehmen würde. Zum Zweiten hat die weltliche Herrschaft des Papstes, wenn sie auch für die Kirche nicht schlechterdings nothwendig ist, dennoch für das Gesammtwohl derselben eine sehr hohe Bedeutung und darf daher als die Wirkung einer ganz besondern Fügung der göttlichen Vorsehung angesehen werden. Mit Recht sagt eine Kirchenversammlung im 15. Jahrhundert: „Ohne das Erbgut der Kirche wäre der Papst nur der Diener von Königen und Fürsten." Nur dadurch, daß der Papst ein eigenes Land hat und den weltlichen Fürsten gleichfalls als unabhängiger weltlicher Fürst gegenübersteht, ist seine Stellung eine freie und

unabhängige, und seine kirchlichen Verordnungen gewinnen eben dadurch an äußerem Nachdrucke. Hätte er kein eigenes Land, so müßte er in dem Lande eines andern Fürsten wohnen und würde dadurch dessen Unterthan, zum größten Schaden der Kirche, denn dann wäre es mit einer ungestörten, ungehemmten Leitung und Verwaltung der Kirche zu Ende, indem der Papst nicht selten in der Ausübung seiner geistlichen Gewalt von der Gunst oder Gewalt seines Landesherrn abhinge. Ein solcher Landesherr könnte, wenn der Papst seinen tyrannischen Launen, seinen Eingriffen in die Rechte der Kirche sich nicht fügte, denselben einsperren, seinen Verkehr mit den Gläubigen in andern Ländern hemmen, ihn verhungern lassen; auch dann, wenn der Fürst mit andern Fürsten in Krieg verwickelt würde oder vom katholischen Glauben abfiele, welche große und zahlreiche Schwierigkeiten würden daraus dem Oberhaupte der Kirche erwachsen!

Ich habe euch nun, Geliebteste! einige Einwendungen und Anklagen gegen das Papstthum aufgeführt und dieselben beleuchtet. Von dem nämlichen Caliber sind auch die übrigen; die Unwissenheit, öfter der religiöse Haß hat sie geboren. Doch wir hoffen zuversichtlich, daß der Haß aller Kirchenfeinde und der Haß der Hölle dazu die Kirche und das Papstthum nicht stürzen werde, denn das Papstthum ist der von Christus gegründete Fels, auf dem seine Kirche erbaut ist, und an diesem Felsen werden sich noch manche Kirchenfeinde die harten Schädel einrennen. Wir glauben dem Worte Jesu Christi, das er heute zu Petrus gesprochen: „Du bist Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ Amen.

Auf den sechsten Sonntag nach Pfingsten.

Von der Armuth.

„Als viel Volk beisammen war und es Nichts zu essen hatte, rief Jesus seine Jünger zusammen und sprach zu ihnen: Mich erbarmet das Volk.“ Mark. 8, 1. 2.

Das heutige Evangelium ist sowohl für die Reichen, als für die Armen; weil sowohl die Einen, als die Andern, die trefflichsten Lehren ihres Heils darin antreffen. Es ist für die Reichen, denn wir finden an Christo ein herrliches Muster, nach welchem sie sich verhalten sollen. Es ist auch für die Armen, weil sie von dem Volke belehrt werden, mit welcher Treue sie dem Heiland nachfolgen sollen. Es ist für die Reichen, denn das Mitleiden, welches Christus dem versammelten Volke bezeigt; die willfährige Liebe, mit welcher er ihnen in der äußersten Noth zuvorkommt; die große Beihülfe, die er ihnen durch die Vermehrung der Brode und Fische erweist, und der Ueberfluß, den er ihnen verschafft, indem er sie ganz satt von sich läßt, ist ein dringender Unterricht, der ihnen zu erkennen gibt, wie mitleidig sie sich gegen ihre armen Brüder verhalten, wie sie ihren Bedürfnissen zuvorkommen, und wie sie ihrem vielfältigen Elende durch reichliche Almosen abhelfen sollen. Es ist endlich auch für die Armen. Denn der Eifer dieses Volkes, mit welchem es Christo nachfolgte, um sein heiliges Wort anzuhören, die Sittsamkeit und Geduld, mit welcher es die Vermehrung der Brode erwartete; das feste Vertrauen auf die Allmacht Christi, und die dankbare Erkenntlichkeit, da es ihn zu

einem Könige hat machen wollen, sind lauter nützliche Lehren, die ihnen andeuten, wie sie sich in ihrer Armuth und ihren Drangsalen verhalten sollen. Es sollte also diese Rede die Reichen sowohl, als die Armen, zum Gegenstande haben; weil ich aber einsehe, daß die Zahl der Armen weit größer als der Reichen ist, und weil mir nicht unbewußt ist, daß die Herzen der Reichen gemeiniglich viel härter als die Felsen sind, auf welchen der Same des göttlichen Wortes ohne Frucht bleibt, so werde ich mich hauptsächlich zu den Armen wenden, und ihnen Unterricht ertheilen, wie sie sich ihres Standes zu ihrem Heile bedienen sollen. Damit aber auch die Reichen ihres Unterrichtes nicht beraubt werden, so sage ich ihnen mit wenigen Worten, daß sie sich ihrer Reichthümer mit großer Furcht, Erkenntlichkeit und Treue bedienen sollen. Mit Furcht: weil die Reichthümer große Hindernisse des Heils enthalten, und diejenigen, die sie besitzen, der Gefahr aussetzen, ewig verloren zu gehen. Mit Erkenntlichkeit: weil es ihre Schuldigkeit ist, nach dem Maße der erhaltenen Güter sich gegen Gott dankbar zu bezeigen. Endlich mit Treue und Billigkeit: weil nach der Lehre des heiligen Paulus ihr Ueberfluß Dasjenige ersetzen muß, was ihren armen Brüdern mangelt, und weil sie Gott nicht zu unumschränkten Herren ihrer Güter, sondern nur zu Verwaltern bestimmt hat, um dieselben zu seiner Ehre und ihrem Heile zu gebrauchen. Dieses, ihr Reichen, ist der Unterricht, den ihr aus dem heutigen Evangelium zu euerem geistlichen Fortgange bewahren sollet.

Für euch aber, ihr Armen! ist es eine unumgängliche Nothwendigkeit, daß ihr den Mangel des Zeitlichen und alle diejenigen Mühseligkeiten, die mit euerem Stande verknüpft sind, geduldig ertraget; der Geist des Gehorsams und der Buße muß eure Herzen beleben. Der Geist des Gehorsams: damit ihr euch dem Willen Gottes nicht widersetzet, sondern euere Armuth, als eine Wirkung seiner allerheiligsten Vorsehung, betrachtet und annehmet. Der Buße aber: damit ihr vermittelst der Drangsale, die ihr zu erdulden habt, für eure Sünden genugthut, und die Gnade der Rechtfertigung erlanget. Diese zwei wesentlichen Pflich-

ten machen heute den Inhalt meiner Rede aus. Merket sie wohl, ihr Armen! denn sie sind für euch eine Quelle des Trostes und des ewigen Heils, weil deren Beobachtung euch die Zufriedenheit in eurem Stande und die ewige Seligkeit verschaffen wird. Ich wiederhole sie zu diesem Ende noch einmal und sage: Ihr müsset euere Armuth mit dem Geiste des Gehorsams annehmen, indem ihr euch dem Willen Gottes vollkommen unterwerfet; dieß werde ich euch zeigen im ersten Theile. Ihr müsset dieselbe auch mit dem Geist der Buße ertragen, indem ihr sie Gott zur Tilgung eurer Sünden opfert; dieß wird lehren der zweite Theil. Vernehmet mich mit Aufmerksamkeit und Geduld.

Erster Theil.

Reich werden und verdammt werden, folgt nicht nothwendig auf einander. In Armuth leben und die Seligkeit erlangen, ist ebenfalls keine untrügliche Folge. Gleichwie die Reichthümer keine unüberwindliche Hindernisse des Heils enthalten, eben so ertheilt die Armuth keinen nothwendigen Anspruch auf die himmlische Herrlichkeit: so schrieb ehemals Hugo de S. Victore, dem alle Väter der Kirche vollkommen beistimmen. Denn man weiß es aus der heiligen Schrift, daß Abraham und David sind selig geworden, obwohl sie mit überflüßigen Reichthümern versehen waren; da indessen jene Juden, die Leibeigene in Aegypten waren, und in der Wüste armselig lebten, ihrer Armuth ungeachtet sind verdammt worden. Es kommt nämlich auf den guten Gebrauch sowohl der Reichthümer, als der Armuth an. Was den Gebrauch der Reichthümer anlangt, habe ich schon beim Eingange dieser Rede einige Meldung gethan. Es ist nun an dem, daß ich von dem Gebrauche der Armuth rede. Wisset demnach, ihr Alle, die ihr an zeitlichen Gütern Mangel leidet, daß, sofern ihr einstens wollet selig werden, ihr eure Armuth mit dem Geiste des Gehorsams annehmen müsset; d. h.: ihr müsset euer Schicksal als ein Werk der göttlichen Vorsehung erkennen, und euch dem Willen des Herrn vollkommen unterwerfen. Denn soferne ihr nur eurer eigenen Neigung folget, so werdet

ihr gar bald auf Abwege gerathen, die euch nach und nach zur Hölle leiten, ihr werdet nicht allein erlaubte Mittel anwenden, sondern auch verschiedene Ränke gebrauchen, um euch aus dem Stande der Dürftigkeit heraus zu winden, und die Reichthümer, die tausend Hindernisse des Heils in sich enthalten, genießen zu können. Es wird euch alsdann wie einem Menschen ergehen, der an einem steilen Berge hinaufklettert, niemals aber dessen Gipfel erreichen kann, und nebst dem, daß jene Bemühungen fruchtlos sind, noch der Gefahr ausgesetzt ist, in einen tiefen Abgrund hinabzustürzen. Denn der Wille des Menschen, sagt der heilige Thomas, hat sehr böse Eigenschaften an sich: er ist mangelhaft, er ist leichtsinnig, und ist unbeständig. Es ist deßhalb billig, daß er den Willen Gottes zur Richtschnur habe, und sich in Allem nach seiner weisesten Anordnung richte. Selbst Antiochus, jener heidnische und lasterhafte König, der weder Gott noch die Menschen scheute, hat dieses beim Lichte der Vernunft erkannt, darum sagte er kurz vor seinem Hinscheiden 2 Mach. 9, 12: „Es ist billig, sich Gott zu unterwerfen, und daß der Sterbliche sich nicht Gott gleichdünke." Dieß ist ein Lehrsatz, den die Natur selbst unserer Seele eingeprägt hat, und der durch das Gesetz und die Religion noch mehr befestigt wird. Diese lehrt uns ganz deutlich, daß man sich in allen Stücken dem Willen Gottes ergeben müsse, weil Nichts in der Welt zu finden ist, so nicht eigentlich von Gott herrührt, und von seiner allerheiligsten Vorsicht über uns beschlossen wäre; sie versichert uns, daß wir ohne ihn weder glücklich noch unglücklich sein können; sie betheuert uns endlich, daß die Creaturen, die uns überlästig fallen, nur Werkzeuge seines gerechten Willens sind. Dieses erkannte vor Andern der heilige Job, der mitten unter seinen Drangsalen, die von allen Seiten auf ihn losstürmten, seine Augen lediglich auf Gott richtete, der ihm diese Züchtigungen zugeschickt hatte. Nicht die Räuber hatten ihm seine Kameele und Rinder davongeführt; nicht die Winde hatten seine Wohnung zertrümmert, und unter deren Schutte seine Kinder begraben; nicht das lose Maul seiner Ehefrau hatte ihn gelästert, sondern die Hand des Herrn ist schwer

über ihm geworden; diese betrachtete er als die einzige Ursache all' seines Leidens, diese betete er an, und unterwarf sich ihrer Züchtigung. „Der Herr, sagte er, hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit.“ Eben solche Gesinnungen müsset auch ihr, meine Zuhörer, in eurer Armuth und euerm Elende haben; ihr müsset Gott als den Urheber eures Schicksales erkennen, und euch seinen weisesten Verordnungen vollkommen unterwerfen; fern sei von euch, daß ihr wider seine Vorsehung murret, oder euch deßhalb seinem Dienste entziehet. Betrachtet nur das heutige Volk, welches Christum in die Wüste begleitete, so werdet ihr ein herrliches Muster eures Verhaltens an demselben wahrnehmen. Es waren schon bereits drei Tage verstrichen, daß sie sich mit Jesu in der Wüste befanden, und weder zu essen noch zu trinken hatten; die Kräfte nahmen merklich ab, und die meisten waren außer Stand, in ihre Behausungen zurückzukehren. Der Heiland selbst bezeugte dieses, da er zu seinen Jüngern sprach: Es erbarmet mich des Volkes, denn sehet, schon drei Tage harren sie bei mir aus, und haben nichts zu essen, und wenn ich sie ungespeiset von mir lasse, so werden sie auf dem Wege verschmachten. Bei allem diesem Mangel aber liest man nicht, daß sie sich jemals beklagt, oder wider die schlechte Vorsorge Christi gemurrt hätten; sie empörten sich nicht wider diesen ihren Führer, wie sich ehmals ihre Väter wider den Moses in der Wüste empörten, und mit dem größten Ungestüm zu essen begehrten. Nein, sie haben sich Alle seiner Vorsehung überlassen, und haben auf seine Allmacht ihr Vertrauen gesetzt.

Zu wünschen wäre es, wenn auch die Christen unserer Zeiten in die Fußstapfen dieses Volkes träten, und sich bei dem Mangel ihres zeitlichen Unterhaltes auf die Vorsehung des Herrn verließen; ohne Zweifel würden sie in ihrem Elende einen Trost empfinden, Gott würde entweder ihrer Armuth abhelfen, oder würde ihnen wenigstens kräftige Gnaden verleihen, damit sie dieselbe willig von seiner väterlichen Hand annehmen, und mit Geduld ertragen könnten.

Und gewiß, Geliebteste! welchen Trost würdet ihr nicht bei

all' euerem Elende empfinden, wenn ihr festiglich glaubtet, daß es Gott sei, der euch in diesen betrübten Stand versetzt hat, und daß es nur zu euerem Heile geschähe; wenn ihr zugleich wohl überlegtet, daß er seine Augen vor euren Drangsalen nicht verschlossen hält, sondern daß er dieselben sieht, mit euch Mitleiden hat, ja sogar mit und um euch ist, wenn ihr leidet! Er selbst offenbarte dieses dem Moses, da er ihm auf dem Berge Horeb erschien, und ihn zum Heerführer über Israel bestimmte. 2. Mos. 3, 7. „Ich habe die Bedrängnisse meines Volkes gesehen, und ihr Geschrei gehört; und weil ich ihre Leiden kenne, so bin ich herabgekommen, sie aus der Hand der Egyptier zu erretten." Was nun Gott von dem Volke Israel sagte, dieses sagt er auch jetzt von euch, ihr Armen! er sieht euere Armuth und Blöße, er kennt euer Elend, welches euch drückt, er hat Mitleiden mit euch, und ist bereit, demselben abzuhelfen, wenn es nur zu euerem Heile gereicht, und ihr euch durch euere Ungeduld und Murren seiner Hülfe nicht unwürdig macht. Gesetzt aber auch, daß er euer Schicksal nicht ändert, daß ihr niemals von euren Drangsalen befreiet würdet, sondern Zeit eures Lebens in der Armuth und Dürftigkeit leben müßtet, o, so wisset, daß ihr eben darum höchst glückselig seid; denn je größer das Leiden ist, welches er über euch verhängt, desto glänzender sind die Kronen, die er für euch im Himmel bereitet. Ihr lebet auf Erden in einem Stande, den sich der Heiland selbst erwählet hat; ihr entgehet tausend Hindernissen, welchen die Reichen in Ansehung ihres Heils ausgesetzt sind; ihr habt die Versicherung, daß ihr einstens der ewigen Seligkeit werdet theilhaftig werden, ja ihr werdet schon in diesem Leben selig gepriesen. „Selig sind die Armen im Geiste," sind die Worte der ewigen Wahrheit, „denn ihrer ist das Himmelreich." Merket es wohl, sagt der heilige Bernardus, daß Christus zwischen den Armen und andern tugendhaften Seelen einen Unterschied macht; bei diesen wird die Verheißung nur für das Künftige gemacht, aber den Armen wird das Himmelreich schon jetzt zugeeignet. Bei Jenen heißt es: „Selig sind, die weinen, denn sie sollen getröstet werden. Selig sind die Sanftmüthigen, denn

sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ Aber hier heißt es: „Selig sind die Armen, denn ihrer ist das Himmelreich;“ wodurch er uns zu verstehen gibt, daß diejenigen, die ihre Armuth mit Geduld ertragen, und dieselbe als ein Geschenk von der Hand des Allerhöchsten annehmen, schon in diesem Leben glückselig sind, und daß schon jetzt im Himmel herrliche Wohnungen für sie zubereitet werden, welche sie einstens beziehen sollen.

Tröstet euch demnach, ihr Armen! und lasset jene Traurigkeit fahren, die euch euer elender Zustand verursacht hat, werfet euch nur in die Arme eueres Gottes, und nehmet euer Schicksal aus seinen Händen an; fällt es euch auch beschwerlich, im Mangel alles Zeitlichen zu leben, o so gedenket, daß es Gott also haben will, der Alles zu euerem Besten anordnet, der euch inniglich liebet, der euch mit seiner Gnade unterstützet, und schon jetzt jene Kronen rüstet, die er euch einstens auf euere Häupter setzen wird. Gedenket, daß dieses Leben kurz und vergänglich ist, euer Leiden wird bald zu Ende gehen. Gedenket endlich, daß alle Drangsale dieses Lebens, wie der Apostel redet, mit der Herrlichkeit des Himmels, die euch erwartet, in keinen Vergleich zu bringen sind. Wenn ihr dieses wohl überleget, so werdet ihr euere Armuth mit Geduld ertragen, ihr werdet in eurem Elende nicht kleinmüthig werden, noch viel weniger werdet ihr euch erkühnen, bei dem Mangel des Zeitlichen wider Gott zu murren. Es ist demnach nothwendig, daß ihr eure Armuth mit dem Geiste des Gehorsams annehmet. Aber dieses ist noch nicht genug, ihr müsset auch bei derselben den Geist der Buße zeigen. Dieses werdet ihr vernehmen im zweiten Theile. Höret mich noch ferner aufmerksam an.

Zweiter Theil.

Unter andern heilsamen Lehren, die der alte Tobias seinem Sohne gab, ermunterte er ihn auch zur Ertragung der Armuth. Mein Sohn, sagte er, fürchte dich nicht, wir führen zwar ein armes Leben, aber wir sind reich genug, wenn wir Gott fürchten,

und uns von der Sünde enthalten: wodurch er ihm zu verstehen gab, daß die Armuth eines der kräftigsten Mittel sei, sich häufige Verdienste für die Ewigkeit zu sammeln, wenn man nur dieselbe von der Hand Gottes willig annimmt, und sie zur Tilgung seiner täglichen Vergehen anwendet. Ihr wisset es, meine Zuhörer, daß auch der Gerechte nach dem Ausspruche der Schrift siebenmal fällt, und daß, so lange wir auf Erden leben, wir jederzeit der Gefahr ausgesetzt sind, unsern Gott zu beleidigen. Nun aber dienet die Armuth, diesen beiden Uebeln abzuhelfen: sie reinigt diejenigen, die sie mit Geduld ertragen, von den Sünden, so sie begangen haben, und dient ihnen zu einem Bewahrungsmittel, damit sie dieselben nicht mehr begehen. Erfreuet euch, ihr Armen! über diesen so wichtigen Vortheil, den euch der Mangel des Zeitlichen verschafft. Ihr findet darin ein Mittel, den Zorn des Herrn zu besänftigen, und seiner Gerechtigkeit für eure Sünden genugzuthun. Gott selbst lehrt euch dieses durch den Mund seines Propheten, da er seinem Volke ihre Ausschweifungen vorrückte, da er ihnen den Mißbrauch seiner Gnaden, die Härtigkeit ihres Herzens, und ihre grobe Undankbarkeit zu erkennen gab, und sie sodann zur Buße ermunterte. Ich will euch Gnade widerfahren lassen, sagte er, ich will meinen Grimm weit hinweg nehmen um meines Namens willen, doch mit der Bedingung, daß ihr Buße thut. Isaias 48, 9. Aber welche Buße, o mein Gott! wird dir von diesem Volke gefällig sein? Fragen wir nicht lange, meine Zuhörer, denn er deutet sie gleich in dem nachfolgenden Verse an; es ist die Armuth, die er über sie verhängt hat, durch diese sollen sie ihre Sünden tilgen, und sich wiederum mit ihm versöhnen. Siehe, sprach er, ich habe dich geläutert, aber nicht wie Silber; sondern im Ofen der Armuth habe ich dich ausgeschieden. V. 10.

Es war also die Armuth, die er seinem Volke als Buße bestimmte, um dasselbe wiederum mit sich zu vereinigen. Eben diese Armuth ist noch immer ein bewährtes Mittel, den Zorn des Herrn zu besänftigen, und für die Beleidigung genugzuthun. Ein Armer findet in seinem Stande Alles, was zu einer

würdigen Buße nothwendig ist. Er findet in demselben ein beständiges und noch strengeres Fasten, als die Kirche selbst den Büßern gebeut; er findet darin beschwerliche Arbeiten, ein überlästiges Wachen, schmerzliche Unlust und Verdrüßlichkeiten, Kummer und Qual des Geistes, Erschöpfung der Kräfte, Verachtungen und Kränkungen; er hat kaum das tägliche Brod zur Genüge, und dieses muß er sich im Schweiße seines Angesichtes verdienen; er wohnt in einer armen und dunkeln Hütte, die ihn kaum vor dem Ungemache der Jahreszeiten schützt; die harte Erde, oder höchstens einige alte Lappen müssen ihm zur Ruhestatt dienen; wohin er immer seine Augen wendet, findet er Nichts, was ihn erquicken oder trösten könnte. Wenn er nun dieses Alles wegen Gott erduldet, wenn er es zur Tilgung seiner Sünden opfert, so wird er gar leicht die Verzeihung erlangen, ja er wird noch überdieß einen reichlichen Schatz der Verdienste sammeln. Aber nicht so verhält es sich mit euch, ihr Reichen! Ihr habt bisher nur Freude und Lust geliebt, ihr seid demnach verbunden, euch dem Trauern und Weinen zu ergeben; ihr habt nur Kurzweil und Ausschweifungen gesucht, nun müßt ihr euch zu peinlichen Uebungen entschließen, ihr müßt euch wider euch selbst bewaffnen, und euch der Abtödtung eures Fleisches widmen; ihr habt eure bösen Lüste zu befriedigen gesucht, nun müsset ihr euere Leidenschaften bezähmen, und dieselbe unter die Botmäßigkeit des Geistes bringen; ihr müsset den bösen Gewohnheiten entsagen, und da ihr als Wollüstige gelebt habt, so müßt ihr gewissermaßen als Märtyrer sterben. Da aber wenige aus euch dieses beobachten, so müßt ihr euch nicht wundern, daß auch wenige selig werden, wie es der Heiland schon längstens geweissagt hat; denn eher, sagte er, wird ein Kameel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher durch die Pforte des Himmels, eingehen. Saget nur nicht, daß ihr euch durch das Almosen den Himmel erkaufen könnet: denn obgleich dieses wahr ist, so ist es doch zugleich unstreitig, daß das Almosen ohne die Buße euch nicht werde selig machen. Gesetzt aber auch, daß das Almosen allein hinlänglich wäre, die Reichen ihres Heils wegen zu versichern: wie viele wird man aber zählen kön-

nen, die sich freigebig gegen ihre dürftigen Brüder verhalten, und ihnen nach ihrem Vermögen Almosen geben? Geschieht es nicht noch täglich, was der Prophet in seinen Schriften verzeichnete: daß die Reichen den Armen auch die mindeste Hülfe versagen, da indessen der Arme sein Brod mit einem andern noch Aermern theilet? Sieht man nicht noch immer so unbarmherzige Reiche, welche, wie jener im Evangelium, einem armseligen Lazarus nicht einmal die Brosamen ihres Tisches gönnen? Aber weh' solchen Reichen! es wird ihnen nicht besser, als jenem Reichen im Evangelium, ergehen: sie werden sterben, und werden in die Hölle begraben werden, da indessen ein armer Lazarus, der den zeitlichen Mangel mit Geduld übertragen, und denselben zur Tilgung seiner Sünden aufgeopfert hat, sich durch die ganze Ewigkeit in dem Schooße Abrahams erfreuen wird. Es ist also die Armuth ein sicheres Mittel, für die begangenen Sünden genugzuthun, und sich mit Gott zu versöhnen. Eben diese Armuth, wenn sie nur willig angenommen wird, dient dem Menschen zu einem Gegengift wider die Sünde. Gesetzt also, ihr Armen! ihr hättet Gott niemals beleidiget, wie es doch schwer zu glauben ist, so müsset ihr doch eure Armuth geduldig ertragen, weil sie euch vor der Sünde auch in's Künftige bewahren wird. Ihr wisset es, denn die Erfahrung lehret es euch zur Genüge, daß eben diese Armuth, in der ihr euch befindet, verschiedene Anfechtungen in euch errege, und euch zu unzähligen Sünden Anlaß gebe. Job befand sich mitten auf dem Misthaufen, er war aller seiner Habe beraubt, indessen war er doch von den Anfechtungen eben so wenig, als David auf seinem Throne, frei; seine lasterhafte Ehefrau reizte ihn zur Ungeduld. Bleibest du noch immer in deiner Einfalt? sagte sie; segne Gott, und stirb. Ein Gleiches redeten seine falschen Freunde, die sein klägliches Schicksal als eine Strafe seiner verborgenen Sünden hielten, wodurch sie nothwendig seine Seele betrübten, und seine Geduld auf die Probe setzten. Also ward Job in seiner Armuth angefochten! Und welche Anfechtungen empfindet nicht ihr, ihr Armen! O, wie oft werdet ihr nicht verleitet, euere Hände nach fremdem Gute aus-

zustrecken, und euerer Dürftigkeit in Etwas abzuhelfen! Wie oft werdet ihr nicht angetrieben, euer jungfräuliches Kleinod um Geld zu verkaufen! Wie oft reizt euch nicht der Hunger, den ihr leidet, eueren Mund gegen den Himmel zu öffnen, und Gott zu lästern! Wie oft setzet euch nicht die Verzweiflung zu, und bringt euch den Gedanken bei, euch selbst das Leben zu nehmen! Dank sei dir, o Gott! daß du sie bisher vor dem Falle bewahret hast; stärke sie auch ferner in ihrem Elende, damit sie so gefährlichen Reizungen nicht unterliegen. Euch aber, ihr Armen! liegt es ob, dergleichen gewaltigen Anfechtungen standhaft zu widerstehen; selbst die Armuth, in der ihr euch befindet, soll euch zu einem Bewahrungsmittel wider die Sünde dienen; nehmet sie nur als eine Gabe von der Hand des Herrn an; erinnert euch nur der Verheißungen, welche Jesus Christus den Armen machte. Bedenket, daß eben diese Armuth euch dem Heilande gleichförmig macht, der in der äußersten Dürftigkeit lebte, und bei seinem Hinscheiden nicht so viel hatte, worauf er sein Haupt konnte ruhen lassen. Wenn ihr dieses wohl überlegt, so ist es nicht möglich, daß euch der Mangel des Zeitlichen zur Ungeduld, noch viel weniger aber zum Diebstahle, zur Unzucht oder zur Verzweiflung reize. Ihr werdet sodann, wie der heilige Paulus, in allen Begebenheiten gleichgültig sein; ihr werdet die Armuth eben so hoch als die Reichthümer schätzen; ihr werdet euch mit diesem großen Apostel in eurem Elende und Jammer erfreuen, ihr werdet mit ihm ohne Ruhm sagen: „Ich weiß mich in die Demüthigung, ich weiß auch in Ueberfluß mich zu schicken, satt zu haben und zu hungern, Ueberfluß zu haben und Mangel zu leiden. Ich vermag Alles in dem, der mich stärkt.“ Philipp. 4, 12. 13. Ich unterwerfe mich seinem höchsten Willen und nehme meine Armuth aus seinen Händen willig an. Dieses, ihr Christen! wird eure Sprache sein, wenn ihr euere Augen auf Gott richten, und ihn als den Urheber eures Schicksales erkennen werdet; da indessen jene, die bei ihrer Armuth ungeduldig werden, und wohl gar in Murren und Gotteslästerungen ausbrechen, aus dem Werkzeuge ihres Heils ein Mittel ihrer Verwerfung machen; sie fangen ihre Hölle schon

in diesem Leben an, und werden sie durch die ganze Ewigkeit nicht mehr endigen.

Wenn ihr demnach klug seid, so leidet eure Armuth mit Geduld, machet, wie man zu sagen pflegt, aus der Noth eine Tugend, nehmet sie von der Hand eures Gottes willig an, und unterwerfet euch in Allem seiner höchsten Vorsehung. Fällt es euch beschwerlich, in Armuth und Blöße zu leben, von Allen verstossen und verachtet zu sein, und euer tägliches Brod vor den Thüren der Reichen zu sammeln, so erinnert euch, daß Gott seine Augen auf die Armen richte, daß er euerem Elende gar bald ein Ende machen, und daß er euch einstens im Himmel mit allem Ueberfluße versehen werde. Selbst in diesem Leben wird er euch beistehen, er wird euch soviel von dem Zeitlichen ertheilen, als zu eurer Nothdurft erfordert wird. Denn der die Lilien auf dem Felde kleidet, der die Vögel in den Lüften ernähret, wird ja auch euch nicht verlassen, die er so sehr geliebet hat, daß er sogar kein Bedenken trug, euch mit seinem Blute zu erlösen. „Ich bin jung gewesen, sagt David, und bin alt geworden, aber den Gerechten habe ich nicht verlassen gesehen und seinen Samen nicht nach Brod gehen.“ Ps. 36, 25. Daniel wurde auf Befehl des Königs in eine Löwengrube gestürzt, er litt Mangel an Speise, aber Gott sorgte für ihn, der Engel ergriff den Habakuk bei seinen Haaren, und trug ihn aus einem weit entlegenen Lande bis nach Babylon, um dort dem Daniel die Speise, die er für seine Schnitter gekocht hatte, darzureichen. Dan. 14. Kap. Elias befand sich in der Wüste, und hatte Nichts, seine schwachen Kräfte zu stärken, aber Gott schickte einen Raben, der ihm ein Brod in seinem Schnabel brachte. Elisäus litt Hunger, aber der Herr erweckte eine Wittwe zu Sarepta, die ihn nach ihrer Armuth speiste. Tausend dergleichen Beispiele sind theils in der hl. Schrift, theils in der Kirchengeschichte enthalten, die alle zu erkennen geben, daß Gott die Armen nicht verläßt. Tröstet euch also, ihr Armen, und klaget fernerhin nicht mehr über das Elend, das euch drücket; küßet vielmehr die Hand des Herrn, die euch dasselbe zusendet, weil ihr dadurch euere Sünden tilgen, und große Verdienste für den Himmel sammeln könnet. Amen.

Auf den siebenten Sonntag nach Pfingsten.

Der Baum und der Mensch.

„Jeglicher gute Baum bringt gute Früchte; der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte.“ Matth. 7, 17.

Zu Bethsaida brachte man einst einen Blinden zu Jesus, und bat ihn, daß er ihn berühren möchte. Und er faßte den Blinden bei der Hand, führte ihn vor den Flecken hinaus, spuckte auf seine Augen, legte ihm seine Hände auf, und fragte ihn, ob er etwas sehe. Und er blickte auf und sprach: „Ich sehe die Menschen umherwandeln wie Bäume“ (Mark. 8, 24.). Dieser Mensch hat von der Sache nicht etwa geredet, wie der Blinde von der Farbe, sondern er hat recht geredet. Denn der Heiland selbst vergleicht im heutigen Evangelium die Menschen mit den Bäumen. Ich halte es daher mit jenem Blinden, und sehe so viele Bäume als Menschen vor mir. Ich sehe die Menschen einherwandeln wie Bäume, und zwar die Hoffärtigen wie hochgewachsene Cederbäume, die Spötter wie spitzige Kastanienbäume, die Zornigen wie trutzige Feigenbäume, die Verliebten wie verlöffelte Buxbäume, die Unbußfertigen wie harte Eichbäume, die Kleinmüthigen wie weinende Birkenbäume, die Uebelnachredenden wie ungewaschene Maulbeerbäume; die Frommen aber wie edle fruchttragende Bäume, die hochgeschätzt und den Menschen ein Labsal sind. Der Baum, welcher im Boden wurzelnd mit seiner Krone gegen Himmel strebt, und sich nicht blos von den Säften des Erdreichs, sondern auch vom Lichte des Himmels nährt, ist ein schönes Bild des Menschen, welcher zwar dem Leibe nach

auf Erden heimisch, in seinen geistigen Bedürfnissen aber auf Nahrung von Oben angewiesen ist. Und wie die Früchte des Baumes mit der Natur desselben in genauem Zusammenhange stehen, so auch die Werke des Menschen mit der Natur desselben. Da die Früchte von Innen herauswachsen, muß der Baum selbst gut sein, damit es auch seine Früchte seien. Der gute Baum verarbeitet alle Säfte der Erde und alle Einflüsse des Himmels seiner Natur nach zu guten Früchten; der schlechte Baum gestaltet die gleichen Hülfsmittel nur zu schlechten Früchten, weil eben seine Natur schlecht ist.

Wie heißen nun die guten Früchte, welche der gute Baum hervorbringt? Der heilige Apostel Paulus nennt sie uns im Briefe an die Galater, 5, 22: „Die Frucht des Geistes aber ist: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmuth, Sanftmuth, Treue, Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, Keuschheit.“ Der Apostel sagt: „Frucht,“ nicht „Früchte,“ weil diese Tugenden alle ihren gemeinsamen Ursprung in der Liebe haben; die Liebe ist die Frucht des Geistes, alle übrigen Tugenden aber sind Strahlen dieses Brennpunktes der Wirkung des heiligen Geistes, sie tragen alle die Natur der Liebe in sich, und sind nur verschiedene Gestaltungen der Liebe. Darum sei heute einzig diese Frucht des Geistes der Gegenstand unserer Betrachtung. Bittet Gott, daß er sie euch verleihe!

---

1) Aus allen Früchten des Geistes, sagt der heilige Augustinus, setzt der heilige Apostel die Liebe zu oberst, weil sie aus allen die edelste ist. Die Liebe ist unter allen so ausgezeichnet, daß sie sogar Gott genannt ist, spricht derselbe Kirchenlehrer, und steht im Zweifel, ob der Liebe ein größeres Prädikat hätte können gegeben werden, denn dieses, daß Gott die Liebe sei. Ein kurzes Lob, sagt er, aber ein großes Lob; kurz im Wort, groß im Verstand, den zu fassen schwer fällt; daß nämlich die Liebe solle Gott, und Gott die Liebe sein, und wer in der Liebe bleibe, der bleibe in Gott, und Gott in ihm.

Aus allen Früchten denn, so ein guter Baum tragen kann,

sind die Früchte der Liebe die edelsten und ersten. Darum die ersten, weil ohne sie die übrigen alle nicht zur Reife und Vollkommenheit gelangen können. Ohne die Liebe nämlich bestehet keine Tugend. Magst du haben was du willst, hast du die Liebe nicht, so nützt es dir nichts, sagt derselbe heilige Vater Augustinus, und fährt dann fort: Ich bin der Meinung, die Liebe sei jene kostbare Perle, welche der Kaufmann im Evangelium so begierig suchte, daß er all das Seinige verkaufte, damit er sie dafür eintauschen möchte, wohl wissend, daß ohne sie alles Uebrige dem Menschen nichts nütze, wogegen er mit dieser allein auch ohne das Uebrige genug habe. Liebe, liebe, liebe! so hast du deiner Schuldigkeit Genüge gethan. Liebe Gott, dich, und den Nächsten: Gott über Alles, und den Nächsten wie dich selbst, so hast du das Gesetz erfüllt. „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.“ Röm. 13, 10.

Diese edle Frucht des Geistes, die Liebe, hat die Natur jenes Apfels an sich, der in China an einem Baume wachsen soll, welcher das ganze Jahr nicht mehr als einen Apfel trägt, und dieser wächst nicht an einem Ast, sondern unmittelbar am Stamme selbst, in solcher Größe, daß er noch viele andere Aepfel in sich schließt. Wie diese chinesische Frucht, so kommt mir die Liebe vor, welche der Herr bei Matthäus (22, 36.) das größte Gebot im Gesetze nennt. Diese große Frucht des Geistes ist uns nicht entsprossen von einem Nebenast, dieses große Gebot ist uns nicht zugekommen durch den Mund eines Propheten, auch nicht von einem der Apostel, sondern unmittelbar vom Stamm selbst, d. i. von Gott. Er selbst hat gesagt: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, und aus ganzem Gemüthe. Dieses ist das größte und das erste Gebot.“ Dieses große Gebot schließt nach Art jener chinesischen Frucht noch andere in sich, nämlich die Liebe seiner selbst, und die Liebe des Nächsten. „Das andere Gebot aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.“ Matth. 22, 37 — 39.

Ein Baum, der diese Frucht des Geistes nicht hat, ist nicht

mehr werth, als daß er umgehauen und in's Feuer geworfen werde. „Du kannst, spricht der große Kirchenlehrer Augustinus, mir zu deiner Entschuldigung sagen: Ich kann nicht fasten, ich kann mich nicht oft vom Wein und Fleisch enthalten; aber kannst du mir auch sagen: Ich kann nicht lieben?" Wer das sagt, redet mehr, als er verantworten kann. Denn können wir das Gute lieben, so uns tropfenweise zufließt, warum nicht auch Gott, den unerschöpflichen Brunnen der Güte selbst?

Nichts, außer Gott allein, theilt sich uns ganz mit. Die Sonne bescheint uns zwar, doch nur mit dem einen und andern Strahl, den sie von der Höhe herab durch die Luft zu uns sendet. Die Luft dient uns zwar zum Athmen, es ist aber ein so geringer Theil den wir einziehen, daß es nicht der Erwähnung werth ist. Das Stück Erde, so ein Jeder als Eigenthum besitzt, ist mehr nicht, als der Punkt einer Nadelspitze, wenn er es gegen das hält was nicht sein ist. Alle übrigen Geschöpfe, die zu unserm Unterhalt dienen, haben gleiche Art, sind aber dennoch uns lieb: warum nicht auch Gott, der sich uns ganz schenket?

Ein heiligmäßiger Mann und kirchlicher Schriftsteller konnte nicht fassen, wie es möglich sein könne, daß ein Mensch, auf den doch täglich so viel feurige Kohlen gelegt werden, als er Gutthaten von der Hand Gottes empfängt, dennoch nicht in der Liebe entzündet werde, und fragt, ob man sich vor einem solch' teuflischen Ungeheuer nicht entsetzen müsse. Billig mag man sich darüber verwundern. Schnee und Eiszapfen sehen wir vergehen, und durch die Dachrinnen gleich Bächlein abfließen, wenn sie die Sonne bei zunehmendem Tage ein wenig bestrahlet: und der Mensch, über welchen Gott die Strahlen seiner Liebe und Güte alle Tage so vielfältig ausgießt, sollte ohne dankbare Gegenliebe und ein wie allemal kaltsinnig verbleiben? Wer will Gott verdenken, wenn er einen solchen unfruchtbaren Baum verflucht, wie der Herr den Feigenbaum verfluchte, an dem er keine Früchte fand? Der heilige Apostel Paulus ist der Meinung, er verdiene nichts Besseres, flucht deßhalben einem solchen Baum selbst, sagend: „Wenn

Jemand nicht lieb hat unsern Herrn Jesum Christum, der sei verflucht.“ 1. Kor. 16, 22.

Diesem Fluche zu entgehen, munterte sich der heilige Augustinus alle Tage selbst auf, sprechend: Führe Gott Seelen zu, so viele du kannst, und sag' ihnen: Laßt uns Gott lieben, laßt uns Gott lieben! Eben das saget ihr Obrigkeiten eueren Unterthanen, ihr Herrschaften eueren Dienstboten, ihr Eltern eueren Kindern! Wenn solche unter ihnen sind, die keine Liebe zu Gott zeigen, und mit ihren Gedanken in das Irdische vertieft nur abwärts, nicht aufwärts wollen, redet sie vom Bösen ab, spornt sie zum Guten an, prediget ihnen mit Augustinus von Gott und saget: Laßt uns Gott lieben, laßt uns Gott lieben, der uns zuvor geliebt, und zur Belohnung in der Ewigkeit sich uns ganz schenkt.

2) Dabei hat es aber sein Bewenden nicht. Gleichwie jene große chinesische Frucht auch noch andere Früchte in sich einschließt, also begreift das große Gebot der Liebe im Gesetz noch andere in sich, das Gebot nämlich, sich selbst zu lieben und den Nächsten. Die Liebe seiner selbst ist nicht sündhaft, wenn es die rechte Liebe ist, sondern nothwendig; denn wie der englische Lehrer, der heilige Thomas, bemerkt, fängt die Liebe von sich selbst an, und muß ein Jeder zuvor sich selbst lieben, ehe er einem Andern wohl will. Was würde es mich nützen, wenn ich durch Lehren und Predigen euch, meine Lieben! wollte in den Himmel helfen, mich selbst aber inzwischen verabsäumte? Mir selbst würde ich schaden, und einem Apotheker zu vergleichen sein, der mit freundlichen Worten Andern eine widerwärtige Arznei einschwätzt, daneben aber sich selbst davor entsetzt. Ein Jeder muß zur Versicherung seines Heiles sich selbst zuerst lieben, darnach aus Antrieb der Gottesliebe auch dem Nächsten wollen und wünschen, was ihn selbst freut.

Ich sage: aus Antrieb der Gottesliebe; denn eben diejenige Liebe, mit welcher wir Gott lieben, treibt uns an, auch unsern Nächsten zu lieben. Wer einen Vater liebt, der liebt auch dessen Kinder; wer einen Baum liebt, der liebt auch dessen Früchte; wer einen Blumenstock liebt, liebt auch die Blumen. Nun aber

sind alle Menschen Kinder Eines Vaters, alle kommen von Gott her, alle sind Früchte und Blumen, die seine Allmacht hervorgebracht, alle gehören unter seine Gewalt und ihm zu: darum treibt uns eben die Liebe, mit welcher wir Gott lieben, zumal an, daß wir auch den Nächsten lieben und kraft dieser Liebe ihm alles dasjenige wünschen, was zum Heil Leibes und der Seele uns selbst insonderheit freut.

Gott segne den Weinberg der hiesigen Gemeinde, daß die darin gepflanzten Bäume mit solchen Früchten des Geistes voll stehen! An Früchten wird wohl kein Mangel sein, aber, sorg' ich, an deren Vollkommenheit. Ob Alle so vollkommen lieben, wie sie sollen, bezweifle ich. Wenn ich von Baum zu Baum Umschau halten wollte, wie viel wurmiges Obst würde ich unter den Früchten der Liebe des Nächsten finden, welche Früchte schier alle von dem Wurm des eigenen Nutzens zerbissen und zu Schanden zerfressen sind? Meistens liebt man nur Jene, von welchen man einen Nutzen hat oder erwartet, sieht dagegen diejenigen nicht an, von welchen kein Nutzen zu hoffen. Daher kommt es, daß man seine Feinde verfolgt, die Armen verachtet, die Niedrigen gering schätzt, die Einfältigen auslacht, die Häßlichen verspottet. Wie viel wurmige würde ich finden unter den Früchten der Liebe zu Gott, den wir mehr knechtlich als kindlich lieben, mehr aus Furcht der Hölle, als wegen seiner selbst! Wie viele wurmige unter den Früchten der Selbstliebe, da so Viele das Zeitliche dem Ewigen, den Leib der Seele vorziehen! Dergleichen Obst hat keinen Werth, dergleichen Früchte der Liebe sind ohne Verdienst. Wenn die Liebe Gott gefallen soll, muß sie vollkommen sein. Damit sie vollkommen sei, liebe Gott von Herzen über Alles, und den Nächsten, ohne Rücksicht auf den eigenen Nutzen, wie dich selbst, so liebst du recht.

Habet Acht, habet Acht, daß diese herrlichste Frucht des Geistes, die vollkommene Liebe, euch schmücke, damit es euch nicht ergehe, wie dem Feigenbaum im Evangelium. Als Jesus eines Tages mit seinen Jüngern von Bethanien nach Jerusalem ging, hungerte ihn. Und da er von ferne einen Feigenbaum sah,

der Blätter hatte, ging er hinzu, ob er etwa daran etwas fände; als er aber hinzu kam, fand er nichts als Blätter, denn es war nicht Feigenzeit. Und er hob an und sprach zu ihm: Nimmermehr komme Frucht von dir in Ewigkeit. Und alsbald verdorrte der Feigenbaum. Da dieß die Jünger sahen, verwunderten sie sich und sprachen: Wie ist er sobald verdorrt! — Daß der Baum verdorrte, nimmt mich nicht Wunder, denn wie sollte grünen können, was von Gott verflucht ist? Wenn Keiner auf einen grünen Zweig kommen kann, es sei denn, Gott segne ihn, folgt nothwendig, daß er abstehen und verdorren muß, wann Gott ihm flucht. Daß er verdorrte, hat seine Ursache; aber, sag' mir einer, aus was Ursache wurde er verflucht? Nach Regel des Rechts soll man Keinen zur Strafe ziehen, er habe es denn verschuldet, darum möchte ich wissen, was der Feigenbaum Strafwürdiges verschuldet habe, daß er verflucht wurde. Es war damals, wie der Evangelist bemerkt (Mark. 11, 13.), nicht Feigenzeit, also nicht an der Zeit, daß man von dem Baume Früchte erwarten konnte; nun wäre es doch ein unbilliger Zorn, wenn ich einen Kirschenbaum deßwegen wollte umhauen lassen, weil er im Januar oder Februar keine reife Frucht hat; wenn der Baum reden könnte, würde er sagen: Lasse mir Zeit, es ist noch nicht Zeit, zu seiner Zeit will ich schon Frucht bringen. Aus welcher Ursache also wurde der Feigenbaum verflucht? Die heiligen Väter sagen, es sei geschehen, nicht dem Feigenbaum zur Strafe, sondern den Gläubigen zum Schrecken. Der Feigenbaum, welcher zwar Blätter, aber keine Früchte hatte, bedeutet jene Gläubigen, welche die Blätter des Bekenntnisses des Glaubens haben, aber keine kernhaften Früchte der Tugenden, und deßhalb von Christus verflucht werden. In dem Feigenbaume also sind alle diejenigen Gläubigen verflucht worden, welche ohne die Früchte der guten Werke erfunden werden, sei es im Sommer oder Winter, im Frühling oder Herbst, die Zeit thut nichts zur Sache. Gott hat dem Menschen keine Zeit bestimmt, Früchte der Tugend zu tragen, weil er niemals ohne dieselben sein soll. Ein Baum, der ein Baum des Lebens ist, trägt Sommer und Winter Früchte,

denn, wie der heilige Johannes in seiner geheimen Offenbarung wahrgenommen, trägt der Baum des Lebens zwölf Früchte, jeden Monat seine Frucht. Deßhalb gilt es auch gleich, wann Christus kommt, heute oder morgen, in der Jugend oder im Alter, allezeit verlangt er würdige Früchte; und wenn er sie nicht findet, so fällt er das Urtheil, daß der unfruchtbare Baum ausgehauen und in's Feuer geworfen werde. Es heißt nicht, wie gegen Nabuchodonosor: „Fället den Baum, doch den Stamm mit seinen Wurzeln lasset in der Erde“; vielmehr: „Haue ihn aus, was soll er noch das Land einnehmen?“ Luk. 13, 7. Die Strafe des Unfruchtbaren ist also vollständiges Verderben; mit Wurzel, Stamm, Aesten und Blättern in's ewige Feuer! So viele böse Bäume fällte Gott schon in der Fülle ihrer Kraft und Schönheit. Zittre, Unfruchtbarer! denn die Axt ist schon an deine Wurzel gelegt. Bringet allesammt würdige Früchte der Buße, damit ihr gerettet werdet! Amen.

Auf den achten Sonntag nach Pfingsten.

Vom Mitleiden gegen die Seelen im Fegfeuer.

„Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung, denn du kannst nicht mehr Verwalter sein.“ Luk. 16, 2.

Das Schicksal jenes Haushalters, von welchem das heutige Evangelium redet, war in der That sehr traurig. Er wurde von seinem Herrn plötzlich überfallen, der sogleich Rechnung von seiner Haushaltung forderte, und ihm ankündigte, daß er fernerhin nicht mehr Haushalter sein könne. Diese Worte waren ein Donner für seine Ohren; denn er sah ein, daß er dadurch höchst unglücklich werde, weil er weder mit Graben noch mit Betteln sich den Unterhalt verschaffen könne. Nehmen wir diese Gleichnißrede im sittlichen Verstande, so stellt sie uns einen Menschen vor, den der Tod plötzlich überrascht, und, da er es nicht vermuthet, zur Rechenschaft seiner Haushaltung fordert. Gleichwie also jener Haushalter der Wirthschaft seines Herrn nicht mehr vorstehen konnte, so kann auch der Mensch, nachdem er einmal gestorben ist, nicht mehr zum Leben zurückkehren; und gleichwie der Haushalter zu graben unvermögend war, so sind auch die Verstorbenen unvermögend, etwas Gutes für den Himmel zu thun; denn der Tod versetzt sie in eine tiefe Nacht, in welcher, wie Jesus Christus sagt, Niemand etwas mehr thun und wirken kann.

In dieser grausamen Lage befinden sich diejenigen von unsern Brüdern, welche, wenn sie aus dieser Welt gehen, in die Hände Gottes fallen, und Schlachtopfer seiner Gerechtigkeit werden.

Unter diesen gibt es einige, die ihrer Verbrechen wegen in die Hölle hinabsteigen, um die ganze Ewigkeit hindurch ohne Verdienst und ohne Hoffnung gemartert zu werden. Das Schicksal dieser Seelen ist zwar bedauernswürdig, doch ist es gerecht; denn da ihnen nicht unbekannt war, daß diese Strafe auf die Sünde gesetzt sei, sie aber gleichwohl die Sünde vollbrachten, so müssen sie es sich selbst zuschreiben, daß sie zu Grunde gingen. Andere sterben zwar als Freunde Gottes; weil sie aber noch Flecken an sich haben, die sie verunreinigen, so können sie in den Himmel nicht eingehen; sie müssen zuvor durch das Feuer gereiniget werden; diese werden in einem feurigen Kerker verschlossen, und müssen darin so lange verharren, bis sie ihre gemachten Schulden bis auf den letzten Heller bezahlt haben. Unerforschliches Geheimniß, über welches uns nicht erlaubt ist, ein Urtheil zu fällen! Indessen ist es doch gewiß; die heilige Schrift bestätiget diese Wahrheit, und die christliche Kirche hat zu allen Zeiten geglaubt, daß es ein Fegfeuer gebe, wo die gerechten Seelen ihre gemachten Schulden bezahlen, und ihre noch rückständigen Strafen büßen müssen. Darum schickt sie so viele Gebete zu Gott ab, um ihn zu besänftigen, und diesen Unglückseligen, die sich selbst nicht helfen können, ihre Pein zu verkürzen. Eben aus dieser Ursache befiehlt sie auch ihren Gläubigen, daß sie sich dieser Verlassenen annehmen, und ihnen durch ihr Gebet und ihre verdienstlichen Werke zu Hülfe kommen sollen.

Damit ihr nun diesem Befehle der Kirche nachkommt, so will ich euch heute zum Mitleiden gegen die Seelen im Fegfeuer ermuntern. Ich werde euch in dieser Absicht die Pein zeigen, die sie daselbst leiden, und werde euch sogleich Mittel an die Hand geben, ihre Pein zu verkürzen. Die Pein dieser Unglückseligen soll das Mitleiden in euch erregen, und die Mittel ihnen beizuspringen sollen euch antreiben, ihre Erlösung zu beschleunigen. Vernehmet mich mit Geduld.

Erster Theil.

Wenn ihr von der Strenge der Pein höret, welche die Seelen im Fegfeuer leiden, so stellet ihr euch ohne Zweifel jenes

Feuer vor, von welchem man zuweilen eine Schilderung macht; ihr denket euch eine Seele, welche sich mitten in einem feurigen Abgrunde befindet und allenthalben mit Flammen umgeben ist. Diese Betrachtung rühret euch, aber ihr gehet nicht weiter; ihr bedenket nicht, daß das Feuer nur ein Theil ihres Leidens ist, und daß sie noch weit mehr dadurch gemartert werden, weil sie von dem Angesichte Gottes entfernt sind. Indessen ist es doch gewiß; denn da sie von allen sinnlichen Gegenständen losgerissen, und von der Liebe Gottes ganz eingenommen sind, so ist ihr einziges Verlangen, sich mit diesem höchsten Wesen zu vereinigen; sie wenden eben darum alles an, um sich demselben zu nähern; aber ihre Bemühungen sind vergeblich, sie werden von einer unsichtbaren Hand zurückgehalten; der Bräutigam, den sie suchen, läßt sich nicht finden, und der Vater, den sie anrufen, wendet sein Angesicht von ihnen ab. Trauriges Schicksal, welches sie darnieder schlägt, und ihre Pein unerträglich macht!

Christen! was für Bilder soll ich euch vorstellen, um euch den Schmerz dieser Seelen begreiflich zu machen? Soll ich euch das Mißvergnügen erklären, welches Absolon in seinem Elende empfand, da er zwei Jahre von dem Angesichte seines Vaters entfernt lebte? O wie groß war nicht seine Traurigkeit! Selbst der Tod schien ihm nicht so schmerzlich, als seine Entfernung zu sein. Er selbst bekannte dieses dem Joab, den er um seine Befreiung ersuchte: Ich bitte dich, sagte er, daß ich das Angesicht des Königs, meines Vaters, sehen möge. Gedenket er aber noch an meine Missethat, und will er mich dieser wegen noch länger von sich entfernen, o, so lasse er mich lieber sterben; der Tod wird mir weit erträglicher sein, als solches Gefängniß ferner zu erdulden.

Soll ich euch die zärtlichen Empfindungen der Gläubigen zu Miletus vor Augen stellen, welche sie bei dem Abschiede des heiligen Paulus empfanden? Wie groß war nicht ihr Herzeleid, da sie aus seinem Munde hörten, daß sie sein Angesicht nicht mehr sehen würden! Sie geriethen in die äußerste Bestürzung; die Thränen flossen aus ihren Augen, und es war nichts,

was sie erfreuen konnte. Denn sie erinnerten sich ohne Unterlaß an die Worte ihres geliebten Apostels, daß sie sein Angesicht nicht mehr sehen würden.

Soll ich euch endlich an die Thränen jener Wittwe zu Naim erinnern, die sie beim Tode ihres Sohnes vergoß, weil sie desselben beraubt leben sollte? Dieses sind zwar ganz gewöhnliche, aber auch zugleich unvollkommene Bilder; sie sind viel zu schwach, als daß sie den Schmerz jener Unglücklichen in ihrer Entfernung von Gott ausdrücken könnten. Was soll ich also sagen, um euch einen Begriff von ihrem Leiden zu machen? Ich will mich dießfalls nicht weitläufig äußern, sondern die ganze Sache euch selbst überlassen: ich will mich nur an den schönen Gedanken des heiligen Augustinus halten, der sich ganz vortrefflich hieher schickt. Rede ich zu kaltsinnigen Herzen, schreibt er, so werden alle meine Erklärungen vergeblich sein; sie werden nicht einmal meine Worte verstehen; gebet mir aber ein Herz, das der Liebe fähig ist, das jemals geliebt hat, oder jetzt noch liebt, so wird es mich gar bald verstehen. Dergleichen liebende Seelen werden leicht den betrübten Zustand einer Seele einsehen, die ihren Gott auf das zärtlichste liebet, aber von ihm entfernt lebet; die das heftigste Verlangen heget, sich mit ihm zu vereinigen, aber dazu nicht gelangen kann; und die jederzeit an Gott gedenket, aber in eben diesem Gedanken eine Quelle der Schmerzen findet. Und gewiß ist dieses die größte Pein, die sie leiden. Ein jeder Augenblick in dieser Entfernung scheint ihnen ein ganzes Jahrhundert zu sein; sie seufzen eben darum, und rufen die Lebendigen um Hülfe an. Erbarmet euch meiner, schreien sie, erbarmet euch meiner, wenigstens ihr, meine Freunde; denn die Hand des Herrn hat mich berühret, sie hält mich von seiner Umarmung zurück, und läßt mich seine Gegenwart nicht genießen. — Es besteht also die erste und wichtigste Pein der armen Seelen in der Entfernung von ihrem Gott. Setzt man nun noch die Pein des Feuers hinzu, wer wird alsdann läugnen können, daß sie höchst unglückselig sind?

Um nun diese Pein in etwas einzusehen, so steigt mit euren

Gedanken in jenen feurigen Kerker hinab, in welchem sich diese betrübten Opfer der göttlichen Gerechtigkeit befinden: seid selbst Zeugen von allem dem, was sie dort zu leiden haben; denn meine Zunge ist nicht fähig ihre Pein zu schildern; selbst die heiligen Väter getrauten sich nicht, solche in ihrem ganzen Umfange zu beschreiben. Sie sagen zwar, daß diese Seelen im Fegfeuer gepeiniget werden. Aber die Eigenschaften dieses Feuers, welches sogar auf die Geister wirket, können sie eigentlich nicht beschreiben. Sie erkennen es zwar für ein wahrhaftes Feuer, aber seine Wirkung ist ihnen unbekannt. Sie sagen deßwegen mit dem heiligen Augustinus, daß es die Seelen auf eine zwar unbegreifliche, jedoch wahrhafte Weise martert. Sie sagen, daß die mindesten Schmerzen, welche dieses Feuer verursacht, weit empfindlicher sind, als alles, was man sich auf Erden Schmerzliches vorstellen kann; sie behaupten mit dem heiligen Thomas, daß die Pein des Fegfeuers alle, auch die schwersten Strafen übertreffe, welche jemals die grausamsten Tyrannen ersonnen haben. Sie sind sogar der Meinung, daß die Marter dieser Unglückseligen von der Marter der Verdammten weiter durch nichts, als durch die Dauer, unterschieden sei: daher nennen sie das Fegfeuer eine zeitliche und abgekürzte Hölle. Es ist das nämliche Feuer, sagt der heilige Gregorius, welches die Spreu verzehret, und welches das Gold läutert, das ist, welches die verworfenen Seelen ohne Hoffnung martert, und die gerechten Seelen von ihren Unvollkommenheiten reiniget, damit sie würdig werden, zur Anschauung Gottes zu gelangen. Wenn aber das so ist, wie wir daran nicht zweifeln dürfen, ist es wohl möglich, daß euch das Unglück dieser Seelen nicht rühret? Ist es möglich, daß ihr euch nicht entschließen solltet, ihnen Hülfe zu leisten? Fürwahr, euere Herzen müßten härter als die Steine sein, wenn ihr von der Strenge und von der Heftigkeit ihrer Pein nicht bewegt würdet, euch ihrer anzunehmen, und alles anzuwenden, sie von ihrem Elende zu befreien. Ihr würdet vielleicht Mitleiden gegen einen Missethäter hegen, welchen die weltliche Gerechtigkeit zum Strange oder zum Feuer verdammt hat; ihr

würdet ihm, wenn es bei euch stünde, zu Hülfe kommen, und ihm die Freiheit verschaffen. Werdet ihr denn gegen jene Seelen, die schon zum Himmel bestimmt sind, aber noch vieles zu leiden haben, minder barmherzig sein? Werdet ihr diesen Unglückseligen abschlagen, was ihr einem Bösewichte nicht versagen würdet? Fern sei von euch solche Härtigkeit des Gemüths! Ihr wisset es, ihr seid Christen, und als solche seid ihr verbunden, euerem Nächsten beizuspringen; diese Seelen sind ebenfalls euere Brüder, sie leiden, ohne daß sie sich selbst helfen können; es ist deßhalb euere Schuldigkeit, ihnen Hülfe zu leisten; das Gesetz der Liebe treibt euch hierzu an, jenes wichtige Gesetz, ohne dessen Erfüllung ihr keine Hoffnung der Seligkeit habet. Bedenket also wohl, wie groß euere Verbindlichkeit ist, euch der Seelen im Fegfeuer anzunehmen. Vielleicht sind eben diese Seelen, die sich dort befinden, durch die engsten Bande der Freundschaft mit euch verknüpfet. Ihr Kinder! es sind vielleicht euere Eltern; ihr Eltern! es sind vielleicht euere Kinder; ihr Eheleute! es sind vielleicht euere Ehegatten, oder Ehegattinnen; ihr Geschwister! es sind vielleicht euere Anverwandten und Freunde. Sie leben von Gott entfernt, und befinden sich an einem Orte der Pein; sie seufzen über ihr Schicksal, und verlangen von euch Hülfe; sie rufen ohne Unterlaß mit kläglicher Stimme; Erbarmet euch meiner, erbarmet euch meiner, wenigstens ihr, meine Freunde!

Wie lange, meine Christen, werdet ihr noch vor diesem Geschreie euere Ohren verstopfen? Wie lange werdet ihr noch diese Unglücklichen verlassen? Fasset doch endlich den Entschluß, euch ihrer anzunehmen, und unterlasset nichts, was zu ihrer Befreiung beitragen kann. Fraget ihr etwa, was euch zu thun obliegt, um sie von ihrer Pein zu befreien: so will ich euch dieses im zweiten Theile erklären.

Zweiter Theil.

Der heilige Augustinus, da er von den Seelen im Fegfeuer redet, und die Gläubigen zur Befreiung derselben ermuntert,

schlägt ihnen drei Mittel vor, deren sie sich bedienen sollen, um jenen Unglücklichen Hülfe zu schaffen. Das Opfer nämlich, das Gebet, und das Almosen.

Unter dem Opfer versteht er eigentlich die heilige Messe, denn diese ist das einzige Opfer, welches im neuen Testamente gültig ist, und jene alten Opfer unendlich weit übertrifft. Es enthält nicht allein alle Eigenschaften der Opfer des alten Gesetzes in sich, sondern Jesus Christus selbst ist der Priester und das Opfer. Es wird in demselben alles dasjenige ohne Blutvergießen erneuert, was sich auf der Schädelstädte blutiger Weise zugetragen hat: der Heiland opfert sich seinem himmlischen Vater, wie am Kreuze, für unsere Sünden auf. Es ist demnach die heilige Messe ein Opfer von unendlichem Werthe, ein Opfer, welches allein hinlänglich wäre, tausend Welten von den Sünden zu befreien. Dieses erkannte gar wohl die Mutter des heigen Augustinus, darum verlangte sie bei ihrem Abscheiden, daß die Diener des Herrn sich am Altare ihrer Seelen erinnern, und für die Ruhe derselben opfern sollten. Der heilige Augustinus selbst erzählt uns dieses. Ich war zugegen, sagt er, ich befand mich beim Sterbebette meiner Mutter, welcher ich so viele Thränen gekostet habe. Man redete mit ihr von ihrer Beerdigung, sie aber sprach: Seid nicht so sehr für dieses sterbliche Fleisch bekümmert, denket vielmehr an meine Seele, und sorget dafür, daß ihr vor dem Altare des lebendigen Gottes den Werth ihrer Erlösung opfert. Es wußte nämlich diese fromme Mutter, daß man den Verstorbenen nichts nützlicheres erweisen könne, als wenn man für sie das Opfer der Versöhnung darbringt, oder wenigstens mit gebührender Ehrerbietigkeit bei demselben gegenwärtig ist. Denn eben dieses Blut, welches auf dem Calvarienberge zu unserem Heile vergossen wurde, fließt auf eine unsichtbare Weise über die Seelen des Fegfeuers hinab, es mildert die Heftigkeit ihrer Pein, oder löscht ihre Flammen gänzlich aus.

Zu dem Opfer der heiligen Messe gesellt sich das Gebet. Dieses bemerket die heilige Schrift ganz deutlich, da sie uns lehret, daß es ein heiliger und heilsamer Gedankt sei, wenn wir

uns der Todten erinnern, für sie beten, und unsere guten Werke für ihre Befreiung aufopfern. Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke für die Todten zu beten. 2. Macc. 12. Und gewiß, was könnte kräftiger, und den armen Seelen nützlicher sein, als das Gebet? Ist nicht das Gebet jenes Mittel, womit der Zorn Gottes besänftigt wird? Hat nicht Moses vermittelst des Gebets die Rache des Herrn gehemmt, und selbige von einem sündhaften Volke abgewendet? Haben nicht Elias und Elisäus vermittelst des Gebetes die Todten zum Leben erweckt? Hat nicht sogar Josua durch sein Gebet den Lauf der Sonne gehemmt? Und sagt nicht der Heiland selbst, daß alles, was die Menschen in seinem Namen von Gott verlangen werden, sie auch ganz gewiß erhalten sollen? Da wir also von der Kraft des Gebetes überzeugt sind, werden wir wohl zweifeln dürfen, daß selbiges auch den Seelen im Fegfeuer nützlich sei? Nein, meine Christen, hieran dürfen wir nicht zweifeln, die christliche Kirche lehret uns dieses, und geht uns mit ihrem Beispiele voran, da sie ohne Unterlaß für die Verstorbenen betet. Lasset uns also dieser heiligen Mutter gehorchen, und gleichfalls unsere Gebete zu Gott um die Befreiung dieser Seelen abschicken.

Das dritte Mittel, den Seelen im Fegfeuer Hülfe zu leisten, ist das Almosen. Unter diesem Worte verstehen die Gottesgelehrten nicht allein die Ausspendung gewisser Gelder, sondern auch alle Bußwerke, dergleichen das Fasten, Wachen und Entkräften des Leibes sind. Dieses nun vorausgeschickt, so frage ich euch, was euch hindert, die Erlösung jener Seelen zu beschleunigen? Wenn man etwa von euch euer ganzes Vermögen forderte; wenn man euch in die wilden Einöden Aegyptens verwiese, oder von euch begehrte, daß ihr euch täglich bis zur Vergießung des Bluts geißeltet: so könntet ihr noch ein Bedenken tragen, und die allzugroßen Beschwernisse vorschützen, obschon auch diese nicht zu groß wären, um das zu vergelten, was vielleicht jene für euch gethan haben, die ihr jetzt mit solcher Gleichgültigkeit leiden lasset. Allein, man verlangt nicht so viel von euch; man fordert nur etwas von euerem Ueberflusse, oder,

wenn ihr nichts Ueberflüssiges habt, ein geringes Almosen, wie jenes der Wittwe im Tempel war. Man fordert nur einen kleinen Abbruch in Speise und Trank; man fordert nur eine Viertelstunde, die ihr dem gewöhnlichen und vielleicht überflüssigen Schlafe entziehen sollet, um sie dem Gebete zu widmen; man fordert nur eine geringe Ueberwindung eurer selbst, die ihr euch um Gotteswillen anthun sollet. Diese und dergleichen andere Abtödtungen, wenn ihr sie Gott für die Verstorbenen opfert, werden ihnen in ihrer Pein große Linderung verschaffen; ihr könnet mit denselben die Pforte jenes feurigen Kerkers eröffnen; ihr könnet die Fessel dieser Gefangenen zertrümmern und könnet sie in die Freiheit der Kinder Gottes versetzen. Sehet, so leicht ist es, den Seelen im Fegfeuer Hülfe zu leisten. Und gleichwohl sieht man, leider, nur gar zu Viele, welche ihnen die leichte Hülfe versagen: sie verlassen sie in ihrem Elende, und sind nicht auf ihre Erlösung bedacht. Eine einzige heilige Messe, welcher sie mit Andacht beiwohnen, würde vielleicht hinreichend sein, selbige von ihrer Pein zu befreien. Aber wo sieht man den Gebrauch eines so kräftigen Mittels? Man findet sich zwar bei diesem großen Opfer ein, aber wie selten opfert man es für die Verstorbenen! Statt daß man mit möglichster Ehrerbietigkeit dabei erscheinen sollte, schweift man mit seinen Gedanken herum, oder beschäftigt sich mit eitlen und sündhaften Entwürfen. O wie ganz anders war das Verhalten der ersten Christen! Diese haben weder Schwert noch Feuer gescheuet, um nur der heiligen Messe beiwohnen zu können, und die Früchte derselben sich und den Seelen im Fegfeuer zuzueignen. Nun aber, da die Tyrannen gestorben sind, und die Kirche dieses große Geheimniß in Ruhe begehet, entfernt man sich von demselben; oder man erscheint so, als ob man nicht bei dem Opfer eines Gottes, sondern bei einem eitlen Schauspiele gegenwärtig wäre.

Glaubet ihr wohl, meine Christen, daß ein solches Betragen Gott angenehm, euch nützlich, und den Seelen im Fegfeuer zu ihrer Befreiung behülflich sei? Gewiß, wenn ihr dieses glaubet, so betrüget ihr euch sehr, weil ihr dadurch nicht Schätze der

Verdienste, sondern einen Schatz des Zornes sammelt zu euerer Verwerfung.

Was soll ich jetzt von dem Ablasse sagen, den ihr so leicht erlangen, und dem Verstorbenen zueignen könnet? Dieser Ablaß, wie ihr wisset, ist eine besondere Begnadigung des sichtbaren Kirchenhauptes, wodurch uns aus dem Schatze der Verdienste Jesu Christi so viel zugeeignet wird, als zur Tilgung unserer Sündenstrafen nothwendig ist. An eben dieser Gnade nehmen auch unsere Verstorbenen Theil; auch ihnen kann sie bittweise zugeeignet werden, und es kommt nur auf euch an, ob ihr sie ihnen zueignen wollet.

Machet euch also ein Mittel zu Nutzen, durch welches ihr den Ueberrest euerer Schulden bezahlen, und jene leidenden Seelen aus ihrer Pein erretten könnet. Wehe euch, wenn ihr euch hierin saumselig zeiget! Ihr habt zu fürchten, daß es euch einstens wie jenem Reichen im Evangelium ergehe, von welchem der Heiland bezeuget, daß er in die Hölle sei verstoßen worden. Sein Unglück, wie der heilige Augustinus bemerkt, rührte nicht daher, weil er reich war, sondern weil er den armen Lazarus in seinem Elende verlassen, und ihm mit seinem Ueberflusse nicht geholfen hatte. Ihr befindet euch jetzt in einem Stande des Ueberflusses, weil ihr durch ein jedes eurer Werke neue Verdienste sammeln, und euren geistlichen Schatz vermehren könnet. Wenn ihr nun bei solchem Ueberflusse eurer verstorbenen Brüder nicht eingedenk seid, und sie in ihrem Elende ohne Hülfe lasset, so werdet ihr Gott die strengste Rechenschaft zu geben haben. Vielleicht wird dieses Einzige, daß ihr jenen Unglücklichen auf eine so leichte Weise hättet helfen können und nicht geholfen habt, vieles zu eurer Verwerfung beitragen. Denn ihr wisset es, was der Heiland gesprochen hat: daß nämlich jene ein Gericht ohne Barmherzigkeit erwartet, welche sich unbarmherzig gegen andere verhalten. Was werdet ihr wohl einstens dem göttlichen Richter antworten, wenn er euch wegen eueres Kaltsinnes zur Rede stellen wird? Werdet ihr etwa sagen, daß es nicht in eueren Kräften stund, den Verstorbenen Hülfe zu leisten?

Oder werdet ihr sagen, daß man gar zu viel von euch gefordert habe? Ach, wie wenig wird euch diese Entschuldigung rechtfertigen! Denn man wird euch sodann überführen, daß es euch weder an den Mitteln mangelte, noch an den Kräften gebrach; sondern daß ihr ihnen helfen, und zwar ohne Beschwerde helfen konntet, aber aus Leichtsinn oder Trägheit ihnen diese Hülfe versagtet. O mein Gott! welch ein schreckliches Urtheil wirst du über diejenigen aussprechen, die sich so lieblos zeigen, und ihre unglückseligen Brüder in ihrer Pein verlassen!

Christen, die ihr mich höret, gehet doch in euch, und erweiset euch mitleidig gegen die Verstorbenen! Bedenket zu diesem Ende, daß es Seelen sind, die mit euch in der nämlichen Religion auferzogen, mit eben denselben Sakramenten genähret, und zu eben derselben Herrlichkeit bestimmt sind. Bedenket, daß sie zwar in der Liebe Gottes verschieden, aber noch von seinem Angesichte entfernt leben. Bedenket, daß sie die äußersten Schmerzen in dem Feuer leiden, und sich außer Stand befinden, sich einige Linderung zu verschaffen. Bedenket endlich, daß ihr ihnen auf eine leichte Weise helfen könnet, und vermöge des Gebots der Liebe ihnen zu helfen verbunden seid. Diese und andere dergleichen Beweggründe, die euch die Religion darbietet, sollen euch antreiben, euch mitleidig gegen die Seelen im Fegfeuer zu erweisen, und nichts zu unterlassen, womit ihr ihre Pein lindern könnet. Amen.

Auf den neunten Sonntag nach Pfingsten.

Von einer zweifachen Zerstörung.

„Sie werden dich und deine Kinder die in dir sind zu Boden schmettern, und in dir keinen Stein auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast.“ Luk. 19, 44.

Als Jerusalem das Erstemal zerstört und der größte Theil des Volkes in die babylonische Gefangenschaft abgeführt worden war, setzte sich Jeremias, der Prophet, auf die Trümmer der Stadt, weinte, seufzte bittern Herzens und weheklagte und sprach: „Wie sitzet einsam die Stadt, die so volkreiche! Wie eine Wittwe ist geworden die Herrin der Völker! Die Wege nach Sion trauern, weil Niemand zum Feste kommt, alle ihre Thore sind zerstört; der Herr hat seinen Altar verworfen, sein Heiligthum verflucht, in Feindes Hand gegeben die Mauern seiner Thürme.“ (Klagel. 1, 1. 4; 2, 7.) Heute, Geliebteste! weint der Sohn Gottes selbst über die unglückselige Stadt, denn er wandelt im Geiste unter ihren Trümmern, sieht vor sich das furchtbare Elend derselben, er sieht alle ihre Herrlichkeit zu Boden geschmettert, ihre Kinder ermordet oder verkauft, die Stätte verflucht, auf der sie gestanden, — und Thränen füllen sein Auge, heilige Thränen über ihre Verstocktheit und die furchtbare Strafe, die sie deßhalb treffen mußte. Doch, seine Thränen und seine Weissagung gelten nicht blos der Stadt Jerusalem, sondern auch allen verstockten Christen, die, wie sie, „die Zeit ihrer Heimsuchung nicht erkennen.“ Auch unter den Christen gibt es leider viele, die, wie die Juden, nicht erkennen, was zu ihrem Frieden dient, und die der Herr so oft um sich versammeln will, wie eine Henne

ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, die aber allezeit widerstreben, in ihrer Bosheit verharren, und darum die gerechte Rache des Himmels auf sich herabrufen. Und zwar trifft sie gleichnißweise die nämliche Strafe, wie sie einst die Stadt Jerusalem getroffen hat; denn die Zerstörung Jerusalems ist ein Vorbild der Zerstörung und Verwüstung, die in dem Sünder vorgeht. Eine zweifache Zerstörung haben wir also heute zu betrachten: 1) die Zerstörung Jerusalems; 2) die Zerstörung und Verwüstung in dem Sünder.

Erster Theil.

Seitdem die Römer einen Landvogt über das Judenland gesetzt hatten, gab es daselbst immer Unruhen, denn die Juden wollten sich an das fremde Regiment nicht gewöhnen. Freilich erlaubten sich die Landpfleger viele Ungerechtigkeiten, waren hart, hochmüthig, habsüchtig, und lachten die Juden aus, wenn sie ihnen mit Klagen drohten. Die Zahl der Unzufriedenen ward immer größer, und als der Landvogt Florus den Tempelschatz plünderte, kam es in Jerusalem zu einem Aufstande, in welchem dreitausend Juden auf dem Platze blieben. Aber in einem zweiten Auflaufe siegten sie und ermordeten sogar die römische Besatzung. Das war nun das Zeichen zum allgemeinen Aufstande, alle Städte und Flecken verweigerten den Gehorsam, Jerusalem rüstete sich eifrig zum Kriege. Nun rückte der römische Feldherr Vespasianus mit einem Heere von sechzigtausend Mann im Lande ein, eroberte in Galiläa und Samaria eine Stadt nach der andern. Viele Grausamkeiten kamen da schon vor: in Gamala z. B. warfen die Soldaten kleine Kinder von dem Schlosse herab; in Gadara trieben sie die Juden in den Jordan, wo bei fünfzehntausend um's Leben kamen, so daß das todte Meer, in welches die Leichname auf dem Flusse hinabschwammen, ganz voll von Todten ward. Aber das war nur ein Vorspiel der entsetzlichen Gräuel, die sich zu Jerusalem zutrugen, als der Feind nach der Eroberung von Galiläa und Samaria vor die Stadt rückte und sie belagerte. — Doch zuerst müssen wir uns die Stadt etwas näher anschauen.

Die Stadt Jerusalem lag auf drei Hügeln. Der eine, gegen Norden, trug die Oberstadt; der andere, gegen Süden, trug die Unterstadt; der dritte, gegen Osten, und Moriah genannt, trug den Tempel. Alle drei Hügel waren steil und abschüssig und durch tiefe Schluchten geschützt. Die Stadt hatte zwei Stunden im Umfange, und war mit drei außerordentlich starken Mauern umgeben, welche durch hundertvierundsechzig Thürme vertheidigt waren, worunter drei sich befanden, dergleichen es keine auf der ganzen Welt gab, denn sie waren so fest, daß sie gar nicht einzunehmen waren. Hinter diesen Thürmen lag der Palast des Herodes, der ebenfalls mit einer Mauer und mit Thürmen umgeben war, und dessen Pracht über alle Beschreibung geht. Da waren anmuthige Gärten und Lustwälder mitten in die Stadt hingezaubert, da waren unzählige Säle, wo immer hundert Gäste bei goldenen und silbernen Geschirren bewirthet wurden, da war der sogenannte Kaisersaal, worin Alles von Gold strahlte, und der Boden mit Marmor von den buntesten Farben gepflastert war. — Der Tempel war eine Festung in der Festung. Er lag auf einem starken Felsenberge und hatte ringsum drei Mauern. Der Platz, auf dem er stand, hatte eine halbe Stunde im Umfang. Das Tempelgebäude selbst war hundert Ellen lang und hundert zwanzig Ellen hoch, es war nicht aus gewöhnlichen Steinen aufgeführt, sondern aus ungeheuern Quadersteinen; die Wände waren von weißem, grünem und buntem geglätteten Marmor, und die Steine so wunderbar in einander gefügt, daß sie wie Wasserwellen in einander spielten, und die Beschauer meinten, sie stünden vor dem schäumenden und wogenden Meere. Das Gebäude war mit Goldblech bedeckt, und wenn die Sonne darauf schien, glänzte es wie Feuer, daß die Augen geblendet wurden. Die Thore waren mit Silber und Goldplatten verziert; an einem derselben hing der berühmte Weinstock des Königs Herodes, dessen Ranken und Blätter von Gold, dessen Trauben ellenlang und von puren Edelsteinen waren, und der im Laufe der Zeit durch immer neu angehängte Trauben so vergrößert wurde, daß er nicht weniger als fünfhundert Zentner Goldes wog, und

fünfzig Personen zu thun hatten, ihn von einem Orte zum andern zu rücken. Die Mauern des Heiligthums waren mit vergoldetem Cedernholz überkleidet, und mit allerlei schönen Figuren verziert: da hing der goldene siebenarmige Leuchter, da stand der prächtige Tisch mit den Schaubroden und der Weihrauchaltar, da hing der kostbare Vorhang, auf welchem der Lauf des gestirnten Himmels abgebildet war; da war überhaupt eine solche Pracht und Schönheit, daß damals das Sprüchwort galt: Wer den Tempel in Jerusalem nicht gesehen, hat nie etwas Herrliches unter die Augen gebracht. Der Tempel war durch die Burg Antonia geschützt, die gar nicht zu erstürmen war, denn der König Herodes hatte den Felsen, auf welchem sie lag, mit schlüpfrigem Marmor überzogen, so daß man nicht hinaufklettern konnte.

So war denn die Stadt Jerusalem mit ihren steilen Hügeln, ihren dicken Mauern und starken Thürmen, wenn sie von tapfern und klugen Männern vertheidigt wurde, gar nicht zu erobern. Allein der Herr hatte vorhergesagt, es werde kein Stein auf dem andern bleiben, und so mußte es geschehen.

Es trieben sich zu der Zeit, als die Juden im Aufruhre gegen die Römer begriffen waren, eine Menge verdächtiger Leute im Lande herum, die unter dem Vorwande, für das Vaterland zu streiten, Raub und Mord verübten, und ihre eigenen Landsleute nicht verschonten. Sie zogen schaarenweise nach Jerusalem und wurden dort willig aufgenommen, weil die Bürger Schutz von ihnen erwarteten; aber siehe da! diese vermeintlichen Freunde wurden bald die ärgsten Feinde. Wie Raubthiere fielen sie über die Einwohner her und verübten so furchtbare Gräuelthaten, wie seit Erschaffung der Welt nicht erlebt worden waren. Ein Mann, Namens Johann von Giskala, hatte mit einer Rotte von achttausend Räubern und Mördern den Tempel in Besitz genommen; ein anderer, Namens Simon, mit fünfzehntausend die Ober- und Unterstadt. Diese beiden schrecklichen Rotten waren die erbittertsten Feinde, lieferten sich täglich blutige Schlachten, und waren nur darin einig, daß sie alle friedlichen Leute plünderten und mordeten, so

daß, wer dem Johannes entging, dem Simon in die Hände fiel. Zu diesen zwei Parteien kam noch eine dritte unter Eleazar, welcher den Tempel eroberte und die Leute des Johannes über die Ringmauern des Tempels hinaustrieb. Simon ließ nun mit Pfeilen und schweren Steinen in den Tempel schießen, so daß Manche, die da beteten, selbst die Priester, die am Altare standen, davon getroffen wurden und todt zu Boden fielen. Als das jüdische Osterfest herankam, öffnete Eleazar den Tempel und ließ alles Volk hinein, aber während geopfert und gebetet wurde, schlichen sich Viele von des Johannes Anhang bewaffnet hinein, und brachten eine große Menge mitten im Heiligthum um. Dazu kamen die Feinde von Außen, welche der Stadt Tag und Nacht keine Ruhe ließen.

Zu diesem Uebel, dem Krieg, gesellten sich aber noch zwei andere Uebel, Hunger und Pest. Jerusalem hatte Getreidevorräthe auf mehrere Jahre, aber die Juden waren so sehr mit Blindheit geschlagen, daß jede Partei, wenn sie im Vortheil blieb, die Häuser des feindlichen Theils verbrannte samt dem Getreide darin. Die Noth wurde bald fühlbar; Niemand hatte mehr auch nur für Einen Tag zu essen; Eltern nahmen den Kindern die Speisen vom Munde weg; wo ein Haus geschlossen war, hatten die Aufrührer sogleich Verdacht, stürmten hinein, raubten die Nahrung und erwürgten die Bewohner; selbst unschuldige Kinder verschonten sie nicht, die Unmenschen ergriffen sie und schmetterten sie auf die Erde. Die Reichen gaben ihr ganzes Vermögen für einen Scheffel Getreide hin, und wenn sie es gegessen hatten, blieb ihnen doch nichts übrig als zu sterben. Dazu kam noch, daß Titus, welcher nach Erwählung seines Vaters Vespasianus zum Kaiser den Oberbefehl über das römische Heer übernommen hatte, rings um die Stadt eine Mauer aufführen ließ, daß kein Getreide hineingebracht werden und kein Jude entfliehen konnte. So wurde die Vorhersagung des Herrn buchstäblich erfüllt. „Es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Walle dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich beängstigen werden.“ Luk. 19, 43.

Wenn ein Jude, vom entsetzlichen Hunger getrieben, außerhalb der Stadt Kräuter suchte und dabei gefangen wurde, so wurde er von den Römern gekreuzigt; es verging kein Tag, ohne daß man fünfhundert ergriff, so daß die Römer zuletzt das Holz nicht mehr auftreiben konnten, um sie alle an's Kreuz zu schlagen. Vielen wurde von den römischen Soldaten der Bauch aufgeschnitten, weil man vermuthete, daß sie ihr Gold verschluckt haben möchten. In der Stadt selbst wurde das Elend immer größer; die Juden aßen altes Heu, die Riemen an den Schuhen, das Leder von den Schilden, ja eine Mutter verzehrte ihr eigenes Kind.

Die vielen Leichen verursachten das dritte Uebel — die Pest. Die vielen Tausende von Leichen, die man über die Stadtmauer geworfen hatte, und die vielen andern, die unbegraben in der Stadt herumlagen, verpesteten durch ihre Ausdünstung die Luft und erzeugten pestilenzartige Krankheiten. Die Leute fielen vor Hunger und Krankheit auf den Straßen um, die Todten konnte man nicht alle begraben. Mancher blieb in dem Grabe, das er für einen andern gemacht, selbst todt liegen; Viele machten sich selbst ihr Grab, legten sich hinein und erwarteten ihr Ende. Eine grauenhafte Stille herrschte in der großen, sonst so lebhaften Stadt, es hatte Niemand mehr so viele Kräfte, um sein Unglück zu beweinen, und so lange er es noch konnte, durfte er es nicht, denn die Aufrührer hätten ihn alsbald für einen Verräther gehalten und unbarmherzig niedergestossen.

Diese Gräuel dauerten fünf volle Monate. Die Römer waren inzwischen oft zurückgeschlagen worden, oft wurde ihr Sturmzeug verbrannt, oft wurden sie in ihrem Lager überfallen, oft verloren sie große Schlachten, so daß sie, die schon fast mit allen Völkern der Erde gekämpft hatten, nicht genug über die unerhörte Tapferkeit der Juden staunen konnten. Endlich aber nahte der Tag der Rache. Die ausgehungerte Stadt kann keinen Widerstand mehr leisten, die Feinde verbrennen die Vorstädte, durchbrechen die Mauern, und steigen auf den Tempelberg. Jetzt entsteht ein furchtbarer Kampf im Angesicht des Heiligthums; die Juden wehren sich wie rasend, sie füllen die Säulengänge

um den Tempel mit Holz, Schwefel und Erdpech, locken die Römer über die Mauern und verbrennen bei achttausend Mann. Allein endlich müssen sie doch der Uebermacht weichen, der Tod lauert überall auf sie. Titus hatte befohlen, den Tempel zu verschonen, allein seine Soldaten gehorchen jetzt nicht mehr dem Sohne des Vespasian, sondern dem Sohn Gottes, der geweissaget, daß vom Tempel kein Stein auf dem andern bleiben werde. Ein Soldat wird von einem seiner Gefährten in die Höhe gehoben, und schleudert in den nächsten Bau des Tempels einen Feuerbrand; schnell greift das Feuer in wilden Flammen um sich, die Juden erheben ein fürchterliches Geschrei und beginnen allesammt zu retten, selbst Titus eilt herbei und befiehlt zu löschen, allein seine Soldaten hören nicht auf ihn, sondern dringen in das Heiligthum und erdrosseln das arme Volk, das da Schutz gesucht hatte. Denket euch nun diesen ungeheuern Brand, so stark, daß man meinte, der ganze Tempelberg stehe in Flammen; denket euch das Getöse, da die hohen Säulengänge, die Mauern und die Gewölbe in Trümmer stürzen; das Jammern der Greise, der Kinder und Priester, die durch das Schwert umkommen; das vergoßene Blut, das in Strömen fließt und selbst die wüthenden Flammen theilweise auslöscht; das Geheul der Truppen des Johannes und Simon, die sich bemühen, die Römer zu verjagen; denkt euch dieses furchtbare Getöse der Zerstörung, des Schmerzes und des Todes, wovon das Thal Kidron und der Oelberg widerhallt! Es war ein grauenhaftes Schauspiel, eine schrecklich wahre Erfüllung der Weissagung Christi. Der 16. August des Jahres 70 nach Christus war der Tag der Zerstörung; es waren gerade sechshundertfünfundfünfzig Jahre, da die Babylonier im gleichen Monate und am gleichen Tage den ersten Tempel verbrannt hatten. In Jerusalem allein waren eine Million Juden umgekommen, denn sie waren aus ganz Judäa und andern Ländern zum Osterfeste zusammengeströmt und von der Belagerung überrascht worden. Was übrig blieb, wurde zu Gefangenen gemacht und um einen Spottpreis losgeschlagen. Einst hatte Einer aus den Juden den Herrn um dreißig Silberlinge verkauft, jetzt

wurden ihrer Dreißig um Einen Silberling verkauft. Bei dreitausend aber nahm Titus mit sich nach Cäsarea, und auf den Geburtstag seines Vaters verbrannte er sie oder warf sie den wilden Thieren vor. Die Stadt Jerusalem aber ließ er von Grund aus schleifen, so daß Niemand glauben möchte, hier habe Jemand gewohnt; nur die drei Thürme, von deren Festigkeit ich euch früher gesagt und die von den Juden aus Furcht verlassen worden waren, ließ er stehen, zum Denkmal, daß nicht durch menschliche Gewalt, sondern nur durch den Zorn Gottes die Juden in seine Hände gefallen. Doch nicht blos Jerusalem wurde so verwüstet, sondern fast alle Städte in Judäa, Samaria und Galiläa. Und bis auf den heutigen Tag büßet das Land die Thränen, die der Herr über die Hauptstadt geweint, und den Weheruf über seine Städte. Kapharnaum, wo einst der Herr gewohnt, steht nicht mehr; Chorazin und Bethsaida sind von der Erde verschwunden, als wären sie nie da gewesen; Naim ist ein armseliger Schutthaufen; wo Jericho gestanden, erhebt jetzt nur noch ein einziger Palmbaum verlassen sein Haupt; Schakale irren über die dürre Haide, und Wölfe dringen bis zu den Wohnungen der Menschen vor; der Hirte am Karmel wird des Nachts von Panthern und Leoparden angegriffen; am Tabor hat der Tiger seine Höhle aufgeschlagen und lauert neben der Schlange im hohen Grase auf die Fußtritte der Vorübergehenden. Auf dem ganzen galiläischen Meere, wo einst Seeschlachten geschlagen wurden, rudert jetzt noch ein einziger schlechter Fischerkahn; die einst himmlische Gegend Gennesareth ist wüst und öde; Erdbeben erschüttern das Land, zerknicken die Städte über sich wie Halme und rütteln sie wie Spreu durcheinander, daß nur Trümmer von ihrem Dasein sprechen. Jerusalem ist eine unbedeutende Stadt und gehört nicht mehr den Juden; der Tempel ist nie mehr aufgebaut worden, auf dem Platze steht jetzt eine türkische Moschee. Die Juden selbst sind unstät und flüchtig auf Erden, wie Kain, der Abel, den Gerechten, erschlug.

Sehet, so strafte Gott das auserwählte Volk, weil es den Tag seiner Heimsuchung nicht erkannte. So straft Gott auch

die Christen, welche den Tag ihrer Heimsuchung nicht erkennen und dem Rufe Gottes einen hartnäckig bösen Willen entgegensetzen.

Zweiter Theil.

Die Zerstörung Jerusalems ist ein Bild der Zerstörung und Verwüstung, die in dem Sünder vorgeht. Dieß will ich euch, Geliebteste! mit der Gnade Gottes jetzt zeigen. Beherziget meine Worte wohl!

Als der römische Feldherr Titus hörte, wie greuelhaft es in Jerusalem zuging, und seine Freunde ihn aufforderten, er möge doch schnell diesem Elende ein Ende machen, da sprach er: „Ich will zuwarten, bis sie sich selbst genug geschadet haben; dann will ich erst über sie herfallen und sie vollends zu Boden schmettern als Rächer im Namen Gottes.“ So, Geliebteste! verhält es sich mit jedem Sünder. Zwei gefährliche Streiche hat er zu fürchten: einen, den er sich selber gibt, weil Jeder, der die Bosheit liebt, sich selber haßt (Ps. 10, 6), und einen, den ihm Gott gibt, und der viel gefährlicher ist als der erste.

Der Psalmist sagt von den Sündern (36, 16): „Ihr Schwert soll ihr Herz durchbohren und ihr Bogen soll zerbrochen werden.“ Zwei Waffen hat also der Sünder in seiner Hand: einen Bogen, um in die Ferne zu schießen, und ein Schwert, um in der Nähe zu hauen. Du vermessener Mensch! du schießest mit dem Bogen, mit dem Pfeile in die Höhe wider den heiligen Gott, so oft du fluchst, Gott lästerst, das Heilige höhnst; du bist so froh, deinen Zorn an dem Allmächtigen auszulassen, als ob Gott dein Feind wäre und du ihm etwas anhaben könntest: aber was kannst denn du Erdenwurm Gott schaden? Meinst du, Gott verliere dadurch an seiner Ehre, daß du ihn lästerst? Du thörichter verblendeter Mensch, du schießest deine Pfeile wider Gott ab, aber sie kommen nicht zu ihm, du vermagst nichts wider ihn, du schießest nur wider dein eigenes Seelenheil, dein Bogen zerbricht in deiner Hand.

Allein nicht genug, daß der Bogen zerbricht: der Sünder hat auch ein Schwert in seiner Hand, das den Streich gegen

ihn selber führt. Du bist z. B. rachsüchtig, du rächst dich auch wirklich an deinem Feinde: aber zuerst rächst du dich an dir selber und führst einen schlimmen Streich gegen dich selber, denn durch deine Rachsucht wird dein eigenes Herz boshaft, grausam, heimtückisch, voll Gift und Galle, du verlierst deine frühere Freudigkeit und hast so manche finstere Stunde. Oder du bringst unrechtmäßiger Weise fremdes Gut an dich: aber siehe! ehe du das Eigenthum deines Nächsten raubest, raubest du dir selber ein hohes Gut, die Rechtschaffenheit, und dein Mammon läßt dir keine Ruhe Tag und Nacht, aus Sorge vor Dieben und Räubern. Oder du sagst fälschlich Böses über deinen Nächsten aus und thust ihm Schmach an: aber damit thust du auch dir selbst Schmach an, denn bald wird entweder deine Verläumdung entdeckt, oder Gleiches mit Gleichem vergolten werden. Oder du suchst eine Person des andern Geschlechts zu Fall zu bringen, und stellst ihr vielleicht Jahre lang nach, bis es dir gelingt, aber was hast du dann davon? Wohl hast du eine unsterbliche Seele um ihre Unschuld gebracht, aber auch deine eigene Unschuld ist verloren gegangen, und ein Feuer hast du in dir angezündet, welches deine Eingeweide frißt. Dem Sünder geht es wie den Juden. Diese nahmen den Simon und Johannes mit ihren Rotten in die Stadt auf, weil sie sich Gutes von ihnen versprachen: auch die Sünde verspricht dem Menschen Gutes, Lust und Wonne, aber wenn er sie aufnimmt, so fällt sie über ihn her wie ein wildes Thier und zerfleischt ihn. Vor der Zerstörung Jerusalems schrie ein Mensch am Laubhüttenfest in Einem fort: Eine Stimme vom Aufgange, eine Stimme vom Niedergange, eine Stimme von den vier Winden, eine Stimme über Jerusalem und den Tempel, eine Stimme über die Männer und Weiber, eine Stimme über alles Volk. Die Juden hörten diese Stimme nicht gerne, sie sperrten den Menschen ein und brachten ihn so zum Schweigen. So schreit das Gewissen, wenn eine schwere Sünde begangen wird, aber der Sünder sucht es zum Schweigen zu bringen, und je frecher er fortsündigt, desto stiller wird es auch, bis es zuletzt ganz schweigt. Seht, Andächtige! das ist

ein neuer Streich, den sich der Sünder selber versetzt. Wenn einmal sein Gewissen schweigt, dann hat er den Kelch bis auf die Hefe geleert, von dem der Prophet Isaias sagt, daß er den ganzen Menschen betäube! Nunmehr frevelt er ohne Unruhe, denkt ohne Schmerz an seine Sünden, beichtet sie vielleicht, aber ohne Zerknirschung, fällt wieder darein ohne Furcht, verharrt darin ohne Kummer, und stirbt endlich darin ohne Buße. Und jetzt?

Jetzt fällt der zweite Streich auf ihn, der noch viel gefährlicher ist als der erste. Der Feldherr Titus war ein überaus gütiger Mann; wenn er einen Tag hingehen ließ, ohne Jemandem eine Wohlthat zu erweisen, so pflegte er zu sagen: „Heute habe ich einen Tag verloren!“ Darum nannte man ihn auch die Zierde und Wonne des Menschengeschlechtes. Diese seine Güte bewies er auch vor Jerusalem: er hatte Mitleid mit dem Volke und wollte ihm alle Nachsicht angedeihen lassen; er ließ darum die Stadt mehrmals auffordern, sich zu ergeben, gerne hätte er sie und ihre Einwohner verschont, und nur ihre Hartnäckigkeit zwang ihn zu so harten Maßregeln. Aber nun war auch die Strafe um so furchtbarer, je größer seine Güte gewesen war. So wird auch Gott der Herr den Sünder um so furchtbarer strafen, je gnädiger er gegen ihn gewesen. Ich habe durch das Gewissen zu dir geredet, wird er dereinst zu ihm sprechen, ich habe dich mit Unglück heimgesucht, ich habe dir Gesundheit und langes Leben gegeben, ich habe dir vor Augen gestellt, wie furchtbar die Sünder oft schon in diesem Leben gestraft werden, Alles, um dich zu bessern, ich habe dir die heiligen Sakramente gegeben, den heilsamen Einfluß des kirchlichen Lebens, das erbauliche Beispiel der Gerechten, ich habe dich auf meinen Armen in's Himmelreich tragen wollen, aber es hat Alles nichts genützt; nun aber ist die Zeit der Gnade vorüber, meine Gnadenerweisungen sollen aber nicht verloren sein, nein, in meinem Schoße will ich sie sammeln, sie zu Pfeilen schmieden und auf dich abschießen, daß sie dich durchbohren; ewig soll dich der Vorwurf peinigen, daß ich dir so viel Gutes gethan und du so undankbar und verblendet gewesen. — Ja, die Güte Gottes ist eine der vornehm-

sten Ursachen der ewigen Pein, wie die heilige Schrift bezeugt: „Gleichwie der Herr sich erfreuet hat, euch Gutes zu thun, so wird er sich erfreuen, euch zu vertilgen und auszurotten . . . . wenn ihr seinen herrlichen Namen nicht fürchtet.“ (5. Mos. 28.)

Weil die Juden demjenigen nicht gehorchen wollten, welcher gesagt hat: „Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht,“ so wurden sie Räubern und Mördern übergeben, die in Jerusalem wie Kinder des Satans hausten; weil sie eine gelinde Herrschaft verachteten, so wurden sie einer grausamen übergeben. So ergeht es dem Sünder. Gott will über den Menschen herrschen, nicht weil seine, sondern weil des Menschen Glückseligkeit von ihm abhängt; wenn aber der Mensch seine Majestät verachtet, dann spricht er zu ihm: „Weil du nicht gedienet hast dem Herrn deinem Gott, in der Freude und Wonne deines Herzens, bei dem Ueberfluße aller Dinge, sollst du deinem Feinde dienen, den der Herr über dich senden wird, in Hunger und Durst und Blöße und aller Noth: er wird ein eisernes Joch auf deinen Nacken legen.“ (5. Mos. 28, 47. 48.) Wer ist dieser Feind? Der Satan. Ja, Satan wird über Den herrschen, der Gott nicht über sich hat herrschen lassen wollen. Welch ein Herr ist aber der Satan! Er ist ein gewaltthätiger Herr, während Gott ein rechtmäßiger ist; er ist ein boshafter Herr, während Gott ein wohlthätiger ist; er ist ein Tyrann, während Gott ein Vater ist; bei ihm ist Hunger, Durst, Blöße und äußerste Dürftigkeit, während bei Gott Freude und Wonne und Ueberfluß ist; er hat nur Freude daran, Haß, Zwietracht, Feindschaft zu stiften und Alle, die ihm übergeben sind, so furchtbar elend zu machen, als er selber ist. Gleichwie vor der Zerstörung Jerusalems eine Stimme im Tempel erschallte: „Lasset uns von dannen ziehen,“ so zieht auch der heilige Geist aus dem Tempel Gottes, dem Menschen, wenn er in der Sünde verharrt, und läßt Satan über ihn Herr werden. Wenn wir nun, Geliebteste! einen so gräßlichen Zustand erwägen, und erwägen, derselbe werde ewig dauern: sollten wir da nicht im Innersten erbeben und uns fürchten, zu fallen in die Hände des lebendigen Gottes?

O, so bekehret euch, ihr Sünder, bekehret euch, so lange es noch Zeit ist! Tröstet euch nicht, daß es noch Zeit mit der Bekehrung habe, da ja der Tod noch ferne sei. Der Tod ist uns immer nahe, keinen Augenblick sind wir vor ihm sicher. Im Frühling war Jerusalem noch eine blühende Stadt, im Sommer darauf war sie schon ein Schutthaufen. Darum seid bereit, denn ihr wißt weder den Täg noch die Stunde. Lernet an dem Schicksal der unglücklichen Stadt, wie schwer Gott die verstockten Sünder bestraft, und fürchtet euch vor den zwei schrecklichen Streichen, die unfehlbar sie treffen.

Ein neues Jerusalem wird einst von Gott aus dem Himmel herabsteigen, eine herrliche Stadt, die die Klarheit Gottes hat und deren Lichtglanz gleich einem köstlichen Steine ist, wie Jaspisstein, wie Krystall; die zwölf Thore sind zwölf Perlen, jegliches Thor ist aus einer Perle, und die Gassen der Stadt sind reines Gold, wie durchscheinendes Glas; ein Tempel ist nicht darin, denn ihr Tempel ist der Herr, der allmächtige Gott und das Lamm; und die Stadt bedarf weder der Sonne noch des Mondes, daß sie leuchten in ihr, denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie und ihre Leuchte ist das Lamm; und die Völker werden in ihrem Lichte wandeln und die Könige der Erde werden ihre Herrlichkeit und Ehre in sie bringen, und es wird darin weder Tod noch Trauer noch Schmerz mehr sein. Aber in diese heilige Stadt wird nichts Unreines eingehen, noch was Greuel liebt und Lüge, sondern nur die, welche im Lebensbuche des Lammes eingeschrieben sind. Auf die Herrlichkeit dieses himmlischen Jerusalems richtet voll Sehnsucht euer Auge, Geliebteste! bietet Alles auf, damit ihr dereinst, in diese heilige Stadt aufgenommen, das Angesicht Gottes schauet und seinen Namen auf euern Stirnen traget. Amen.

Auf den zehnten Sonntag nach Pfingsten.

Von der Verachtung des Nächsten.

„Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Räuber, Ungerechten, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner." Luk. 18, 11.

Wer sollte nicht vermeinen, daß der Pharisäer, von welchem das heutige Evangelium redet, ein frommer, und in den Augen Gottes gerechtfertigter Mann sei? Er kommt in den Tempel, um allda sein Gebet zu verrichten: er dankt Gott für die Gnaden, die er ihm so reichlich mitgetheilt hat; er legt allda ein öffentliches Bekenntniß seiner Frömmigkeit und seiner guten Werke ab; er bezeugt von sich selbst, daß er den Ausschweifungen anderer Menschen nicht ergeben sei, daß er sich weder mit ungerechtem Gute belade, noch Andere um das Ihrige bringe, noch auch das Ehebett seines Nächsten beflecke, kurz, daß er ohne Sünde, und folglich weit von dem Publican entfernt sei. Da er aber wußte, daß zur Erlangung des Himmels nicht genug sei, sich von der Sünde zu enthalten, sondern, daß man sich auch im Guten üben müsse, so offenbart er auch seine Tugenden, er bekennt, daß er zweimal in der Woche faste, und daß er von allen seinen Einkünften den Zehnten entrichte.

Sehet, meine Zuhörer, dieß war der Zustand jenes Pharisäers; einen so frommen und erbaulichen Wandel hatte er geführt. Und gleichwohl versichert uns der Heiland, daß er nicht gerechtfertigt, sondern von Gott verworfen worden; da indessen der Publican, der nach seinem eigenen Geständnisse ein großer

Sünder war, und der sich wegen der Menge seiner Sünden nicht getrauete, seine Augen gegen den Himmel zu erheben, sondern nur von ferne stund, und Gott um Gnade bat, gerechtfertigt aus dem Tempel hinwegging. Aber warum dieses? Darum, sagt das heutige Evangelium, weil der Pharisäer aus der Zahl derjenigen war, die auf sich selbst vertrauen, als ob sie gerecht wären, und eben darum andere verachten: da hingegen der Publican seine Fehltritte erkannte, Gott um Verzeihung bat, und sich selbst unter alle Menschen herabsetzte. Es war also der Hochmuth des Pharisäers, der sich besser denn andere zu sein dünkte, und sie eben darum verachtete, die einzige Ursache seiner Verwerfung.

Zu wünschen wäre es, meine Zuhörer, daß dieses nur das Unglück eines Pharisäers wäre, und nicht auch das Schicksal vieler Christen. Allein, wenn man ihren Zustand betrachtet, so findet man, daß viele in die Fußstapfen dieses Unglückseligen treten, sich besser denn Andere zu sein einbilden, und mithin Andere verachten. Ist es denn also nicht billig, daß man sich diesem reissenden Strome des Verderbens entgegen stelle? Ist es nicht billig, daß man die Christen dem ewigen Untergange entreiße, indem man sie von einem so abscheulichen Laster, dergleichen die Verachtung ihres Nächsten ist, zurückhält?

Ja, Geliebteste! es ist dieses nicht allein billig, sondern auch nothwendig. Ich habe mir deßhalb vorgenommen, euch in dieser Predigt zu ermahnen, daß ihr euch niemals erkühnet, euren Nebenmenschen zu verachten, und dieses aus drei wichtigen Ursachen, die eben die Abtheilung derselben ausmachen werden; erstens: weil ein Jeder unter uns seine eigenen Fehler hat; zweitens: weil derjenige, den man verachtet, vielleicht vor Gott weit besser ist, als wir sind; und drittens: weil wir mit der Zeit weit schlechter werden können, als jener, den wir verachten. Sehet, hierin wird der ganze Inhalt dieser Rede bestehen.

Herr, der du uns durch deinen Apostel verkündigen läßt, daß du den Hochmüthigen widerstehest, den Demüthigen aber deine Gnade verleihest, laß uns von dem Publican die seltene Kunst erlernen, nicht Andere, sondern uns selbst zu verachten,

damit wir ebenfalls vor deinem Angesichte gerechtfertiget aus diesem Tempel hinweggehen!

Erster Theil.

Die erste Ursache, Niemand zu verachten, ist diese, weil ein Jeder unter uns seine eigenen Fehler hat. Denn wer ist, der in Wahrheit sagen könnte, daß er ohne allen Fehler sei? Wer saget, daß er ohne Sünde sei, schreibt der heilige Johannes, der ist ein Lügner. Wenn wir aber Alle unsere Fehler haben, so haben wir ja keine Ursache, Andere zu verachten, weil wir eben nicht besser sind, als diejenigen, die wir zum Gegenstande der Verachtung machen. Indessen ist doch dieses etwas Gewöhnliches; man ist blind gegen die eigenen Fehler, und vergibt sich dieselben ohne Mühe; auf die Fehler des Nächsten aber, ist man sehr aufmerksam, man erkennet die mindesten derselben, und glaubt dadurch ein Recht zu erhalten, seinen Nebenmenschen zu verachten. Selbst die heilige Schrift lehret uns dieses zur Genüge.

David, der König, befleckte das Ehebett des Urias; er mißbrauchte die Bethsabe zu seinen unreinen Lüsten. Damit aber dieses Laster in den Augen der Menschen verborgen bleibe, befahl er, den unschuldigen Urias an die Spitze des Kriegsvolkes zu stellen, auf daß er von den Feinden getödtet würde. Es hatte also David mit dem Ehebruche den Todtschlag vereinbart. Aber, wie dachte David von sich selbst? Er war blind gegen sein eigenes Verbrechen, und wollte nur Fremde bestrafen. Nathan, der Prophet, trat im Namen Gottes zu dem Könige. Zwei Männer, sagte er, wohnten in einer Stadt beisammen; der eine war reich, und hatte alles im Ueberfluße, der andere war arm, und hatte nichts, als ein einziges Schäflein, so er zärtlich liebte. Nun geschah es, daß ein Fremdling zu dem Reichen kam, den er nothwendig bewirthen mußte; um aber seine eigenen Schafe zu sparen, nahm er dem Armen das Seinige mit Gewalt, tödtete es, und setzte es dem Fremdlinge vor. So redete der Prophet zu David und verlangte von ihm sein Urtheil hierüber. Dieser

säumte auch nicht, dasselbe zu fällen. Wie? sagte er, dieß hat der Reiche gethan? Fürwahr, dieß ist eine Ungerechtigkeit, die ihn des Todes schuldig macht; er soll sterben. So wahr der Herr lebt, ist er ein Kind des Todes. 2. Kön. 12. Sehet, so blind war David in seinem Betragen; den Ehebruch und den Todtschlag, den er selbst begangen hatte, achtete er für nichts; aber den Raub eines Schäfleins, so der Reiche begangen hatte, wollte er mit dem Tode bestrafen. O, wie oft äußert sich noch ein Gleiches unter den Christen! Sie sehen ihre eigenen Fehler nicht, ob sie schon von großer Wichtigkeit sind; aber die kleinsten Fehler ihres Nächsten werden von ihnen erkannt und bestraft. Der Geizige ist blind gegen seinen Geiz, und tadelt den Freigebigen als einen Verschwender. Der Ausgelassene ist blind gegen seine Ausgelassenheit, und verachtet die Frommen als Heuchler. Der Rachgierige ist blind gegen seine Rachgierigkeit, und hält die kleinsten Fehler seines Nächsten für große Laster.

Fürwahr, hier wird erfüllt, was der Heiland bei dem heiligen Matthäus im 7. Kapitel gesprochen hat. Man sieht nämlich in den Augen seines Bruders einen Splitter, aber in seinen eigenen Augen sieht man ganze Balken nicht. O möchten wir doch dem Rathe dieses göttlichen Lehrmeisters nachkommen! Möchten wir doch zuvor in uns selbst gehen, und unsere Vergehen untersuchen, bevor wir uns erkühnen, die Mängel des Nächsten zu bemerken, um sie deßhalb zu verachten! Gleißner, sagte Jesus Christus, zieh' zuvor den Balken aus deinem eigenen Auge, alsdann sei beflissen, den Splitter aus dem Auge deines Nächsten zu ziehen!

Eben diese Lehre gab er einstens den Juden, da sie ihm eine Ehebrecherin vorführten, auf daß sie gesteiniget würde, wie zu lesen ist bei dem heiligen Johannes im 8. Kapitel. Jesus Christus läugnete nicht, daß sie strafbar sei; er bekannte ihnen, daß sie nach dem Gesetze Moses sollte gesteiniget werden; aber er fügte ihnen die Bedingung hinzu, daß derjenige, der ohne Sünde wäre, den ersten Stein ergreifen und auf sie werfen sollte: „Der von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“

Es wußte nämlich der Heiland gar wohl, daß die Juden voll Sünden und Laster wären; und daß ihre Sünden vielleicht grösser und abscheulicher, als jene der Ehebrecherin, wären; weil sie aber ihre eigenen nicht erkennen wollten, so hat er sie durch solche Antwort daran erinnert, und damit sie dieselben noch deutlicher einsähen, neigte er sich zur Erde, und schrieb die Sünden eines Jeden in den Staub. Dieß war auch schon genug, sie von ihrem Vorhaben abwendig zu machen; denn sie gingen ganz beschämt aus dem Tempel hinweg, und waren nicht mehr besorgt, die Ehebrecherin zu steinigen, weil sie wahrnahmen, daß ihnen ein gleiches Schicksal, ja vielleicht ein noch weit schärferes, widerfahren müßte. Wollte Gott, wir dächten eben so, wie die Juden! O wie wenig würden wir uns erkühnen, unsern Nächsten wegen seiner Fehltritte zu verachten, weil wir erkennen würden, daß wir selbst unsere Fehler haben, die vielleicht noch größer, als jene des Nächsten sind! Wir würden bei allen dergleichen Anläßen uns eben dasjenige sagen, was Christus zu den Juden sagte: „Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie." Da nun aber keiner von uns ohne alle Sünde ist, da ein Jeder seine Schwachheiten und Gebrechen mit sich herumträgt, so haben wir ja keine Ursache, die Schwachheiten der Andern zu tadeln, oder sie darum zu verachten.

Und gewiß, wäre das wohl vernünftig? hieße das christlich handeln? Wir wollen Andere verachten, weil sie menschliche Fehler haben: räumten wir ihnen dadurch nicht selbst das Recht ein, uns wiederum zu verachten? Und wenn diese Verachtung von beiden Seiten geschähe, wie würde dann das Band der Liebe bestehen? Was würde endlich aus dem Christenthume werden? Befiehlt denn nicht der Apostel mit ausdrücklichen Worten, daß einer des andern Fehler tragen solle? Ach, die wilden Thiere selbst ertragen sich einander; eine Krähe, wie man zu sagen pflegt, hackt der andern die Augen nicht aus. Und die Menschen, die mit Vernunft begabt sind, und welchen selbst die Natur das Gesetz der Liebe in ihre Herzen gegraben hat, diese sind so grausam, daß sie den Nächsten hassen, und wegen gewisser Schwach-

heiten, von denen sie doch selbst nicht befreit sind, ihn verachten. Ist dieses nicht eine verabscheuungswürdige Sache? O möchten wir doch, nach dem Sprüchworte, vor unserer eigenen Thüre kehren! Sehen wir auch zuweilen Fehler an unserm Nächsten, so müssen wir uns hüten, ihn deßhalb zu verachten. Wir müssen bei uns denken: Ich habe selbst meine Fehler, warum sollte ich Andere wegen der ihrigen verachten?

Sollte aber dieses noch nicht hinreichend sein, uns von der Verachtung des Nächsten zurückzuhalten, so müssen wir zugleich denken, daß vielleicht derjenige, den wir verachten, in den Augen Gottes weit besser sei, als wir. Dieß ist der zweite Beweggrund, und macht den zweiten Theil meiner Rede aus.

Zweiter Theil.

Das Urtheil über unsere und über fremde Fehler ist keine Sache, die uns Menschen zusteht. Gott hat sich dasselbe vorbehalten, weil er allein derjenige ist, der vermöge seiner Weisheit alles einsieht, was sich auf Erden zuträgt, und wie ein Jeder beschaffen ist. Wir haben also kein Recht, von unserm Nächsten zu urtheilen, und wenn wir auch ein Recht hierzu hätten, so wären wir doch nicht im Stande, ein gerechtes Urtheil zu fällen, weil uns der angeborne Stolz und unsere Eigenliebe öfters verblenden, und weil wir weder die That selbst, noch auch die Absichten des Nächsten recht erkennen. Wir handeln also sehr thöricht, wenn wir unsern Nächsten für lasterhaft halten, da wir doch nicht wissen, ob er in den Augen Gottes nicht besser sei, als wir sind. Denn dieß ist ein Geheimniß, das wir nicht erforschen können, es ist Gott allein bekannt. Kein Sterblicher, sagt der weise König, kann auf Erden wissen, ob er bei Gott der Liebe, oder des Hasses würdig sei. Pred. 9, 1. Und gewiß, waren nicht Jakob und Esau Kinder von denselben Eltern? waren sie nicht Zwillinge? lagen sie nicht beide zugleich in dem Leibe der Rebekka? scheinen sie nicht unserm Urtheile nach gleiches Recht auf die Gnade Gottes gehabt zu haben? Allein wie unerforschlich, o Gott, sind deine Urtheile! Noch ehe sie geboren

waren, hast du schon Einen dem Andern vorgezogen; du sagtest schon damals: Jakob habe ich geliebet, und Esau habe ich gehasset. Hieraus lernen wir, daß Gott seine Gnaden nach Belieben austheilet; er erbarmet sich, sagt der heilige Paulus, wessen er will, und verstoßt, welchen er will. Röm. 9, 18. Wer wird bei solcher Bewandtniß sich schmeicheln dürfen, daß er besser, als Andere sei? Es wird zwar ein Pharisäer auftreten, der behauptet, daß er weder ein Räuber, noch ein Ungerechter, noch ein Ehebrecher sei; er wird Tugenden aufzuweisen haben, welche Merkmale seiner Frömmigkeit sind, und die ihn allem Ansehen nach weit über Andere hinauf setzen: ist er aber deßwegen versichert, daß ihm nicht Andere vorgezogen werden, und zwar Menschen, die dem Scheine nach Sünder sind? Haben wir nicht davon einen Beweis im heutigen Evangelium? Wer hätte sich wohl eingebildet, daß der Pharisäer dem Publican nachgesetzt, und dieser vor jenem sollte gerechtfertiget werden? Indessen bezeuget es der Heiland selbst. Die einzige Hoffart, die der Pharisäer in seinem Herzen unterhielt, war schon genug, ihn bei Gott verhaßt zu machen; dieser wenige Sauerteig verdarb die ganze übrige Masse seiner Tugend und Gerechtigkeit. Man muß also niemals auf sich selbst vertrauen; gesetzt auch, daß wir frömmer leben, als Andere, so sind wir doch nicht versichert, ob nicht Gott etwas an uns bemerkt, was ihm mißfällt, wodurch wir in seinen Augen weit geringer, als Andere sind. Eben diejenigen, die wir für mangelhafte und nichtswürdige Leute halten, können etwas an sich haben, wodurch sie sich die göttliche Huld erwerben. Sie haben zwar ihre Fehler, aber vielleicht erkennen sie dieselben, und bitten Gott um Verzeihung; vielleicht geben ihnen eben diese Fehler Anlaß zu einer wahren Demuth; und vielleicht rettet sie eben diese Demuth, wie sie den Publican gerettet hat, da hingegen unsere Hoffart alles Gute, das wir an uns haben, zu Grunde richtet, und uns in den Augen Gottes verhaßt macht.

Endlich, was ist denn das Gute, so wir an uns haben? Was sind unsere Tugenden? Können wir wohl sagen, daß sie jenen der Pharisäer gleich kommen? Fasten wir denn alle Wochen

zweimal, und so streng, wie die Pharisäer? Sind wir im Handel und Wandel so gerecht, wie die Pharisäer? Geben wir so vieles Almosen, wie die Pharisäer? Reisen wir durch Wasser und Land, Ungläubige zu bekehren, wie die Pharisäer? Und dennoch wurden diese Männer bei aller ihrer Tugend von Gott verworfen, weil es ihnen an der Demuth ermangelte! Wird es uns wohl besser ergehen, wenn wir uns Andern vorziehen, sie für lasterhaft halten, und sie verachten? Kann es denn nicht geschehen, daß solche Menschen ebenfalls ihre geheimen Tugenden haben? O, wie oft hat es sich schon ereignet, daß Mancher, der dem äußerlichen Scheine nach nichts Gutes an sich hatte, im Verborgenen die herrlichsten Werke verrichtete, wodurch er das ganze Augenmerk Gottes auf sich zog! Einige Heller, die jenes arme Weib in den Schatzkasten legte, waren für sie weit verdienstlicher, als ganze Summen Geldes, so die Pharisäer hineinwarfen. So können auch Manche, die wir verachten, vor Gott ein Werk verrichten, welches ihm weit angenehmer, und ihnen verdienstlicher ist, als diejenigen sind, auf die wir so stolz sind. Denn Gott urtheilt ganz anders, als die Menschen; diese geben nur auf das Aeußere Acht, aber Gott sieht auf das Innere, und urtheilt hiernach über den Werth.

Da wir nun dessen überzeugt sind, wie dürfen wir uns wohl erkühnen, unsern Nebenmenschen zu verachten, von dem wir doch nicht wissen, ob er in den Augen Gottes nicht besser sei, als wir?

Gesetzt aber auch, wir wüßten zuverlässig, daß wir jetzt besser sind, als derjenige, den wir verachten, sind wir dann auch versichert, daß wir allezeit so bleiben werden, wie wir jetzt sind? Können wir später nicht viel schlechter werden, als unser Bruder ist?

Ja, liebe Zuhörer, dieß kann geschehen, wie ihr noch im dritten Theile vernehmen werdet.

Dritter Theil.

Denn was ist alles Gute, das wir besitzen? Ist es nicht ein freiwilliges Geschenk des Himmels? Können wir wohl dasselbe unsern Verdiensten zuschreiben? Was hast du, fragt der Apostel, 1. Cor. 4, 6., so du nicht empfangen? Hast du es

aber empfangen, was rühmest du dich, als ob du es nicht empfangen hättest? Wir haben es also Gott, nicht uns, zuzuschreiben, daß wir sind, was wir sind: er hat es uns verliehen, und es steht in seinem Belieben, uns dasselbe wiederum zu nehmen. Wenn wir nun diese Gaben mißbrauchen, wenn wir uns wegen derselben überheben, und Andere deßhalb verachten: setzen wir uns nicht der Gefahr aus, sie wiederum zu verlieren? Denn der Heiland selbst hat es gesagt: Wer sich erhöhet, der wird erniedriget werden. Luk. 18, 14. Wenn wir auch noch so vollkommen, dabei aber nicht demüthig sind, so wird es geschehen, daß uns Gott seine Gnade entzieht, wir in Folge davon den Weg der Vollkommenheit verlassen, und uns den abscheulichsten Lastern ergeben. Es ist dieß das gewöhnlichste Schicksal, das der Herr über vermessene Seelen verhängt. Darum ermahnt uns der Apostel gar recht, Röm. 11, 20, daß wir nicht hoffärtig seien, und uns ohne Unterlaß fürchten sollen, weil, wie der heilige Augustinus schreibt, kein Verbrechen so groß, und keine Sünde so abscheulich ist, welche, da sie Andere begangen haben, nicht auch von uns könnte begangen werden. Wir mögen so heilig, so weise und so muthig sein, als wir immer wollen, so sind wir doch niemals vor dem Falle sicher.

War nicht David ein frommer und gottesfürchtiger König? War er nicht ein Mann nach dem Herzen Gottes? Ist er aber auch so geblieben? Nein, ein einziger Anblick der Bethsabe hat ihn zu einem Ehebrecher und Todtschläger gemacht. 2. Kön. 11. War nicht Salomon der weiseste unter allen Sterblichen? War er nicht wegen seiner Unschuld Gott höchst angenehm? Ist er es aber auch geblieben? Nein! da er schon alt war, meldet die göttliche Schrift, wurde sein Herz durch die Weiber verderbt, daß es falschen Göttern anhing. 3. Kön. 11. War nicht Samson mit ungemeiner Stärke begabt, und Gott wegen seines Fastens wohlgefällig? Ist er es auch geblieben? Nein, er ließ sich von der Dalila bethören, wodurch er um seine Stärke und um seine Augen kam. Richt. 11. Welcher unter allen Jüngern ist seinem Meister getreuer gewesen, als Petrus? Er war bereit,

mit ihm in Kerker und Tod zu gehen. Ist er es denn auch geblieben? Nein, die Stimme einer Dienstmagd war schon vermögend, ihn zu einer dreimaligen Verläugnung zu verleiten. Unzählige dergleichen Beispiele finden sich in der heiligen Schrift und in der Geschichte, die uns alle zu erkennen geben, daß auch die frömmsten und heiligsten Menschen vor dem Falle nicht sicher sind, sondern daß sie trotz ihrer Frömmigkeit noch die lasterhaftesten werden können.

Wenn aber dem so ist, wie wir daran nicht zweifeln dürfen, werden wir uns wohl noch erkühnen, uns über Andere zu erheben, und sie zu verachten? Gewiß, wir würden sehr unvernünftig handeln; besonders, da wir wissen, daß wir selbst unsere Fehler haben, hingegen aber nicht wissen, ob derjenige, den wir verachten, in den Augen Gottes nicht besser sei, als wir, und auch nicht versichert sind, ob wir nicht einstens schlechter werden können, als alle diejenigen, die wir verachten.

Wir wollen uns also fernerhin vor der Verachtung unsers Nächsten hüten. Sehen wir auch zuweilen etwas Unziemliches bei demselben, so wollen wir uns erinnern, daß wir auch unsere Fehler haben, die Andere bemerken. Gleichwie wir aber nicht wollen, daß uns Andere deßwegen verachten, so sollen wir es auch Andern nicht thun. Wir müssen vielmehr der Lehre des heiligen Paulus nachkommen, der uns in dem Sendschreiben an die Philipper im 2. Kap. befiehlt, daß wir einander mit Hochachtung begegnen, und einer den andern höher achten soll, als sich selbst; weil Gott, wie der heilige Petrus schreibt, den Hochmüthigen widersteht, den Demüthigen aber seine Gnade verleiht. Das Beispiel des Pharisäers im heutigen Evangelium soll uns hierin zur Warnung dienen, welcher trotz aller seiner Tugenden von Gott verworfen wurde, weil er den Publikan verachtete. Eben nicht besser möchte es uns ergehen, wenn wir fortfahren, Andere zu verachten; wir würden bei aller unserer Frömmigkeit nicht gerechtfertiget, sondern von Gott verworfen werden: da hingegen die wahrhaft Demüthigen werden erhöhet, und in die ewige Glückseligkeit aufgenommen werden. Amen.

Auf den eilften Sonntag nach Pfingsten.

Das Stücklein Fleisch, das hinter den Zähnen steckt, thut dem Reiche Gottes mehr Schaden, als alle Tyrannen.

„Das Band seiner Zunge ward gelöset, und er redete recht.“ Mark. 7, 35.

Einen sehr unglücklichen Menschen führt uns das heutige Evangelium vor, einen Menschen, dem die edelsten Gaben fehlen, mit welchen der Schöpfer das Geschöpf beglückt: das Gehör und die Sprache. Beklagenswerth ist der Mensch, den ein so hartes Schicksal betroffen: denn was ist der Mensch ohne diese herrlichen Geschenke? Der Unglückliche, dem die Pforte des Ohres verschlossen ist, in einer schauerlichen Einsamkeit steht er da. Ringsum ertönen die tausend Stimmen der Natur, aber keine, keine ertönt für ihn. Die Quellen rauschen, die Winde brausen, die Donner rollen, die Vögel singen, Alles ist voll lauter fröhlicher Bewegung: für ihn aber ist die ganze Natur stumm, lautlos, todtesstill wie eine Gruft. Die Menschen ziehen wie Schatten aus dem Todtenreich an ihm vorüber; kein Wort des Trostes, der Liebe und Freude dringt in sein Ohr; für ihn ist Alles sprachlos; und was das Bedauernswertheste ist, das beseligende Wort Gottes, die Freudenbotschaft vom Heiland und seinem Werke, dringt in seine Seele nicht. Ebenso unglücklich ist der, dem die Sprache mangelt. Er kann die Gefühle, welche seine Brust bewegen, seinen Mitmenschen nicht mittheilen: Freud' und Leid, Schmerz und Kummer, das herbste Weh muß der Unglückliche in seine Brust verschließen; eher mögen sie ihm das Herz

zersprengen, als daß er sie aussprechen könnte. Und wenn nun gar einem Menschen beide Fähigkeiten, das Gehör und die Sprache, fehlen, o wie elend ist er! Oft sollten wir dergleichen Unglückselige betrachten, um die außerordentliche Wohlthat dieser Geschenke schätzen zu lernen, Gott dafür herzinnig zu danken, und den Entschluß zu fassen, diese so köstlichen Gaben doch ja nicht zu mißbrauchen. Denn wozu sonst soll uns die Betrachtung der Kostbarkeit dieser Geschenke antreiben, als zu dem dankbaren Entschlusse, Gehör und Sprache nach dem Willen des göttlichen Gebers, niemals aber gegen ihn zu gebrauchen, und ihrer, deren Verlust uns so unglücklich machen würde, durch gute Anwendung uns einigermaßen würdig zu machen? Aber, wie steht es in dieser Hinsicht mit den meisten Menschen? Machen sie einen guten Gebrauch, namentlich von der Gabe der Sprache? Brauchen sie ihre Zunge nie anders, als zum Lobe Gottes, zum Heile ihrer Mitmenschen und zu ihrem eigenen Heile? Von dem Taubstummen heißt es nach seiner Heilung: „Er redete recht.“ Das sollte man auch von uns Allen sagen können. Aber den Wenigsten könnte man auf ihren Grabstein schreiben: „Er redete recht,“ sondern viel eher: „Er redete schlecht, seine Zunge hat ihm unsäglichen Schaden gethan.“ Unglückselig ist der, dem die Sprache mangelt; aber weit unglückseliger ist der, der zwar reden kann, aber von seiner Zunge einen übeln Gebrauch macht: ihm wäre besser, er wäre stumm geboren. Lasset uns heute einmal miteinander die Uebel betrachten, welche böse Zungen stiften, damit wir uns entschließen, die Zunge zu bezähmen.

Das Stücklein Fleisch, das hinter den Zähnen steckt, thut dem Reiche Gottes mehr Schaden, als alle Tyrannen; darum bezähmet es!

---

1) Man kann die Frage aufwerfen, was wohl in der Welt am verheerendsten wirke? Ist es etwa das Eisen? Oder das Gift? Scharf ist das Schwert und Viele kommen durch dasselbe um; verderblich wirkt das Gift und Viele erliegen ihm. Aber weit bösartiger noch und gefährlicher ist die Zunge; sie

wirkt verderblicher noch als Eisen und Gift, und weit mehr Menschen fallen durch sie in das zeitliche und ewige Verderben. „Die Zunge, sagt der heilige Apostel Jakobus (3. Kap.), ist zwar ein kleines Glied, richtet aber Großes an. Siehe, ein kleines Feuer, welch großen Wald zündet es an! Auch die Zunge ist ein Feuer, eine Welt von Ungerechtigkeit: die Zunge ist von solcher Art unter unsern Gliedern, daß sie den ganzen Leib befleckt, und den Lebenslauf von unserer Geburt an entzündet, wenn sie von der Hölle entzündet worden. Sie ist ein nimmer müdes Uebel voll tödtlichen Giftes. Durch sie loben wir Gott und den Vater, und durch sie verfluchen wir die Menschen, die nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen sind. Aus Einem Munde geht Lob und Fluch hervor." Also, eine Welt von Ungerechtigkeit, ein nimmer müdes Uebel voll tödtlichen Giftes nennt Jakobus die Zunge. Und wahrlich mit Recht. Denn es ist gewiß, daß, wenn man dem Ursprung aller Uebel in der Welt nachforschen wollte, man finden würde, daß das meiste von bösen Zungen herkommt. Es gibt fast keine Sünde, kein Verbrechen, kein Unglück, welches nicht schon böse Zungen gestiftet hätten und noch stiften. Ja, letztlich kommt alles Uebel in der Welt ohne Ausnahme von einer bösen Zunge her, von der Zunge der Schlange im Paradiese.

Unzählbar ist das Sündenheer, das böse Zungen zeugen. Wie die Zunge der Schlange unsere Stammeltern zur Sünde verführte, so wird heute noch durch die Zunge Andern zur Sünde gerathen, Andern der Befehl ertheilt zu sündigen, Andere zur Sünde gereizt, Anderer Sünden gelobt und vertheidigt. So bestimmten durch ihren verderblichen Rath den König Roboam seine jungen Freunde, das Volk Israel wie ein Tyrann zu regieren, es mit Ruthen zu schlagen, mit Skorpionen zu peitschen. Durch ihren gottlosen Rath bewog Jezabel ihren Gemahl, den unschuldigen Naboth falsch anzuklagen und hinzurichten, um dessen Weinberg zu erhalten. Durch die rachgierige Zunge der ehebrecherischen Herodias fiel das Haupt des unschuldigen Johannes, des Täufers. Die Zunge Jeroboams hat Israel vom

Tempel und von Gott selber abgekehrt. Die Zunge des Judas hat Jesum verrathen; die Zunge des Kaiphas gab den Rath, Jesum zu tödten; Worte der Verkehrtheit und des Hasses waren es, welche Christum gekreuzigt haben. Die Zunge ist heute noch die Waffe, mit welcher die Feinde Jesu Christi gegen Ihn Krieg führen, seinem Reiche und den Kindern seines Reiches den meisten Schaden thun. Denn gottlose Zungen schmähen Gott und seine Heiligen, verfälschen das Wort Gottes, greifen den Glauben und die Kirche an, verspotten die Gebräuche derselben, verläumden ihre Diener, stiften Ketzerei und Spaltung. Sittenlose Zungen unterrichten reine Seelen im Laster, geben Anreiz zum Fluchen, Schwören, Lästern. Die unbehutsamen, gottlosen Zungen der Eltern und der Erwachsenen prägen den Kindern falsche Grundsätze ein, klären sie über Dinge auf, die sie nicht wissen sollten, unterrichten sie im Bösen und halten sie dazu an, und entzünden so den ganzen Lebenslauf derselben von Geburt an. Durch die Zunge wird Gott gelästert, werden falsche Eide geschworen, falsche Gelübde gemacht, entsetzliche Flüche ausgestoßen. Durch die Zunge wird der Nächste beschimpft und geschmäht und zum Zorne gereizt, Mord und Todtschlag verursacht. Durch schmeichlerische, heuchlerische Reden und falsche Versprechungen werden harmlose Menschen auf's Bitterste getäuscht, Unerfahrene hinter's Licht geführt, die Unschuld gemordet, das Feuer der unreinen Lust in reinen Herzen entzündet. Durch böse Zungen werden Andere zum Diebstahl, zu Betrug und allen Arten von Unredlichkeit verleitet. Durch die Zunge werden zahllose Lügen, falsche Anklagen, Ehrabschneidungen, Verläumdungen, freventliche Urtheile, Ohrenbläsereien vollführt, und ach, wie viel Unheil dadurch gestiftet! Verläumderische Zungen stehlen dem Nächsten Ehre und guten Namen, schaden seinem zeitlichen Fortkommen, untergraben seine Wirksamkeit, verursachen ihm das bitterste Herzeleid, und machen Manchen Zeitlebens unglücklich. Boshafte Zungen hetzen friedliche Leute hintereinander, bringen Familien, Dörfer, Städte, ja ganze Länder in Hader und Zwietracht; ja, die unruhigen Zungen neidiger, geld- und ehrgeiziger Menschen

sind es meistens, welche den Krieg, diese Geißel der Menschheit, entzünden. Wer mag überhaupt ermessen, wie groß das Unheil eines unbewachten Mundes ist! Ein nimmer müdes Uebel voll tödtlichen Giftes, eine Welt von Ungerechtigkeit ist die Zunge, wenn sie unter der Herrschaft der Hölle steht. Wehe darum demjenigen, der seiner Zunge freien Lauf läßt, sie vom Teufel beherrschen läßt! Eine ungeheure Last von Schuld wird am Ende seines Lebens auf ihm lasten, ein Heer von Sünden, die er meist gar nicht mehr gut machen kann.

Hütet euch vor dem verderblichen Wahne, die Worte seien nichts weiter als ein leerer Schall, unnützes Geschwätz verschlage nichts. Wohl ist die Rede ein leichtes Ding; leicht fliegt sie umher, aber schwer kann sie verwunden; leicht geht sie vorüber, aber heftig kann sie brennen; leicht dringt sie in die Seele ein, aber nicht leicht geht sie wieder heraus; leicht wird sie fortgeschickt, schwer aber zurückgerufen. Glaubet nicht, daß, wenn man nur keine andere als Zungensünden begehe, man doch ein guter Christ sein könne. Nein, die heilige Schrift sagt: „Wenn Jemand ein Gottesfürchtiger zu sein wähnet, und seine Zunge nicht im Zaume hält, sondern sein Herz täuschet, dessen Religion ist eitel“ (Jakob. 1, 26.); d. h. wenn Jemand sich nicht hütet vor allen Sünden der Zunge, vor Lüge, Ehrabschneidung, Verläumdung, Lästerung, vor Zoten und Possen, thörichtem und unnützem Geschwätz, sondern in dem Wahne ist, das Alles verschlage nichts, der ist nicht gottesfürchtig, hat keine Religion; seine gottesdienstlichen Uebungen sind ohne Werth, vergeblich sind seine Gebete, vergeblich seine Andachtsübungen, vergeblich andere gute Werke. Das sind ernste Worte, meine Christen! Höret auch, was der Herr selbst über die Bedeutung des gesprochenen Wortes sagt: „Ich sage euch, daß die Menschen über ein jedes unnütze Wort, das sie reden, am Tage des Gerichtes, Rechenschaft geben müssen. Denn aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt werden, und aus deinen Worten wirst du verdammt werden.“ Wir werden also nicht blos gerichtet werden über jedes böse Wort, sondern sogar über jedes unnütze Wort, d. h. über jedes Wort, das keinen

vernünftigen Grund hat, weder zur Ehre Gottes, noch zum Nutzen des Sprechers oder Hörers gereicht. Das mögen sich diejenigen merken, welche oft ganze Stunden mit dergleichem unnützen Geschwätz hinbringen, unbedacht in's Blaue hineinreden, deren Zungen beständig klappern wie ein Mühlrad: alle diese unnützen Reden werdet ihr verantworten müssen. Wie strenge werdet ihr erst über die eigentlich sündhaften Reden gerichtet werden! Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt, und aus deinen Worten wirst du verdammt werden, denn der Mensch redet, wie er ist: böse Reden zeigen einen bösen Menschen an.

Welch ein Heer strafbarer Worte wird daher am jüngsten Gerichte gegen manchen Menschen sich erheben! All' die Worte, die man schon längst verschollen und begraben wähnte, werden da gleichsam von den Todten erstehen, gespensterhaft die Seele umschweben, und die schuldbewußte ängstigen; all' die Fluch- und Lästerworte, all' die Beschimpfungen des Nächsten, die gemeinen Scherze, Zoten und Possen, die falschen Eide und Schwüre, die Ehrabschneidungen und Verläumdungen, die freventlichen Urtheile und Ohrenbläsereien, und das gesammte unabsehbare Heer unnützer und sündhafter Reden, die man nicht bereut, gebeichtet und gebüßt hat. Aus deinen Worten wirst du verdammt werden. Da wird es sich zeigen, daß, wie das Sprüchwort sagt, das Stücklein Fleisch, das hinter den Zähnen steckt, dem Reiche Gottes mehr Schaden thut, als alle Tyrannen, d. h. daß durch Zungensünden weit mehr Seelen für den Himmel verloren gehen, als die grausamsten Christenverfolgungen je bewirken konnten. Wohl haben Feuer und Schwert, womit die Tyrannen gegen die armen Christen wütheten, die furchtbaren Martern, welche ihr teuflischer Haß gegen sie erfand, Viele vom wahren Glauben abtrünnig gemacht, aber die Zahl derer, welche durch ihre eigenen bösen Zungen oder durch die bösen Zungen Anderer umkommen und ewig verloren gehen, ist weit größer.

Aber auch schon auf dieser Welt thun sich die Menschen durch ihre Zungen empfindlichen Schaden, bereiten sich viele Verdrießlichkeiten, und gerathen oft in das größte Unglück und

Leidwesen. Schon der weise Sirach sagt: „Gefürchtet wird in seiner Stadt der Schwätzer, und die voreilige Zunge wird gehasset“ (9, 18.). Darum „wer seine Zunge bewahret, bewahret seine Seele vor Aengsten und Verdrießlichkeiten“ (Sprüch. 21, 23.).

2) Die Zunge zu bewahren, das soll unser fester Vorsatz sein. Denn, da die Zunge, wie wir gesehen haben, eine Welt von Ungerechtigkeit, ein Uebel voll tödtlichen Giftes ist, müssen wir uns nicht vor Allem in der Bezähmung der Zunge üben, wenn wir unsere Seele bewahren, und tausend gefährliche Uebel vermeiden wollen? Wie behutsam geht man mit dem Feuer um, da man weiß, daß die geringste Nachläßigkeit dieses gefährliche Element entfesseln und ungeheuern Schaden stiften kann! Nun denn, die Zunge ist nach der Versicherung der heiligen Schrift in ihren Wirkungen ebenso verderblich, wie das Feuer: also muß man auch mit ihr sorgsam sich in Acht nehmen. Jehuda, ein jüdischer Rabbi, rief einst auf dem Markte aus, daß er zu Hause ein höchst kostbares goldenes Lebenswasser habe, womit man sich die Kräfte verjüngen und das Leben verlängern könne. Alsogleich kam eine Menge Menschen von allen Seiten her zu ihm, um sich solches Wasser zu kaufen. Er führte sie in sein Haus, öffnete die heilige Schrift und las folgende Worte (Ps. 33, 13. 14.) vor: „Wenn du zum Leben Lust hast und nach guten Tagen dich sehnest, so bewahre deine Zunge vor Bösem, und deine Lippen vor betrügerischen Reden.“ Dieses, setzte er bei, sei das Lebenswasser. — Dieses Lebenswasser möchten auch wir gerne besitzen, denn gar schön ist es, wenn man die Kräfte sich verjüngen und das Leben verlängern kann. Zu diesem Zwecke aber müssen wir folgende Mittel anwenden.

Fliehet zum ersten den Umgang und die Gesellschaft jener Menschen, welche im Reden leichtfertig sind, der Spötter, der Splitterrichter, der Unsaubern; denn wer sich unter solche Menschen mischt, ihren Umgang liebt, wird bald an ihre sündhaften Reden gewöhnt, und macht sie bald selbst mit, ohne die Sündlichkeit und Strafbarkeit derselben zu beachten. „Meide, befiehlt Paulus (2. Tim. 2, 16. 17.), die da unheilige leere Schwätze-

reien führen, denn sie befördern viel die Gottlosigkeit, und ihre Lehre frißt um sich wie Krebs."

Ueberhaupt muß, wer in der Beherrschung der Zunge und im geistlichen Leben zunehmen will, die Stille und Zurückgezogenheit mehr lieben, als das Geräusch der Welt. Thomas von Kempis bemerkt hierüber: „Es sagte Jemand: „„So oft ich unter Menschen gewesen bin, war ich bei meiner Zurückkunft weniger Mensch."" Dieß erfährt man öfter nach einem langen Geschwätze. Es ist leichter, nichts reden, als reden, und nicht zu viel reden. Es ist leichter, zu Hause verborgen leben, als außer dem Hause sich vollkommen in Acht nehmen. Wer daher zum innern geistlichen Leben gelangen will, der muß sich mit Jesus aus dem Volksgedränge entfernen. Niemand kann sich öffentlich sicher zeigen, der nicht gerne verborgen lebt; Niemand kann sicher reden, der nicht gerne schweigt. Darum vermieden die größten Heiligen, so viel sie konnten, den Umgang mit Menschen; es war ihnen ungleich lieber, Gott im Stillen zu dienen."

Zum Dritten müßt ihr euch gewöhnen, Alles wohl zu überlegen, bevor ihr es sagt, ob es recht, gut und nützlich sei. Der Weise, bevor er redet, sagt der heilige Ambrosius, überlegt bedächtig, was, zu wem, wo und wann er rede. „Seid langsam zum Reden," ermahnet der heilige Jakobus (1, 19.), d. h. führet nur wohlüberlegte Worte im Munde. Und Sirach sagt: „Die Lippen der Thoren werden dummes Zeug reden, der Klugen Worte aber werden auf der Wagschale gewogen. Das Herz der Thoren ist in ihrem Munde: der Mund der Weisen hingegen ist in ihrem Herzen" (21, 25.). Die Zunge, sagt der heilige Bernhard, hat ihre Wurzeln im Herzen, gleich als ob uns der Schöpfer lehren wollte, daß zuerst das soll im Herzen überdacht werden, was die Zunge reden darf.

Zum Vierten muß man fleißig Gott um seinen Beistand anrufen; denn die Zunge zu bezähmen, ist sehr schwer. „Alle Naturen der wilden Thiere, schreibt Jakobus (3, 7. 8.), der Vögel, der Schlangen, und der übrigen Thiere können gezähmt

werden und sind gezähmt worden von der Menschennatur: die Zunge aber kann kein Mensch zähmen, das nimmer müde Uebel voll tödtlichen Giftes!“ Daher muß man öfter Gott um seine Gnade anflehen, und mit dem Psalmisten (140, 3.) beten: „O Herr! setze eine Wache vor meinen Mund, und eine Thüre an meine Lippen, damit ich dadurch nicht zu Fall komme, und meine Zunge mich nicht zu Grunde richte!“ Amen.

Auf den zwölften Sonntag nach Pfingsten.

Barmherzigkeit und Unbarmherzigkeit.

„Wer ist denn mein Nächster?" Luk. 10, 29.

In ganz Palästina gibt es kein schaurigeres und grausenhafteres Thal, als das zwischen Jerusalem und Jericho. Verkrüppelte Palmenstrünke und dorniges Gesträuch sind Alles, was die Gegend den Blicken darzubieten vermag. Links erhebt sich finster der Berg der Versuchung, rechts öffnet sich allein die Aussicht nach dem todten Meere. Hier, wo nur der Aasgeier, der Bote des Todes, die Einsamkeit stört, scheint durch die Wildniß selbst das gefährlichste Handwerk begünstigt. Höhlen, in Kreidekalkfelsen ausgewaschen, dienten von der ältesten bis in die neueste Zeit den Räubern als Schlupfwinkel. Diese Schluchten nannte man Adommin, d. i. die Stätte des Blutes, und das Thal das Mordthal. — Der Stoff der Erzählung des heutigen Evangeliums war demnach nicht von ferne her geholt. Ein einsamer Wanderer zog einst diese gefährliche Straße von Jerusalem nach Jericho hinab. Ehe er sich's versah, ward er von Räubern überfallen und ausgeplündert, und damit er nicht seinen Weg fortsetze und Lärm mache, brachten sie ihm schwere Wunden bei, so daß er regungslos und ohnmächtig, oder, wie die Parabel es ausspricht, halbtodt liegen blieb. Ein Priester und ein Levit sahen ihn, und gingen vorüber; ein Samaritan aber erbarmte sich seiner, und erwies ihm alle Hilfe, die in einem solchen Falle ein Mensch dem andern schuldig ist. Jene gaben ein fluchwür-

diges Beispiel der Unbarmherzigkeit, dieser aber ein rührendes und nachahmungswürdiges Beispiel der Barmherzigkeit. Beiderlei Personen wollen wir heute betrachten, unser eigenes Thun und Lassen mit dem ihrigen vergleichen, und daran unsere Beherzigungen knüpfen. Die Parabel lehrt uns, wer unser Nächster sei, und wie wir gegen unsere Nächsten handeln sollen.

---

1) Der verwundet und hilflos daliegende Reisende stellt unsere armen nothleidenden Brüder überhaupt vor. Ein sehr großer Theil unserer Mitmenschen befindet sich in ähnlicher Lage, in der Unmöglichkeit, sich selber zu helfen, sich den nothwendigen Unterhalt zu verschaffen und das Leben zu fristen; arm, krank, geschlagen von Unglück und Noth, verwundet von Kummer und bitterer Armuth strecken sie flehend ihre Hände gen Himmel und erwarten Hilfe von dem Vater der Armen. Und Gott, der gütige Gott, hat sie nicht vergessen. Zwar wird er nicht um eines jeden Armen willen ein Wunder thun, die Steine in Brod verwandeln, und seine Engel den Armen senden, wie einst mehreren Propheten: in seiner Weisheit und wundervollen Anordnung der menschlichen Dinge hat er den Armen und Hilfsbedürftigen in ihren Mitbrüdern selbst Engel aufgestellt, die in seinem Namen den Bedürftigen helfen sollen. Ja, Geliebteste, so ist es: der Reiche und Jeder, der helfend eintreten kann, vertritt gewissermaßen die Stelle der göttlichen Vorsehung; in seine Hände hat Gott seine Wohlthaten niedergelegt, und er soll durch seinen Ueberfluß thun, was die Vorsehung aus wohlweisen Gründen nicht glaubt selbst thun zu müssen. „Dir ist der Arme anvertraut," schreibt der Psalmist (9, 14.).

So erhob denn auch der Verwundete im Mordthal seine brechenden Augen zum Himmel, ob ihm von da ein Engel gesendet würde zur Rettung. Es erschien zwar keines dieser übersinnlichen Wesen, aber ein Mitmensch, der nach Gottes Willen ein rettender Engel für den Armen hätte werden sollen. Ein Mann kommt daher, den der Verwundete alsbald als einen Priester erkennt. Wie freute er sich da, und wie hoffnungsvoll

athmete er auf, daß gerade ein solcher daher kam, dessen Beruf es war, Barmherzigkeit zu üben! Allein, was geschah? Der Priester kam an den Ort, wo der Verwundete lag, sah ihn, und — ging vorüber! Ein Zweiter kommt jetzt des Weges daher, ein Mann, der gleichfalls dem Dienste des Tempels und des Altares geweiht ist und zudem dem Volke näher steht; aber auch er täuscht die Hoffnung des Unglücklichen bitterlich, auch er geht vorüber. Was bewog diese Beiden zu so lieblosem Benehmen? Die Beweggründe mögen mancherlei gewesen sein. Der Verwundete galt ihnen wohl als ein armer, unbekannter, geringer Mensch: sie aber waren angesehene, hochgeachtete Leute, und hielten es darum gegen ihren Stand und ihre Würde, sich länger bei ihm aufzuhalten und sich mit ihm abzugeben. Ferner flüsterte ihnen ihr Eigennutz ein, daß sie von dem Elenden keine Vergütung würden zu erwarten haben, da er ja gänzlich beraubt und ausgezogen worden, daß sie ihm also nur auf ihre eigenen Kosten würden helfen können. Sie mochten wohl auch einen Eckel empfinden und ihre zärtliche Natur mochte sich gegen eine Hilfeleistung empören, denn der Mann befand sich in einem schrecklichen Zustande, er war verwundet, war halb todt, und lag in seinem Blute: was für ein Anblick für Leute, die voll Eigenliebe waren! Dazu kam noch das Bedenken, daß es nicht rathsam sei, in einer so verrufenen und gefährlichen Gegend länger zu verweilen. Auch war ja Niemand zugegen, der die Sache mit ansehen und sich davon erbauen konnte! Und konnte der Mensch nicht auch ein Heide, oder ein Samaritan, oder sonst ein Verruchter sein, welchen die Strafe Gottes erreicht hat? Welches immer ihre Beweggründe gewesen sein mögen, ihr Benehmen war gefühllos, hartherzig; nur mit Entrüstung denken wir daran.

Aber, liebste Zuhörer! sind nicht vielleicht auch wir schon an gleichem Unglück mit frostigem Herzen vorübergegangen? Der Jammerscenen, wie sie der Verwundete uns bietet, gibt es alle Tage, wenn man nur Augen dafür hat, oder sich nicht entsetzt, die Stätten des Jammers selber zu suchen und zu betreten.

Werfen wir die Augen umher, was finden wir? Menschen, die nur zu Mühseligkeiten einen Leib, und nur zu Entbehrungen eine Seele empfangen zu haben scheinen; Menschen, deren Anblick ebenso sehr eine Schmach des Herzens, wie eine Entehrung der Menschheit ist. Unglückliche, deren zerrissene Hülle gegen unsere Ueppigkeit zeugt, und deren Thränen unsere unsinnigen Freuden anklagen; Waisenkinder ohne Stütze, arme Lazarus, die mit Geschwüren bedeckt sind! Hier ein unglücklicher Greis, ehrwürdig durch seine Jahre und sein Elend: er hat keine andere Hilfe als seine geschwächten Glieder und seine kraftlosen Hände, er bestürmt ohne Unterlaß den Himmel, um bald von der drückenden Last des Lebens befreit zu werden! Dort eine trostlose Mutter, umgeben von einer Schaar unmündiger Kinder, die mit herzergreifenden Seufzern ihre unschuldigen Hände zu ihr aufheben, und vergeblich nach Brod rufen! Hier eine verlassene Wittwe, deren Thränen unaufhörlich zum Himmel aufsteigen, umlagert vom Hunger, der wie ein drohendes Gespenst sie aus dem Schlummer aufschreckt! Dort eine verlassene Tochter, die unaufhörlich mit den Schrecknissen des Elendes und mit den Fallstricken der Verführung zu kämpfen hat, und in der traurigen Gefahr ist, der bittersten Noth oder den treulosen Gaben der Feinde, die sie umlagern, zu erliegen! Das sind die Auftritte, von denen die hartherzigen Reichen jeden Tag ruhige Zuschauer sind. Sie betrachten sie mit trockenem Auge und frostigem Herzen; sie halten ihre Festgelage mitten unter einem Volke unglücklicher Menschen; das Wehegeschrei der Armen hat noch niemals vermocht, nur einer ihrer Vergnügungen Einhalt zu thun. Gefühlvoll für das Loos eines Theaterhelden ehrt man erdichtetes Unglück mit seinen Thränen, bleibt aber ungerührt gegen die eindringlichen und wahrhaften Klagen der leidenden Menschheit.

Welche Gefühle müssen aber bei solcher Behandlung in den Armen entstehen? Wie mußte dem Verwundeten im Mordthale zu Muthe sein, als der Priester und der Levit herzlos an ihm vorübergingen? Die Räuber hatten ihm übel mitgespielt: aber fast ebenso lieblos war das Benehmen dieser Beiden. Denn

auch sie beraubten und verwundeten ihn, indem sie durch die bittere Täuschung seinen Schmerz vermehrten, seine Hoffnung höhnten, und so viel an ihnen lag, das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung ihm wieder nahmen, so daß er sich elender und verlassener fühlte, als zuvor. — Christen! das ist öfters die Lage der Armen, der Hartherzigkeit der Reichen gegenüber. Wenn sie ihre eigene Noth betrachten und die Ueppigkeit und den verschwenderischen Müßiggang der Reichen dagegen halten, wird dann nicht die Schwachheit der menschlichen Natur sie nur allzu oft so weit hinreißen, daß sie den Himmel anklagen und gegen die Vorsehung murren, als ob sie ungerecht gegen sie verfahre? Wohl sind diese Klagen nicht zu rechtfertigen, so traurig auch ihre Lage sein möge: allein die gefühllosen Reichen sind es, die das Murren der Armen veranlassen und ihnen Vorwände zu ihren Lästerungen darbieten. Ihnen gelten die Worte des Herrn: „Durch euch wird mein Name gelästert," ihr seid die Urheber der Beschimpfungen, die die Verzweiflung den Unglücklichen auspreßt. Werkthätige Hilfe würde dieses gottesschänderische Klagen in Lobpreisungen Gottes verwandeln; oft wäre auch ein tröstliches Wort, ein Zeichen der brüderlichen Theilnahme hinreichend dazu: aber auch diese müssen die Armen häufig entbehren. Und doch bedürfen sie ebenso sehr des Trostes als der Almosen, und sie leiden minder durch ihr Elend, als durch die frostige Behandlung, die man beinahe für Haß halten möchte. Ein Besuch die mindeste Aufmerksamkeit, die leiseste Aeußerung von Theilnahme würde oft ihr Loos versüßen und über alle Leiden einen heilsamen Balsam ausgießen. Was ihnen diese aber unerträglich macht, ist der traurige Anblick einer gänzlichen Verlassenheit und der sich aufdringende Gedanke, daß sie wie Ausgestossene und Fremdlinge vor der ganzen Natur dastehen, daß sie überall zu viel sind, mit ihren Mitmenschen nur in Berührung stehen durch die Verachtung, die sie von diesen empfangen, und rings um sich her nur dem Stolze begegnen, der sie bedauert, der Härte, die sie zurückstößt, und dem Mitleiden, das sie verhöhnt!

2) Lasset uns, liebste Zuhörer! zu einem erfreulicheren Bilde

unser Auge hinwenden. — Der Schmerz über die Gefühllosigkeit der beiden Frömmlinge nagt noch am Herzen des Verwundeten, seine Kräfte nehmen immer mehr ab, er ist nahe daran, in seiner Noth zu verschmachten. Da, noch zur rechten Zeit, zieht ein Dritter des Weges daher. Auch dieser hält an, und blickt nach dem Verwundeten hin; doch, ohne zu säumen, steigt er von seinem Thiere herab, nähert sich voll Mitleid, verbindet seine Wunden, und gießt Oel und Wein darein; dann hebt er ihn auf sein Lastthier, führt ihn in die Herberge, und trägt Sorge für ihn. Des andern Tags zieht er zwei Denare heraus, gibt sie dem Wirth, und spricht: Trage Sorge für ihn, und was du noch darüber aufwendest, will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme. — So handelte ein Samariter. Welch eine Barmherzigkeit, von der er bewegt ward, welch eine liebevolle Gesinnung, die ihn beseelte!

Er sah nicht darauf, daß der Verwundete ein Jude war, also einer von Jenen, die ihm nie anders, als mit unversöhnlichem Hasse, mit tiefer Verachtung begegneten; es ist ein Mensch, und das ist genug für ihn; Freund und Feind, Landsmann und Ausländer, Alle ohne Unterschied, haben in solcher Lage Anspruch auf seine Liebe. Und diese seine Liebe war nicht etwa bloßes Mitleid, er läßt es nicht etwa bei unfruchtbaren Empfindungen und unnützen Wünschen bewenden, noch dabei, daß er dem Elenden die Hilfe Gottes wünscht oder Gott darum anruft, nein, seine Liebe ist thätig, er legt gleich Hand an, ihm selbst nach Kräften zu helfen; einen so großen Widerwillen er auch in sich verspürt, so geht er doch eilends hin zu dem Unglücklichen, reinigt seine Wunden, verbindet sie, lindert ihre Schmerzen und stillt das Blut. Nicht genug: er ist auf einer Reise begriffen und seine Zeit ist gemessen, aber so eilig auch seine Reise sein mag, so scheut er sich doch nicht, sie zu unterbrechen, steigt vom Pferde ab, und nimmt sich Zeit, dem Unglücklichen zu helfen. Seine Großmuth geht noch weiter: er opfert auch dasjenige auf, was er zu seinem eigenen Bedürfnisse bei sich hat: Oel und Wein, um seine Wunden zu reinigen und seine Schmerzen zu lindern;

Geld, um ihn zu pflegen; Bequemlichkeit, indem er ihm sein eigenes Lastthier überläßt. Denn seine Liebe macht, daß er seine eigenen Bedürfnisse vergißt, und sich glücklich schätzt, in seinem Ueberflusse etwas zu finden, womit er einem elenden Mitmenschen beistehen kann. Aber er opfert nicht nur das auf, was er zu seinem eigenen Bedürfnisse bei sich hat, er mühet sich auch noch ab, und ermüdet sich, indem er den Verwundeten auf das Lastthier legt, ihn zu Fuße begleitet, ihn stützt und hält, damit er nicht neuerdings Schaden leide. In der Herberge angekommen, verläßt er ihn nicht; seine Geschäfte mögen darunter leiden oder nicht, das Bedürfniß dieses Elenden ist sein einziges Geschäft geworden; er überläßt jetzt nicht den Halbgeretteten seinem Schicksale oder zweifelhaftem fremden Mitleiden, sondern er trägt auch da noch Sorge für ihn, läßt ihm Alles geben, was er nöthig hat, und bleibt die noch übrige Zeit des Tages und die ganze folgende Nacht bei ihm; denn die wahre Liebe besteht in dauernder und thätiger Neigung, nicht in einer augenblicklichen Aufwallung des Herzens. Nunmehr aber, wer sollte nicht glauben, dieser liebreiche Samariter habe seine ganze Mildthätigkeit erschöpft, und alle Pflichten, die sie vorschreiben kann, beobachtet? Aber nein; er läßt es dabei nicht bewenden, er denkt auch auf die Zukunft. Weil er den folgenden Tag fortreisen muß, hinterläßt er dem Wirthe Geld, um für den Verwundeten zu sorgen. Er empfiehlt ihm, nichts zu sparen, und wenn das Hinterlassene nicht reiche, so verspricht er ihm, bei seiner Rückkehr Alles zu bezahlen, was er darüber werde aufgewendet haben. So thätig, so großmüthig, so opferwillig, so beharrlich, so vorsichtig und sorgsam war die Liebe dieses Samariters!

Nach dieser rührenden Schilderung der Liebe des Nächsten, von welcher selbst der Gesetzgelehrte gerührt werden mußte, fragte ihn Jesus: „Welcher nun von diesen Dreien scheint dir der Nächste von dem gewesen zu sein, der unter die Räuber gefallen war?“ Man konnte hier nicht irren, und der Schriftgelehrte konnte nicht umhin, zu antworten: „Der, welcher Barmherzigkeit an ihm gethan hat.“ Und Jesus sprach zu ihm: „Gehe hin,

und thu' deßgleichen." Diese Worte sagt Jesus auch zu uns. Lasset uns hingehen und thun, wie der Samariter that. Lasset uns Niemanden von unserer Nächstenliebe ausschließen, sondern von Jedem, ohne Unterschied des Landes und der Religion, der Nächste sein, weil in seiner Noth ein Jeder unser Nächster ist, und ein Recht auf unsere Hilfe und unsern Beistand hat.

Wie süß und lohnend ist die werkthätige Liebe! Der edle Samariter fand ohne Zweifel den süßesten Lohn seiner That in sich selbst. Auch wir, Geliebteste! können, wenn wir nur wollen, erfahren, daß es auf Erden keine Süßigkeit gibt, die mit jener verglichen werden kann, welche wohlthätige Liebe gewährt; daß ein einziger, den Werken der Barmherzigkeit geweihter Augenblick der Seele mehr Freude und wahre Zufriedenheit darbiete, als alle eiteln Vergnügungen der Sinnenmenschen; daß der Mensch sich nie größer und edler fühlt, als wenn er sich mitleidsvoll sieht; daß er alsdann Selbstvertrauen gewinnt und sich im Gutesthun gefällt; daß seine Güter ihm nie mehr eigen sind, als wenn er sie in den Schoß der Armen ausschüttet. Darum sagt der weise Mann: „Es ist besser, in das Haus der Trauer gehen, als in das Haus der Freude." Die Freude ist immer ein Irrthum, und das Lachen täuscht uns; in der Wohnstätte der Thränen kann man vor allen das wahre Glück kosten, wenn man kommt, sie abzutrocknen. „Verachtet euer eigen Fleisch nicht," mahnt Isaias; verachtet die nicht, die eure Brüder und Schwestern sind von Natur und in Christo. Oeffnet euer Herz dem Mitleid gegen die Armen, die eben so gut wie ihr Ebenbilder Gottes, Erlöste durch das theure Blut Jesu Christi, und als Kinder Gottes zum Besitze des Himmelreiches bestimmt sind!

Aber ach, so Viele ahmen lieber das Beispiel des Priesters und des Leviten nach, da sie, gleich ihnen, von Stolz, Eigennutz, Herzenshärte und Weichlichkeit beseelt und beherrscht sind. Gar viele Reichen und Vornehmen schauen mit verächtlicher Miene, gleichsam nur im Vorbeigehen, wie der Priester und der Levit, auf das Elend und die Nöthen ihrer armen Mitmenschen, mögen diese Elenden nicht einmal anhören, geschweige ihnen ein Wort

des Trostes sagen. Ja, wenn es ein großer, vornehmer Herr wäre, da würden sie ihm geschwind zu Hülfe eilen und sich eine Ehre daraus machen, ihm zu dienen: aber da es nur ein armer, geringer Mensch ist, was würden sie wohl davon für Ehre haben! Ach, wie oft hält nicht der Stolz die Reichen and Vornehmen ab, Liebeswerke zu verrichten, einen Betrübten zu trösten, ein bekümmertes Herz aufzurichten, und Wunden zu heilen, die sie vielleicht selbst geschlagen haben! Eine eben so traurige Rolle spielt der Eigennutz in Sachen der Nächstenliebe. Man will, wie der Priester und Levit, denen nicht helfen, von welchen man keinen Nutzen, keine Vergeltung zu erwarten hat; gegen eine Person, von der man etwas zu hoffen hat, ist man dienstfertig, liebreich, freigebig, großmüthig, ja sogar verschwenderisch; hofft man aber nichts, so vermag man nichts, man hat nichts, ja man hat nicht einmal Zeit, sich aufzuhalten. Aber außerdem, daß der Stolz und der Eigennutz die Menschen beim Unglück Anderer hart und unempfindlich macht, gibt es auch noch Herzen, bei welchen es zu einer grausamen Gewohnheit geworden ist, von Nichts gerührt zu werden. Ihr entrüstet euch über die Hartherzigkeit des Priesters und Leviten, und denket, so hättet ihr nicht handeln können. Aber gemach! Ihr habt vielleicht oft schon mit fast eben so großer Unempfindlichkeit und Härte des Herzens gehandelt. Ihr sahet euern Nächsten in Noth, in Unruhe und Bekümmerniß, und spottetet darüber; in Schwachheit und Krankheit, und triebet euern Scherz damit; in Kleinmuth und Betrübniß, und begegnetet ihm übel; eure Spöttereien und witzigen Einfälle beleidigten ihn, verletzten und quälten ihn, und ihr fuhret immer fort, ihn zu betrüben. Anstatt ihm zu helfen, was euch vielleicht etwas Leichtes gewesen wäre, häuftet ihr Wunden auf Wunden, und wurdet nicht davon gerührt, ihr rühmtet euch dessen sogar. Ach! ihr müsset befürchten, diese Härte gegen euern Nächsten werde auf euer Haupt zurückkommen, sie werde das erbarmende Herz Gottes gegen euch verschließen, der gesagt hat, er wolle mit uns ebenso verfahren, wie wir gegen Andere verfahren. Dazu kommt endlich die Weichlichkeit, die den Anblick fremden Elendes nicht ertragen

kann, für dessen Linderung jedes Opfer, jedes Ungemach scheut. So bestund Alles, was der selbstsüchtige Priester und Levit thun konnten, darin, daß sie diesen Anblick eine kurze Zeit aushielten und dann weiter gingen. Die Hilfsbedürftigen befinden sich oft in einem Zustande, der uns Abneigung und Eckel verursacht: sie sind mit leiblichen und geistlichen Krankheiten behaftet, sie sind eigensinnig, sie haben Mängel und Gebrechen an sich, und betragen sich auf eine Art, die uns anstössig ist und uns abschreckt. Aber wir müssen unsern Widerwillen überwinden, fremde Fehler ertragen, wenn wir wahrhaft liebreich sein wollen. Wenn wir nur gegen diejenigen dienstfertig sind, die uns gefallen, so ist es nicht mehr Liebe, sondern Eigenliebe. Wie unglücklich wäret ihr, wenn euch in ähnlichem Falle Andere auch so herzlos begegnen würden! wenn eure eckelhaften Krankheitszustände Niemand theilnehmend lindern, eure Launen und Wunderlichkeit Niemand ertragen, gemeine und beschwerliche Dienste Niemand euch leisten wollte.!

So lasset uns denn den Nächsten nur in und wegen Gott lieben, weil es nämlich Gott befiehlt und es Ihm gefällig ist, denn eine blos natürliche Liebe nützt nichts. Lasset uns den Nächsten lieben, so thätig, so opferwillig, so großmüthig, wie der Samariter. Lasset uns bedenken, daß, was wir dem Geringsten seiner Brüder thun, wir dem Heiland selbst thun. Lasset uns darum den barmherzigen Gott anflehen, daß er uns ein liebreiches und mitleidiges Herz gebe, das uns beständig antreibe, dem Nächsten um Gotteswillen Gutes zu thun, den Dürftigen beizustehen, die Traurigen zu trösten, den Unterdrückten aufzuhelfen, die Armen zu erquicken, damit wir ein Gleiches von seiner Barmherzigkeit erfahren mögen. Amen.

Auf den dreizehnten Sonntag nach Pfingsten.

Vom Sündenaussatz.

„Und als er zu einem Flecken kam, begegneten ihm zehn aussätzige Männer.“ Luk. 17, 12.

Der Aussatz, diese schreckliche Krankheit, ist ein Bild der Todsünde. Wie jener den Leib entstellt und besudelt, so diese die Seele; wie jener leiblich die fürchterlichsten Qualen, endlich den gräßlichsten Tod herbeiführt, so diese an der Seele; wie jener höchst ansteckend, so auch diese. Der Aussatz der Seele ist jedoch um so viel furchtbarer, denn der des Leibes, als die Seele kostbarer und erhabener ist, als der Leib. Der heilige Ludwig, König von Frankreich, fragte einst den Seneschall von Champagne, ob er wohl lieber vom Aussatze, als von der Sünde angesteckt sein wolle. Dieser gab zur Antwort, er zöge die Sünde vor. Ludwig verwies ihm dieses allen Ernstes und sagte: „So weit der Himmel ist, du irrst dich. Denn welcher Aussatz ist abscheulicher, als die Sünde, die uns sogar nach dem Tode noch peinigt? Wenn du mich also lieb hast, o, so ändere deine Gesinnung!“

Cum ingrederetur Jesus quoddam castellum, occurrerunt ei decem viri leprosi. Als Jesus in ein Castell ging, begegneten ihm zehn aussätzige Männer. Das Castell, in das unser Herr ging, bedeutet diese Welt; die zehn Aussätzigen bedeuten die Sünder, welche die zehn Gebote unsers Herrn übertreten durch ihre Sünden, denn diese machen sie aussätzig an der Seele. Nun sollen wir betrachten, wovon der Aussatz der

Sünde kommt, und wie er geheilet werde. Er kommt vom Herzen, vom Munde, von den Werken.

---

1) Zum ersten kommt die Aussätzigkeit von dem Herzen. Im alten Bunde redete der Herr zu Moses und Aaron und sprach: Wenn ihr gekommen seid in's Land Chanaan, das ich euch geben werde zum Besitze, und die Plage des Aussatzes in eure Häuser kommt; so soll der hingehen, dem das Haus ist, und es dem Priester anzeigen und sagen: Etwas wie die Plage des Aussatzes scheint mir in meinem Hause zu sein. Und der Priester soll es beschauen, und wenn er die Anzeichen des Aussatzes bemerkt, herausgehen, und alsogleich es verschließen sieben Tage. Und zurückgekommen am siebenten Tage, soll er's besehen. Findet er, daß der Aussatz gewachsen, so soll er gebieten, die Steine auszubrechen, in denen der Aussatz ist, und sie hinauszuwerfen vor die Stadt an einen unreinen Ort. 3. Mos. 14. Was ist nun das aussätzige Haus? Siehe, das ist dein Herz; in diesem liegen die aussätzigen Steine, d. i. die schweren Sünden, die sind schwer wie der Stein, denn sie ziehen dich in den Abgrund der Hölle. Die sollst du auswerfen vor die Stadt, d. i. Neid und Haß, Hoffart, bösen Willen, unreine Gedanken, böse Gelüste, bösen Vorsatz, das sollst du Alles auswerfen aus deinem Herzen. Es ist sonderbar! der Mensch mag nicht dulden ein aussätziges Haus in der Stadt, und duldet, daß sein Herz aussätzig sei. Wie Viele gibt es nicht, welche zwar der Meinung sind, man müsse wohl sündhafte Werke vermeiden, aber aus bösen Gedanken und Begierden sich kein Gewissen machen. Gott, sagen sie, werde in seinem Gerichte mehr auf das, was die Menschen gethan, als auf das, was sie gedacht haben, sehen, denn das letztere habe nicht viel zu bedeuten. Wie thöricht und überaus gefährlich ist solcher Wahn! Die heilige Schrift versichert gerade im Gegentheil: „Der Mensch sieht das, was erscheint, der Herr aber sieht das Herz," 1. Kön. 16, 7. „Laß enden die Bosheit der Sünder, und leite den Gerechten, du Gott, der Herz und Nieren erforschet." Ps. 7, 10. „Der Gottlose

wird auch wegen seiner Gedanken zur Rechenschaft gezogen werden.“ Weish. 1, 9. „Der Sünder erkennt nicht, daß die Augen Gottes viel heller sind als die Sonne, daß sie die tiefsten Abgründe im Herzen der Menschen, die verborgensten Winkel durchschauen.“ Sir. 23, 28. „Der Herr ist's, der die Geister (nicht blos die äußerlichen Handlungen) wäget.“ Spr. 16, 2. Ebenso klar lehrt die Offenbarung, daß man in Gedanken sich schwer versündigen könne. „Verkehrte Gedanken trennen von Gott.“ Weish. 1, 3. Und sagt nicht der Heiland:“ Ich sage euch, daß ein Jeder, der ein Weib mit Begierde nach ihr ansiehet, schon die Ehe mit ihr gebrochen hat in seinem Herzen?“ Matth. 5, 28. Und der heilige Geist spricht: „Ein Gräuel sind dem Herrn böse Gedanken.“ Spr. 15, 26. Werdet ihr also noch sagen: „Gedanken sind zollfrei?“ So lange ihr solche thörichte Meinung in euern Seelen heget, ist alle wahre Besserung unmöglich. Denn es ist eine Unmöglichkeit, tugendhaft zu handeln, ohne tugendhaft zu denken, weil alle Handlungen des Menschen in ihrem ersten Ursprunge Gedanken sind; er kann weder Böses noch Gutes thun, ehe er Böses oder Gutes gedacht hat. Darum sagte der Heiland zu seinen Jüngern: „Aus dem Herzen kommen böse Gedanken, Todtschläge, Ehebrüche, Hurereien, Diebstähle, falsche Zeugnisse, Gotteslästerungen.“ Matth. 15, 19. Deßwegen wünscht sich auch der weise Sirach eine völlige Herrschaft über seine Gedanken. „O daß ich meine Gedanken könnte im Zaume halten, auf daß ich nicht Sünde anrichte, und viel Uebels begehe!“ Und der weise Salomo mahnet: „Bewahre dein Herz mit allem Fleiße, denn daraus kommt alles Leben.“ Spr. 4, 23. Hieraus folgt, daß die erste Sorge eines Menschen, der dem Willen Gottes gemäß leben will, auf die Heiligung seiner Gedanken abzielen muß, weil von ihr die Heiligkeit des Willens und des Lebens abhängt. Darum, „wasche dein Herz rein von Bosheit, Jerusalem, daß du gerettet werdest. Wie lange noch sollen verderbliche Gedanken bei dir verweilen?“ Jerem. 4, 14. Reinige dich vom Aussatze des Herzens, damit du nicht zu Grunde gehest.

2) Zum zweiten kommt der Aussatz vom Munde; d. i., wenn du deinem Nächsten übel nachredest und ihn von seinen Ehren lügest, siehe, dann ist dein Mund unrein und ist aussätzig. Daß das wahr sei, davon finden wir eine Urkunde im alten Testamente im vierten Buch des Moses, 12. Kap. Da lesen wir, daß Maria und Aaron wider Moses redeten um seines Weibes willen, der Aethioperin, und sprachen: Hat der Herr nur durch Moses geredet, hat er nicht auch zu uns geredet? Und der Herr hörte es, (es war aber Moses, der sanfteste Mann unter allen Menschen, die auf Erden wohnten), und sprach alsbald zu ihm, und zu Aaron und Maria: Kommet ihr drei allein zum Zelte des Bundes. Und da sie hineingegangen waren, kam der Herr herab in der Wolkensäule, und stand im Eingange des Zeltes, und rief Aaron und Maria. Und als diese kamen, sprach er zu ihnen: Höret meine Worte: Ist Jemand unter euch ein Prophet des Herrn, dem will ich im Gesichte erscheinen, oder im Traume zu ihm reden: aber nicht also mein Knecht Moses, der in meinem ganzen Hause der treueste ist; denn von Mund zu Mund rede ich mit ihm, und offen und nicht durch Räthsel und Gleichnisse schauet er den Herrn. Warum also habt ihr euch nicht gefürchtet, herabzusetzen meinen Knecht Moses? Und er zürnte über sie und ging hinweg, zugleich wich auch die Wolke, die über dem Zelte war: und siehe, Maria ward weiß von Aussatz wie Schnee. Und da Aaron sie beschaute, und sah, daß sie von Aussatz überronnen sei, sprach er zu Moses: Ich bitte, mein Herr, laß die Sünde nicht auf uns bleiben, die wir thöricht begingen, damit diese nicht einer Todten gleich werde, siehe, schon die Hälfte ihres Fleisches ist vom Aussatze zerfressen. Und Moses rief zum Herrn und sprach: O Gott, ich bitte, heile sie! Und sie ward geheilt. — Siehe, mein Christ! damit habe ich dir bewährt, daß du von übler Nachrede auch aussätzig wirst. Freilich, würden alle Nachreder aussätzig werden, so gäbe es viele Aussätzige in der Welt. Daran kehre du dich aber nicht; denn verschont dich Gott hier am Leibe, so schlägt er dich dort an der Seele mit dem ewigen Aussatz. Darum merke wohl auf

deine Worte, und rede Niemanden übel nach, daß dir nicht geschehe, wie Maria geschah. Darum gebot unser Herr (3. Mos. 13, 45.), daß die Aussätzigen allezeit ein Tuch vor ihrem Munde trügen, daß von ihrem Athem Niemand siech werde: siehe, so soll auch dein Mund allweg bedeckt sein, daß Niemand von deinen Worten siech werde an Ehre oder an Gut. Es spricht St. Paulus: Omnis sermo malus ex ore vestro non procedat. Es soll kein böses Wort aus euerm Munde gehen. Das gilt nicht blos den Ehrabschneidern und Verläumdern, es gilt auch denen, die falsch schwören, bösen Rath geben, in der Beicht lügen, wider den Glauben und die guten Sitten reden, fluchen, Gott lästern, kurz Allen, die mit der Zunge sündigen: die sind alle aussätzig, und stecken oft Viele mit ihrem Aussatze an, daß diese, gleich wie sie, ewig verloren gehen, oder fügen ihnen zeitlich unersetzlichen Schaden zu. Achitophel gab so bösen Rath, daß viele tausend Menschen das Leben davon verloren. Balaam gab einen Rath, daß vierundzwanzigtausend davon das Leben lassen mußten. Die schlimmen Rathgeber der Fürsten bringen oft Unzählige um Ehre, Gut und Leben. Die wider den heiligen Glauben und wider die Sitten reden, haben auch einen gar schlimmen Aussatz: sie stecken gar Manchen mit ihrem Aussatz an, daß ihm nimmer zu helfen ist. Auch die Gotteslästerer richten gräuliches Unheil an: um der Lästerung des Sennacherib willen schlug der Engel des Herrn in einer Nacht hundertundfünfundachtzigtausend Mann im Lager der Assyrier. Darum hütet euch vor dem Aussatze am Munde; setzet eine Wache vor eueren Mund und eine Thüre an euere Lippen, daß ihr dadurch nicht zu Falle kommet, und euere Zunge euch nicht zu Grunde richte.

3) Zum dritten kommt der Aussatz von den Werken, d. i. wenn du ungerecht Gut an dich bringst: siehe, von dem ungerechten Gute wirst du auch aussätzig. Deß finden wir auch eine Urkunde im alten Testamente im vierten Buche der Könige, 5. Kap. Da lesen wir, daß ein Herr war in Syrien, Namens Naaman, der war aussätzig. Der kam zu dem Propheten Elisäus, und bat ihn, daß er ihn gesund mache. Der Prophet hieß

ihn siebenmal sich waschen in dem Jordan, dann werde er gesund. Naaman that, wie ihn der Prophet geheißen hatte. Und da er gesund geworden, kam er wieder zu dem Propheten und wollte ihm groß Gut deßhalb geben. Der Prophet wollte aber nicht. Da hatte er einen Knecht, Namens Giezi. Da der sah, daß sein Herr kein Gut wollte nehmen, da lief er dem Naaman nach, und bat ihn, daß er seinem Herrn etwas sende, denn es wären eben jetzt zwei Jünglinge, von den Söhnen der Propheten, zu seinem Herrn gekommen, und denen hätte er nichts zu geben. Sogleich gab ihm Naaman zwei Talente Silbers und zwei Feierkleider. Und am Abend stand Giezi vor seinem Herrn. Und Elisäus sprach: Woher kommst du, Giezi? Er antwortete, dein Knecht ist nirgends hingegangen. Er aber sprach: War mein Herz nicht dabei, als der Mann sich wandte von seinem Wagen dir entgegen? Also hast du nun Silber empfangen, und Kleider angenommen, um Oelgärten zu kaufen, und Weinberge und Schafe und Rinder und Knechte und Mägde: aber auch der Aussatz Naamans wird dir anhangen, dir und deinen Nachkommen in Ewigkeit. Und er ging hinaus von ihm aussätzig wie der Schnee. Das ist der alte Bund; was dort leiblich geschah, war ein Vorbild dessen, was uns Christenleuten an der Seele geschehen sollte. Wer ist nun Giezi, der da dem Herrn Naaman sein Gut abbetrog? Das sind alle die, die ihrem Nächsten ihr Gut abbetrügen: wie viele immer dessen genießen, die sind alle ewiglich an ihrer Seele aussätzig vor dem allmächtigen Gott. Wehe dir, Geiziger! daß so manche tausend Seelen durch dich verworfen werden wegen derselben Aussätzigkeit in den Abgrund der Hölle, daß ihnen nimmer zu helfen ist in Ewigkeit. Denn, wie nicht blos Giezi, sondern auch alle seine Nachkommen mit dem Aussatze geschlagen wurden wegen des ungerechten Gutes, so werden auch alle die, die das ungerechte Gut wissentlich erben und es nicht wieder erstatten, aussätzig an der Seele in Ewigkeit. Darum sollt ihr Kinder eher von eueren Vätern laufen, ehe ihr das ungerechte Gut von ihnen erbet; fristet lieber euere Tage als arme Knechte oder Mägde, denn es ist doch weit

besser ein mühselig Leben hier auf Erden, als daß ihr hier eine kurze Zeit wohl lebet, dann aber immer und ewig mit dem Teufel gemartert werdet in der Hölle. Seid lieber arm aus Liebe zu Gott, denn er war auch arm hier auf Erden um euertwillen, und spricht in dem heiligen Evangelium: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich.“ Wenn Einer in einem Hause aussätzig wurde, so mußten, so lieb auch Kind, Vater und Mutter einander waren, sie sich doch von einander scheiden, das Kind von dem Vater, und der Vater von dem Kinde, und die Mutter von dem Kinde, und die Frau von dem Manne, und der Mann von der Frau, und der Bruder von der Schwester, und die Schwester von dem Bruder, wenn sie aussätzig wurden. So sollen sie sich auch scheiden, wann sie aussätzig sind an der Seele durch ungerechtes Gut. Denn dieser Aussatz ist unendlich schädlicher als des Leibes Aussatz: dieser währt nur eine Zeitlang, so lange der Mensch lebt, aber wenn er stirbt, so ist die Seele so licht und schön, wie des herrlichsten Kaisers Seele, der je die Krone trug, wenn sie nämlich ohne Todsünde ist. Der Aussatz vom ungerechten Gute ist tausendmal schädlicher. Denn der bewirket, daß man verstoßen wird aus der Gemeinschaft der heiligen Christenheit, und von allen Freuden, die die Heiligen im Himmel haben, und von der Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes. Schande über dich, Geiziger, daß du dem Allem entsagen willst um ein wenig Gut, das du ja doch zurücklassen mußt, und vergänglich und trügerisch ist! Darum weil dieser Aussatz so schädlich ist, so traget Sorge, daß ihr nicht davon angesteckt werdet, und fliehet deßwegen die aussätzigen Leute alle. Ihr Väter und Mütter sollet euere Kinder nicht geben ihren Kindern, sonst verkauft ihr sie in den ewigen Tod. Ihr Knechte und Mägde sollet nicht in ihre Dienste treten, denn Alles was sie euch geben ist aussätzig. Ihr Söhne und Töchter sollet sie fliehen, daß ihr das ungerechte Gut nicht erbet, sonst werdet ihr so aussätzig wie sie an Leib und Seele.

Nun sollet ihr merken, wie der Aussatz der Seele geheilt wird. Er wird geheilt durch drei Dinge: durch die Taufe, durch

Reue und Buße. Auch davon finden wir eine Urkunde im alten Testamente, in der Heilung des Naaman. Den sandte sein Herr, der König von Syrien, bei dem er ein Heeresfürst war, mit einem Briefe an den König von Israel, damit er ihn heile vom Aussatze. Dieser aber sandte den Naaman zu Elisäus, dem Prophet, welcher demselben befahl, sich siebenmal im Jordan zu waschen. Als Naaman das gethan, da ward sein Fleisch so gesund, wie das Fleisch eines kleinen Knaben, und er ward rein. Wer ist nun Naaman, den sein Herr sandte zu dem Propheten, daß er ihn gesund mache? Siehe, das ist der allmächtige Gott, der hat dich gleich nach deiner Geburt zu deinem Priester gesendet, und der hat dich gesund gemacht durch das heilige Wasser der Taufe. Und wenn du nach der Taufe wieder schwere Sünde begehest, so sendet er dich wieder zu deinem Priester; der befiehlt dir, daß du dich im Jordan siebenmal waschest. Jordan heißt so viel als ein Bach des Gerichtes; d. i. also, du sollst dich waschen in dem Gerichte der Beicht, und sollst so viel über deine Sünden weinen, daß ein Bach von deinen Augen fließt, in welchem du den Aussatz der Seele abwäschst. Du sollst dich siebenmal im Jordan waschen, d. h. du sollst die sieben Hauptsünden zu sieben Malen beweinen; dann wirst du gesund, dein Fleisch wird so frisch wie das eines Kindes, d. i. du wirst so ganz ohne Sünde, wie das Kind, wenn es erst getauft worden ist. Das ist aber nicht genug, daß du reumüthig beichtest, du mußt auch Buße thun und Genugthuung leisten, d. i. das ungerechte Gut zurückgeben und allen denen vergüten, die du beschädiget hast. Davon lesen wir eine Urkunde im alten Testamente. Da lesen wir, als der Herr dem Moses in der Wüste erschien, und ihn zum Könige Pharao senden wollte, daß er das Volk Israel ziehen ließe, da sprach Moses: Herr, was für ein Zeichen gibst du mir, daß sie mir glauben? Da sprach der Herr: Stecke deine Hand in deinen Busen! Da er sie nun in den Busen steckte, und wieder herauszog, war sie aussätzig wie Schnee. Und er sprach: Stecke deine Hand wieder in deinen Busen! Und er steckte sie hinein, und zog sie wieder heraus, da

war sie gleich dem andern Fleische. (2. Mos. 4.) Siehe, wie des Moses Hand aussätzig ward, da er sie in den Busen steckte, so wirst du aussätzig an deiner Seele, wenn deine Hand unrecht Gut nimmt und du das dann in deinen Busen steckest: so lange es darin liegt, mußt du aussätzig sein. Sobald du aber deine Hand mit dem ungerechten Gute wieder herausziehest, um es zu erstatten, so wirst du gesund an der Seele. Bittet nun alle unsern Herrn, daß, wie er die zehn Aussätzige heute hat gesund gemacht, er uns also auch an der Seele gesund mache! Amen.

Auf den vierzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Was wir vor Allem suchen sollen.

„Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit: so wird euch dieses alles zugeben werden.“ Matth. 6, 33.

Was bald nach Erschaffung des Menschen vorgefallen, wissen wir leider Alle. Ist zwar nicht schön, doch die Wahrheit, daß unsere ersten Eltern mit uns Nachkommen nicht viel besser, denn als treulose Verräther gehandelt, indem sie uns den Himmel um einen liederlichen Apfel verscherzten. „Sie gaben all ihr Kostbares um Speise, sich zu erquicken. Sieh, Herr, und schaue, wie verächtlich ich geworden,“ seufzt in der Person der Stadt Jerusalem Jeremias (Klagel. 1, 11.). Schweige, irdisches Jerusalem, zu deiner Verachtung! Gegen das himmlische Jerusalem bist du geringer als der Schatten gegen die Sonne. Was es Kostbares geben kann, läßt sich da finden. Wie der heilige Apostel Johannes es geschaut, sind die Grundsteine der Mauer dieser Stadt mit allerlei Edelsteinen geschmückt; die zwölf Thore der Stadt sind zwölf Perlen; die Gassen der Stadt reines Gold, wie durchscheinendes Glas (Offb. 21.). Diese Kostbarkeiten alle sammt der Stadt, o kindischer Tausch! haben unsere ersten Eltern dem leidigen Satan um eine Speise gegeben, und durch diese Verrätherei uns alle so verächtlich gemacht, daß wir des Feindes Sklaven wurden und bis auf diese Stunde im Elend herumlaufen.

Doch, wir wollen nicht müßig seufzen und klagen, sondern

die durch Verrätherei verlorene Stadt mit Gewalt wieder zu gewinnen suchen. — Hierüber ist in dem Kriegsrath der streitbaren Kirche Gottes consultirt worden, und endlich dieser Beschluß ergangen, daß, weil der Himmel ein Schlüssel der seligen Ewigkeit und an ihm dem menschlichen Geschlecht Alles gelegen ist, vor Allem zu einer Belagerung des himmlischen Jerusalems Anstalt gemacht und solches wieder erobert werden solle. Zur Beschleunigung dessen ließ Jesus, der streitbaren Kirche Feldherr, durch den heiligen Evangelisten Matthäus ein Dekret ausfertigen und darin an seine streitenden Christen folgende Ordre ergehen: „Suchet zuerst das Reich Gottes, so wird euch alles Uebrige zugegeben werden.“ Feiert nicht lange, nehmet eueren Marsch geraden Wegs auf die Himmelsfestung zu, belagert sie, und sucht durch Gewalt der Waffen wieder an euch zu bringen, was durch Verrätherei euerer Voreltern verloren ging. Dieses Unternehmen wird euch nicht reuen, denn den Himmel wieder erobern, wird eben so viel sein, als über die drei Hauptfeinde Meister werden: der Welt, dem Fleisch und dem Teufel obsiegen, das Feld behaupten und Alles gewinnen. Freuet euch, streitende Christen! Wenn ihr euch des Himmels bemächtigt, dürft ihr euch um nichts Anderes mehr sorgen: Das Uebrige wird euch Alles zugegeben werden. Alles Heil beruht allein im Himmel. Diese Festung ist der Schlüssel zur seligen Ewigkeit. Wer als Sieger diesen einmal in Händen hat, ist des Feindes auf ewig versichert, ewig versorgt, ewig glückselig. Mit diesem Ort fallen dem Sieger unbeschreibliche Schätze anheim. „Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, hat Gott denen bereitet, die ihn lieben.“ 1. Kor. 2, 9. Wer sich größere Schätze und Güter, als die himmlischen sind, zu erobern einbildet, den Himmel fahren läßt und das Irdische sucht, handelt wie ein seines Heiles vergessender Christ und wie ein treuloser Soldat, weil es der ergangenen göttlichen Ordre zuwider ist.

1) Nach Gottes weisester Anordnung soll der Mensch vor Allem nach Gott und dem Himmlischen trachten. Darin beruht, wie der englische Lehrer Thomas von Aquin anmerkt, das Ziel und Ende seiner Erschaffung. „Das Ziel und Ende der Erschaffung des Menschen ist, Gott anhängen." Es wäre unnöthig, daß der Mensch lebte; nachdem er aber erschaffen worden, erfodert es seine Pflicht, daß er vor Allem sein Absehen auf Gott richte, und, um sich mit ihm auf ewig vereinigen zu können, das Himmlische suche.

Es ist also der Mensch nicht erschaffen, wie sich mancher leichtsinnige Christ einbildet, daß er nach seiner oder eines Andern Lust lebe. Nicht erschaffen, daß er sich in die Liebe der Geschöpfe versenke. Nicht erschaffen, daß er Reichthum, vergängliche Güter und seiner Sinne Ergötzlichkeit suche. Nicht erschaffen, daß er durch groß Geld und Gut seinen und der Seinigen Namen verewige. Nicht erschaffen, daß er überflüssige Mahlzeiten anstelle, Gold und Silber aufhäufe, dem Schatten der Ehre und des Ruhmes nachjage. Diese und dergleichen Absichten laufen der göttlichen Ordre schnurstracks zuwider; denn weil sie Gott und den Himmel bei Seite setzen, hingegen ganz auf das Zeitliche sich verlegen, kommen sie dem Ziel und Ende ihrer Erschaffung nicht nach, welches ist: Gott anhängen, und nach dem Himmel trachten, um sich mit ihm auf ewig vereinigen zu können.

In der Finsterniß des Heidenthums hat Empedokles, der Weltweise, doch noch so viel Licht gehabt, daß er das Ziel und Ende seines Lebens auf's wenigste unvollkommen erkannte. Gefragt, warum er lebe, hat er geantwortet: „Damit ich den Himmel anschaue. Nehme mir diesen weg, so werde ich Nichts sein, und es wird der Mühe nicht werth sein, daß ich lebe." Manchen aus den Christen macht dieser Heide zu Schanden. Was die Nachteulen des blinden Heidenthums gesehen, wollen die Adler der erleuchteten Cheistenheit nicht erkennen. In Erkenntniß des Irdischen sind wir scharfsichtig, in Ergründung des Himmlischen stockblind. So viel Licht der Vernunft, als dieser Heide gehabt, traue ich vielen aus uns Christen nicht zu, weil die leidige Er-

fahrung lehrt, daß die meisten vom Ziele ihrer Erschaffung abweichen, nicht leben, damit sie den Himmel anschauen und nach dem Ewigen trachten, sondern zur Befriedigung ihrer Gelüste wie die Maulwürfe in der Erde herumwühlen.

Wenn Salomo von den Todten auferstünde und sich auf der jetzigen Welt umschaute, ich bin versichert, er fragte wieder, wie seiner Zeit, Fürsten und Herren, Edle und Bettelleute, Bürger und Bauern, Geistliche und Weltliche: „Quis ascendit in coelum? d. h. Wer aus euch steigt in den Himmel auf?" Sprüche 30, 4. Man möchte schier meinen, die halbe Welt habe sich verschworen, jenes Sprüchwort der Lateiner zu befolgen: „Quae supra nos, nihil ad nos, d. i. was über uns ist, kümmert uns nicht;" und die Worte des Psalmisten fälschlich für sich auszubeuten: „Coelum coeli Domino, terram autem dedit filiis hominum. Der Himmel des Himmels ist des Herrn, aber die Erde hat er den Menschenkindern gegeben." Ps. 113, 24.

Steht auf von den Todten, ihr Heiden, und macht solche Christen zu Schanden. Stehe auf, Empedokles, und frage sie, was sie dann sein werden, wenn sie den Himmel nicht haben. „Tolle coelum et nullus ero, sagt dieser Weltweise; nehme mir den Himmel, so werde ich Nichts sein." Werden die Christen dann vielleicht mehr sein? Auch sie werden Nichts sein gleich den Heiden. Ohne den Himmel Nichts als ein leerer Traum, der den Schlafenden bald belästigt, bald schreckt; bald lachen, bald weinen macht; bald bereichert, bald beraubt; bald auf hohe Berge führt, bald in tiefe Wasser stürzt, und in Einem wie in dem Andern die Nachtruhe verkürzt. Nichts werden sie sein gleich den Heiden. Ohne den Himmel Nichts als eine elende Seifenblase, die, wenn sie eine kurze Zeit mit falschen Farben die Augen geblendet, plötzlich in der Luft zerplatzt. Ohne den Himmel Nichts als eine Mißgeburt der Natur, eine Zielscheibe des Fluchs, ein Erbe der Hölle. Indem sie nämlich der göttlichen Ordre nicht nachkommen, dem Ziel und Ende ihrer Erschaffung zuwiderhandeln, das Irdische suchen und das Himmlische fahren lassen, sitzen sie letztlich zwischen zwei Stühlen nieder, kommen

um das Zeitliche und verscherzen das Ewige. Doppelt unglückselig, weil sie die Erde, der sie anhängen, nicht haben, und den Himmel, der ihnen bestimmt war, verlieren.

Was haltet ihr, liebste Zuhörer, von einem, der, wenn ihm die Schuhe zu eng sind, sich ein Stück vom Fuße schneidet, damit er in die Schuhe könne? Billig würdet ihr einen solchen für unsinnig erklären. Eine gleiche Thorheit begehen diejenigen, die in das Irdische vertieft das Eisen dem Golde, den Leib der Seele, die Zeit der Ewigkeit, die Erde dem Himmel vorziehen. Warum soll das Irdische den Vorzug haben? Die Erde ist unter uns, daher zu verachten und mit Füßen zu treten, nicht anzubeten. Es steht uns Menschen übel an, wenn wir Herz und Haupt die Tiefe abwärts zur Erde neigen, die wir den Himmel anzuschauen aufrecht erschaffen worden. Dahin sollen wir streben, wohin die Augen zielen. Damit sie das Obere suchen, hat sie Gott am Menschen erhöht. Wir sind in die Welt gekommen, nicht daß wir von der Welt sein sollen, sondern über die Welt herrschen und das Himmlische suchen. Jene zu verachten und nach diesem zu trachten, sagt uns die Vernunft, ermahnet uns die heilige Schrift, befiehlt uns Gott.

2) Die Vernunft sagt uns: Jenes ist vor Allem zu suchen, welches gefunden das Höchste und Kostbarste ist. Wer in den Wald geht, Bauholz zu fällen, haut keine Tannenbäume um, wenn er Cederbäume haben kann. Wer in der kaiserlichen Schatzkammer aus vielen einen Edelstein für sich heraussuchen darf, nimmt keinen Smaragd, wenn kostbare Diamanten dabei liegen. Wer sich auf den Bergbau verlegt, und anstatt Eisen oder Blei Silber oder Goldadern haben kann, erwählet die letztere. Warum nicht auch der Mensch den Himmel vor der Erde?

Diese zu verachten und jenen zu betrachten, lehret uns die heilige Schrift. „In principio creavit Deus coelum et terram. Im Anfange hat Gott Himmel und Erde erschaffen." 1. Mos. 1, 1. Merket die Abtheilung der göttlichen Weisheit. Gott erschuf, sagt die Schrift, Himmel und Erde. Zuerst wird der Himmel genannt, alsdann die Erde. Vielleicht ohne Ursache? Nichts

weniger. In Erschaffung Himmels und der Erde hat er besagte Ordnung eingehalten, uns zu lehren, welches aus beiden wir zuerst suchen sollen. Was der Schöpfer seiner Würdigkeit halber dem andern vorgezogen, soll das Geschöpf nicht nachsetzen.

Diese Ordnung zu halten, ermahnet uns der göttliche Mund in den obenangeführten Worten bei Matthäus am 6. Kap. 33. V.: „Quaerite primum regnum Dei: Suchet zuerst das Reich Gottes." Zuerst, nicht zuletzt, wie Jene, die Gott und ihr Seelenheil vergessend ihr Lebenlang essen, trinken, spielen, tanzen, kurzweilen, hofiren, und zu guter Letzt auf dem Todbette an die Brust klopfen, und mit einem dreifachen mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa ungehindert wollen in den Himmel hinein eilen. Uebereilet euch nicht, sonst möchtet ihr den Kopf verstoßen. — Wenn dein Nachbar, der dir drei Eimer Weines zu geben schuldig ist, denselben mit Andern austrinken oder zu deinem größten Mißfallen Andern schenken würde, dich aber mit der Hefe, die unten im Faß liegt, befriedigen wollte: wärst du zufrieden? Ich möchte es mit dir nicht wagen: warum denn du mit Gott? Die Welt soll den dritten Theil deines Lebens haben, Gott aber die letzten Paar Tage: ist dieß redlich getheilt? Gott sagt Nein dazu. Es heißt nicht: Suchet am Ende das Reich Gottes, sondern zuerst!

Quaerite primum regnum Dei, suchet das Reich Gottes zuerst. Nicht Haus und Hof, nicht Geld und Gut, nicht Schätze und Reichthümer, nicht Ehren und Würden, nicht Scepter und Infula, nicht Kron und Thron, wie der Menschen Brauch ist, bei welchen das Reich Gottes gewöhnlich das letzte sein muß, nach der alten, gut heidnischen Lehre: „Quaerenda pecunia primum, Virtus post nummos: Willst du fortkommen in der Welt, Such vor Allem Gut und Geld, Nach dem Geld die Tugend." Schweig, Betrüger! es heißt nicht so. Quarite primum regnum Dei, sagt die Schrift, sucht zuerst das Reich Gottes, ohne Rücksicht auf Herren-, Hof-, Haus-, Amtsgeschäft und was dergleichen Steine des Aergernisses mehr sind, die der Teufel dem Menschen in den Weg legt, ihn um den Himmel zu bringen. Gott gebührt die Ehre, er ist Herr.

Dreimal in einer Stunde, da er gerade sein Brevier betete, wurde der heilige Ludger, Bischof von Münster, vom Kaiser Karl dem Großen nach Hof berufen, über wichtige Reichsgeschäfte sein Gutachten zu geben, kam aber nicht eher, als bis er sein Gebet beendigt hatte. Als er darnach bei dem Kaiser sich anmelden ließ, sah ihn der Kaiser trutzig an und fragte: „Wie oft müssen wir noch um euch schicken?“ „Aus zwei Herren, antwortete Ludger, hat der größere den Vorzug. Ich war damals eben im Gespräche mit Gott; dieses abzubrechen und einem Menschen aufzuwarten, wollte sich nicht ziemen.“ Keck, aber wohl geredet. Dem frommen Kaiser gefiel die Antwort, und er lobte ihn darum. — Mit diesem heiligen Bischof werden ein ewiges Lob Alle verdienen, die der ergangenen göttlichen Ordre oder Anordnung gehorsam nachleben, vor Allem Gott suchen und nach dem Himmel trachten. Weder Welt, noch Fleisch, noch Teufel soll uns davon abhalten. Unser Marsch soll den geraden Weg dem Himmel zugehen, vor diese Festung wollen wir uns legen, dieselbe belagern und so lange einschließen, bis sie wird unser sein.

Es wird zwar blutige Köpfe davor absetzen, hat aber wenig zu bedeuten: dieß achtet ein frommer, seines Heiles beflissener Christ nicht. Hier gilt es: entweder siegen oder sterben; das sei unser Wahlspruch. Was hat es zu bedeuten, wenn es gleich Stöße absetzt? Gilt es doch den Himmel, ohne welchen wir nichts sind. Entweder siegen oder sterben und ewig verderben: eines aus beiden muß sein. Laßt euch durch die blutigen Köpfe nicht schrecken, streitende Christen! Es ist weit besser, zeitlich streiten, als ewig leiden. Amen.

Inhalt.

Inhalt.

Göbel, Fr.

Verschämte Predigten Schwarzbrod für's Christenvolk

Bd.: 3

Regensburg 1861